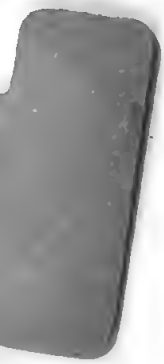
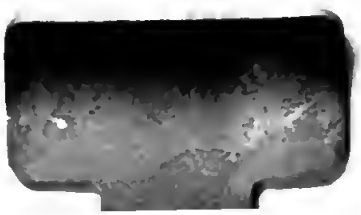
B°. 7
—
25





Digitized by Google

Ludwig I.

König von Bayern.

Von

Carl Theodor Heigel.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1872.

21. — 25.

Ludwig I.

König von Bayern.

Ludwig I.

König von Bayern.

Von

Carl Theodor Heigel.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1872.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

Seiner Königlichen Majestät

Ludwig II.

König von Bayern

in allertiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Inhalt.

		Seite
I.	Jugendzeit	1
II.	Lehrjahre	8
III.	Nach Italien	15
IV.	Das Kriegsjahr 1805. Verhältniß zu Napoleon. Der erste Kriegsdienst 1807	19
V.	Reisen nach Italien und der Schweiz. Der Feldzug 1809. Vermählung	25
VI.	Die Befreiungskämpfe. Auf dem Wiener Kongreß. Der Feldzug 1815	33
VII.	Reisen nach Rom, 1817—1818, 1820—1821	46
VIII.	Die Glyptothek	55
IX.	Familienleben	63
X.	Antheil an der Politik in den Restaurationsjahren 1816—1825. Sturz des Ministeriums Montgelas. Konkordat. Pläne zur Wiedergewinnung der badischen Pfalz. Das bayerische Verfassungswerk. Der erste Landtag. Sympathien für Griechenland	69
XI.	Thronbesteigung und erste Regierungshandlungen. Verlegung der Hochschule von Landshut nach München	83
XII.	Neue Bemühungen für Wiedergewinnung der Jungpfalz. Zollverträge. Landtag 1827—1828. Kultusverhältnisse. Schulreformen. Preßwesen	94
XIII.	Reisen im Lande. Die Grundsteinlegung zur Walhalla	104
XIV.	Aufschwung des Kunstlebens in München. Neue Bauten. Kunstsammlungen	113
XV.	Politische Bewegung nach der Julirevolution. Die Dezemberunruhen 1830 in München. Der Landtag 1831	129
XVI.	Das Ministerium Wallerstein. Unruhen in der Pfalz und in Franken. Politische Prozesse	139
XVII.	Die Erhebung Otto's auf den griechischen Thron. Die Regentschaft. Reise Ludwig's nach Griechenland	149

Seite

XVIII. Der Landtag 1834. Sociale Unternehmungen und Reformen. Anfänge der kirchlichen Bewegung. Der Landtag 1837 . . . 168
XIX. Eigene Regierungsthätigkeit des Königs 176
XX. Bayerns Bundestags- und äußere Politik. Errichtung deutscher Nationaldenkmale 185
XXI. Kirchen- und Schulwesen unter Abel 200
XXII. Die Landtage 1840—1846. Streifblicke auf das Gebiet der Staatsverwaltung 221
XXIII. Aus dem Privatleben 240
XXIV. Die Vorgänge in München vom Oktober 1846 bis zum Februar 1847. Das Memorandum. Sturz des Ministeriums Abel. Das Ministerium Zu Rhein-Maurer. Der Landtag 1847 257
XXV. Das Ministerium Wallerstein-Berks. Die Februar-Exzesse 1848 in München. Die deutsche Bewegung. Das Königliche Patent vom 6. März. Neue Unruhen. Abdankung des Königs . . . 272
XXVI. Römische Tage 288
XXVII. Die Malerei in München. Neue Pinakothek 299
XXVIII. Schöpfungen der Plastik 316
XXIX. Werke der monumentalen Baukunst 329
XXX. Vom Throne herabgestiegen 348
XXXI. Ludwig's Tod 369
XXXII. Ueber Quellen und Hilfsliteratur 378
XXXIII. Zusätze und Berichtigungen 385

Jugendzeit.

„Das sollte mir die theuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde!"

Dies patriotische Wort wurde von dem bayerischen Kurprinzen Ludwig im Jahre 1805 zu Straßburg gesprochen, als dort Kaiserin Josephine ihr Hoflager hielt um die französischen Erfolge in Süddeutschland durch glänzende Feste feierte. Sein Wunsch aber galt dem schönen Straßburg und schmerzlich ist's, daß der Fürst, dessen Lebensgeschichte zu schreiben wir unternommen haben, den Tag nicht mehr sah, an welchem jener Traum seiner Jugend in Erfüllung ging, und wieder deutsche Fahnen vom Münster wehten.

Es steht zu Straßburg ein stattlicher Palast im Renaissancestyl, der Zweibrücker Hof genannt, mit seinen Façaden nach der Promenade le Broglie und der Brandgasse gekehrt. Hier wohnte Herzog Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, während er als Oberst des Regiments d'Alsace sich in Straßburg aufhielt, und in diesem Hause erblickte sein erstgeborner Sohn Ludwig Carl August am 25. August 1786 das Licht der Welt.

König Ludwig XVI. von Frankreich und der regierende Herzog von Zweibrücken Carl August waren seine Pathen. Die Geburt des Prinzen wurde um so freudiger in der Pfalz wie in Bayern begrüßt, als sie die Zukunft des Fürstenhauses sicherte; denn Carl Theodor wie der regierende Herzog von Zweibrücken waren kinderlos. Allenthalben wurden Festlichkeiten veranstaltet und herzlich gemeinte Jubelreden gehalten. Einer der Festredner in Heidelberg war Jung Stilling. Die

Stadt München entsandte eine Bürgerdeputation an den glücklichen Vater. Der nahm die Segenswünsche sehr gnädig entgegen, hob den Prinzen selbst aus der Wiege und legte ihn einem der Bürger in die Arme. „Sagt den Euren zu Hause," sprach er, „daß ich sie nicht minder liebe, wie diesen meinen Sohn!"

Die Nachrichten über Ludwigs Mutter, Auguſta, jüngſte Tochter des Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt, ſind nur ſpärlich, aber übereinſtimmend darin, daß ſie eine liebenswürdige Erſcheinung und von überaus milder und gütiger Sinnesart geweſen ſei. Sie war eine warme Freundin der Kunſt; eine von ihr gemalte Aquarelle wird im Münchener Nationalmuſeum aufbewahrt.

Die trefflichen Eigenſchaften von Ludwigs Vater ſind bekannt; ſie bildeten, als er ſpäter den bayeriſchen Thron beſtieg, das Glück ſeines Volkes, und der Juriſt Feuerbach, der wahrlich kein blinder Bewunderer der bayeriſchen Zuſtände jener Periode war, gab nur der Wahrheit die Ehre, da er Maximilian Bayerns Heinrich IV. nannte. Zu Straßburg war er wegen ſeines jovialen Charakters, ſeiner Freigebigkeit und Leutſeligkeit der allgemeine Liebling, und wie ſeine Soldaten an ihm hingen, zeigt eine heitere Epiſode aus den Tagen kurz nach der Geburt des Erbprinzen. Bei einer Muſterung ſeiner Grenadiere bemerkte er mit Erſtaunen, daß alle Knebelbärte verſchwunden waren. Auf ſeine Frage wurde ihm ſtatt der Antwort ein Wiegenkiſſen präſentirt, das mit den Bärten der Soldaten gepolſtert war. Ein ſeltſames Wiegengeſchenk: aber das Opfer war jedenfalls Manchem ſchwer geworden!

Der heranwachſende Prinz erhielt eine durchaus militäriſche Erziehung; das Pathengeſchenk Ludwigs XVI. war ein franzöſiſches Oberſtenpatent geweſen. Die Anſchauungsweiſe des Vaters blieb immer der franzöſiſchen verwandter, als der deutſchen, aber der Sohn bewahrte ſich bis an ſein Lebensende, das ihn, wie der Zufall wunderlich ſpielt, ebenfalls auf franzöſiſchem Boden überraſchte, die wärmſte deutſch-patriotiſche Geſinnung.

Jene Aeußerung, welche wir am Eingang erwähnt haben, charakteriſirt ſeine Sympathien deutlich genug. Er that ſie, als die dritte Coalition der Mächte den Krieg gegen Napoleon aufgenommen und Bayern, von begründetem Mißtrauen gegen den öſtlichen Nachbarn

und von verwerflicher Hoffnung auf neuen Ländererwerb geleitet, auf Seite Frankreichs getreten war. Eine Reise durch die Schweiz und das Elsaß hatte damals den Prinzen nach Straßburg geführt, und er mußte als Josephinens Gast Theilnehmer der Siegesfeste sein, die seinem Herzen widerstrebten. Uebrigens kam das kühne Wort, das er im Unmuth zum Begleiter sprach, Napoleon zu Ohren, und noch nach vier Jahren hatte der Kaiser es nicht vergessen. Unter Zornergüssen und Drohungen erzählte er es zu Schönbrunn dem österreichischen General Bubna. Auch dem englischen Staatssekretariat des Aeußern ward es hinterbracht und zwar durch d'Antraigues in Berlin, der seiner Meldung die Worte beifügte, welche sein Freund Johannes von Müller sprach, als er die Aeußerung des Prinzen hörte: „Gott! warum nicht den gleichen Sinn in alle deutschen Fürstenherzen, und unser wäre der Sieg und nie wäre solche Schmach über uns gekommen!"

Dem Aufenthalt der herzoglichen Familie in Straßburg wurde ein unerwartetes Ende gesetzt. Auch dort bildete sich im ereignißschweren Jahre 1789 ein Jakobinerklub, dessen Initiative bald Willige und Unwillige zum Kampf gegen das Bestehende rief; das Rathhaus wurde gestürmt, die rothe Fahne aufgesteckt und das Martialgesetz proclamirt. Max Joseph mußte Straßburg verlassen. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Darmstadt und Oggersheim ließ er sich mit den Seinen in Mannheim nieder. Sein Haus, früher Eigenthum des Freiherrn von Venningen, war allen Emigranten, von denen damals die Rheingegenden überfüllt waren, gastlich geöffnet.

Hier in Mannheim, dem ein wahres Eden, der Schwetzinger Park angrenzt, verlebte Prinz Ludwig seine Knabenjahre. In einem 1809 geschriebenen Gedichte giebt er der Erinnerung an jene sonnigen Tage Ausdruck:

„Dich vergesse ich nie, die du Aufenthalt warst meiner Kindheit,
Pfalz! und auch, Pfälzer, euch nie; liebe euch, die ihr mich liebt!...
Wiederum sehe ich mich in Schwetzingen's Garten mit meiner
Mutter, der besten, die's gab, die unvergeßlich mir ist.
Liebliche Stelle, woselbst das Mahl wir, das ländliche nahmen,
Vor dem Hügel, auf dem raget der Tempel Apoll's ...
O Erinnerung jener zu eilig entschwundenen Tage,
Freundliches Andenken du, immerfort bist du mir frisch,

Wie ſie waren, die duftenden Blüthen des Kranzes, den reichen
Ich der Flora gewollt. Damals träumte das Kind
Sich in ſchönere Zeiten, in Hellas herrliche Fluren,
Von dem Olymp kam ihm wieder die göttliche Schaar."

In jenen liederreichen Gauen umſchlingt, wie Eichendorff ſingt, der Frühling Haus und Hof und Wald und alles Gewöhnliche, die Märchen der Vorzeit werden in der Bruſt lebendig, ein Hauch der Romantik weht überall. Aber auch an ernſter Mahnung fehlt es nicht. In dieſen geſegneten Thälern wüthete ein räuberiſcher Feind, die Heidelberger Schloßruine erinnert eindringlich genug an Melac und ſeine Horden.

Solche Tage der Trauer kehrten für die Pfalz gerade damals zurück. Der Krieg gegen Deutſchland fand im April 1792 in der Pariſer Nationalverſammlung berauſchte Zuſtimmung und bald ergoſſen ſich die ſtreitenden Heere über Pfalzbayern, das auf lange Zeit Schauplatz des Krieges blieb.

Da eine Beſchießung der Stadt Mannheim in drohender Ausſicht ſtand, mußte die herzogliche Familie abermals nach Darmſtadt flüchten. Der Kriegstumult brachte die düſterſten Bilder vor die Augen des Knaben. In den Straßen drängten ſich die Flüchtlinge, in ihrem Geleit zogen Unruhe, Schrecken, Verwirrung ein, hinter ihnen loderten alle Greuel eines furchtbaren Krieges auf. Des Prinzen königlicher Pathe ſtarb auf der Guillotine. „In welche Zeit," rief damals Johannes Müller aus, „zu welchen Ausſichten hat Gott uns beſtimmt! Raſende, wie einſt im Tſchilminar der trunkene Sohn Philipps, laufen mit Fackeln in der Hand in dem alten Gebäude der Staatsverfaſſungen umher; da brennt ein Thurm auf, dort bricht eine Zinne herab, bald ſinkt Alles in den Staub!"

Die Wehrkraft des deutſchen Reiches zeigte ſich von der kläglichſten Seite. Das gegenſeitige Mißtrauen der beiden deutſchen Großmächte lähmte alle Unternehmungen, die Regierungen der kleineren Staaten waren ohne Kraft und Energie. Feindlicherſeits zeigte die Jakobinerphraſe Cuſtine's: Krieg den Paläſten, Friede den Hütten! bald ihren wahren Werth: die Neufranken pflanzten in der Pfalz ihre Freiheitsbäume nur zwiſchen Ruinen.

Durch das plötzliche Ableben ſeines älteren Bruders Carl Auguſt

wurde Max Joseph regierender Herzog von Zweibrücken; doch war der Erbe ein Fürst ohne Land, denn die Sansculotten hielten sein ganzes Gebiet besetzt. Als Mannheim wiederholt belagert werden sollte, flüchtete der Herzog nach Neckar-Elz und kehrte erst, als der Kriegslärm sich verzog, nach Rohrbach an der Bergstraße zurück. Manulich, der Hofmaler und Günstling des verstorbenen Herzogs Carl August, der vom Herzog Maximilian zum Vorstand der bedeutenden Zweibrücker Gemäldegalerie bestimmt war, schildert in seinen Memoiren*) die Hofhaltung zu Rohrbach: „Ich verlebte glückliche Tage zu Rohrbach bei meinem neuen Gebieter. Der Zwang, dem sich Alles bei dem Fürsten, den ich verloren hatte, fügen mußte, ließ mich wie einen Schüler an diesem Hofe erscheinen, wo alle Etiquette verbannt war, wo volle Ungezwungenheit und Freiheit herrschte, die nur durch die Achtung und Liebe, die Jedermann für seinen liebenswürdigen Gebieter fühlte, in den Schranken gehalten wurden, wie sie die Würde des Wirths erheischte." In Rohrbach hielt sich auch die Schwester des Herzogs, Amalie von Baden, auf; hier waren Dalberg und sein Sohn Emmerich gern gesehene Gäste, hieher kamen die preußischen und österreichischen Generale, die der Felddienst in die Nähe des lieblichen Asyls führte.

Im Frühjahr 1796 machte der Herzog von Zweibrücken dem Reichstag Mittheilung, daß ein österreichischer General ihn von neuen Tauschplänen Oesterreichs in Bezug auf Bayern in Kenntniß gesetzt und daß er jetzt wie früher unter keiner Bedingung dazu die Hand bieten werde. Die geheimen Artikel der Friedensschlüsse von Basel und Leoben gaben das deutlichste Zeugniß, daß nur noch das Interesse für die einzelne Höfe maßgebend, nationale Tendenzen nur eine Maske seien. Jeder Staat suchte unter möglichst günstigen Bedingungen loszukommen. Auch Max Joseph begab sich nach Berlin, um mit Preußen wegen der Entschädigung für das an Frankreich verlorene Gebiet zu unterhandeln. Während seiner Abwesenheit erkrankte Prinz Ludwig lebensgefährlich, wurde aber durch den Leibarzt Besnard glücklich wiederhergestellt.

*) Das interessante Manuscript befindet sich im Besitz der Familie, doch verwahrt die Münchener Hof- und Staatsbibliothek eine Abschrift, die auf Wunsch König Ludwigs I. gefertigt wurde.

Im nämlichen Jahre schon verlor der fürstliche Knabe seine Mutter. Von ihr war noch zur Leitung des Unterrichts ein einfacher Landpfarrer berufen worden, Joseph Anton Sambuga, dessen Lehre und Beispiel von dauerndem Einfluß auf den Zögling war. Sambuga hielt sich über seine Unterrichtsstunden und die dabei geführten Gespräche ein Tagebuch, das nach seinem Tode durch Sailer veröffentlicht wurde. Diese Aufzeichnungen beweisen, daß der Lehrer nicht blos als frommer, sondern auch als denkender Mann das Bildungswerk förderte. Er bezeichnet selbst als Hauptprincip seiner Methode, es sollte im Schüler bei Allem das Selbstdenken gefördert werden, und diese Anregung in frühester Jugend ging nicht verloren. Das Streben, sich selbst von allem Erforderlichen zu überzeugen, tritt bei den Regierungshandlungen des nachmaligen Königs überall hervor; selbst gegen den Rath und die Vorschläge von Beamten, deren Wissen und Redlichkeit er hochschätzte, zeigte er Mißtrauen; sein Grundsatz lautete: Heißen thut nur die Hälfte, Selbst thut's ganz! Allerdings muß die consequente Durchführung auch zu Mißständen führen.

Es kann dem Kunstmäcen Ludwig als Hauptverdienst zugerechnet werden, daß bei allen seinen großartigen Plänen zur Förderung der Kunst ein methodischer Zusammenhang zu erkennen ist, der nicht selten bis in die Studien und Liebhabereien der Jugend zurückreicht. Der Gedanke, zur Verewigung der Verdienste großer Männer einen Ehrentempel zu bauen, erwachte schon in dem Knaben. Als Ludwig einst mit Sambuga von einer Spazierfahrt nach Schwetzingen zurückkehrte, fragte er seinen Erzieher, ob es denn einem edeln Fürsten erlaubt sei, so große Summen für sein Vergnügen aufzuwenden, da es ja doch so viele Arme gäbe. Sambuga erwiderte, die Vernunft habe nichts dagegen einzuwenden, wenn Fürsten ihr eigenes Geld für Liebhabereien verausgaben, es sei aber doch jedenfalls der Frage werth, ob nicht in den Hallen einer Fürstenwohnung die Bildnisse eines Friedrich des Siegreichen, eines Rupert und anderer verdienter Männer des Vaterlands besser ständen als mythologische Figuren. Der Prinz horchte gespannt auf und blieb dann schweigsam, als ob ein Gedanke in ihm zur Reife käme. Er zeigte für Geschichte entschiedene Vorliebe. Als er später mit Johannes Müller persönlich bekannt wurde, war dieser erstaunt über das ausgebreitete historische Wissen des Prinzen.

Uebrigens scheint Sambuga's Beispiel auch auf die barocke Schreibweise Ludwigs bestimmend eingewirkt zu haben, wenigstens wurde auch gegen ihn der Vorwurf wirren Durcheinanderschiebens der Worte und Sätze erhoben.

Mit Sambuga theilte sich Kirschbaum, früher Lehrer des Staatsrechts an der Hochschule zu Straßburg, in die Unterrichtsstunden. Er machte sich auch besonders um die Weckung des Kunstsinnes in seinem Zögling verdient.

Die stillen Lehrstunden zu Rohrbach wurden plötzlich durch die Berufung des Herzogs von Zweibrücken auf den bayerisch-pfälzischen Kurstuhl nach dem Tode des kinderlosen Carl Theodor unterbrochen. Am 6. März 1799 zog Kurprinz Ludwig mit seinen Geschwistern in der Landeshauptstadt München ein. Der Empfang von Seite der Bürgerschaft war herzlich, obwohl man sonst den „Fremden" nicht gerade geneigt war.

München an der Grenzscheide unseres Jahrhunderts! Alle jene Stadttheile, die in der Folge glänzenden Neubauten weichen mußten, wurden vorher auf Befehl des königlichen Bauherrn aufgenommen, und diese Gemälde, die in den Cabineten der neuen Pinakothek Platz fanden, geben uns noch ein treues Bild von Altmünchen, der behäbigen, leichtlebigen Ackerstadt. Durch einige treffliche Bauten und Kunstwerke, namentlich aus dem siebenzehnten Jahrhundert, hatte der Name München in der Geschichte der Künste guten Klang gewonnen, im vorigen Jahrhundert aber hatte die Entwickelung der Stadt fast gar keine Fortschritte gemacht. Die religiöse Kunst war allmälig wie die Religion durch den Einfluß der Jesuiten ausgeartet, die Fürsten faßten die Kunst nur als potenzirten Sinnengenuß auf und das bürgerliche Element gewann dort nie solche Bedeutung, daß es für Entwickelung der Künste als Stütze hätte dienen können.

Wer hätte geahnt, welch' großartige Veränderungen der blasse, schmächtige Prinz, der an der Seite des Vaters durch die engen und krummen Straßen Münchens fuhr, in dieser Stadt hervorrufen werde, so daß das unbeachtete Nazareth am Aufschwung der nationalen Kunst ruhmvollsten Antheil gewann!

Lehrjahre.

„Der Haß gegen alles Alte," ſchreibt Breyer über die bayeriſchen Verhältniſſe jener Periode an Johannes von Müller, „wie der Haß gegen alles Neue, — das ſind die Wendepunkte, um die ſich gegenwärtig in Bayern faſt Alles dreht, und auch hier einen Factionsgeiſt, wie ich ihn bisher nur aus der Geſchichte gekannt hatte, ſtets rege erhält." Der Kampf gegen das Feudalweſen, kirchliche Uebergriffe und ein im Mittelalter ſtecken gebliebenes Verwaltungsſyſtem war unvermeidlich, ſollte nicht völlige Lähmung des Staatsorganismus eintreten, der unter Karl Theodors Regierung ſchlimm geſchädigt worden. Gerade damals kam ein Staatsmann von hervorragender Bedeutung an die Spitze, Montgelas, der mit rückſichtsloſer Energie ſofort in alle Verhältniſſe des kirchlichen, politiſchen und ſocialen Lebens eingriff. Dagegen wurde Erhaltung des Beſtehenden nicht bloß von den natürlichen Gegnern der neuen Richtung vertheidigt, ſondern die Joſephiniſche Haſt, die Willkür, mit der manche Reformen durchgeſetzt wurden, rief auch Gegner im Lager Derjenigen wach, die ſich keineswegs gegen fremde und neue Elemente partikulariſtiſch abſchließen wollten. Der Kronprinz Ludwig ſelbſt ſtellte ſich ja ſpäter an die Spitze der Oppoſition gegen die Härte, mit der alles Geſchichtliche und Ueberlieferte ausgerottet werden ſollte, wodurch ſelbſt die künſtleriſchen Denkmale der Vergangenheit — man braucht nur an den Vollzug des Säculariſationsedicts zu erinnern — gefährdet wurden. Doch muß anerkannt werden, daß in jener ſtürmiſchen Zeit, in der allen Staaten die gefährlichſten Erſchütterungen drohten, nur

durch die entschlossen durchgeführten Reformen ein wirklich lebensfähiger Staat sich entwickeln konnte, wenn auch die Weise der Durchführung zu Tadel Raum giebt. Bayern verdankt dem Minister Montgelas seine Stellung in Deutschland, die nicht bloß durch Waffenerfolge, sondern weit mehr durch die Hebung des geistigen Lebens und die Säuberung des Staatswesens von fremdartigen, schädlichen Einflüssen erzielt wurde.

Die Schwierigkeiten, auf welche die neue Regierung im Innern stieß, wurden noch erhöht durch die Erneuung des Krieges gegen die französische Republik. Man hatte erwartet, daß Max Joseph, der seine legitimen Ansprüche auf Bayern so lange Jahre nur mit Hilfe des Auslands gegen Oesterreich behaupten konnte, den Ausbruch des Krieges als willkommene Gelegenheit ergreifen werde, um gegen jenen Staat aufzutreten. Doch der Kurfürst erklärte sich auf das Entschiedenste zur Reichshilfe bereit und ließ seine Truppen zu den österreichischen stoßen.

Bei Ausbruch des Krieges wohnte zum Erstenmal der fünfzehnjährige Prinz den militärischen Uebungen der Truppen bei, die vor dem Ausmarsch stattfanden. Bald mußte er neuerdings die Laune des Kriegsglücks erfahren. Die Erfolge der Franzosen, die in raschem Siegeslauf durch Süddeutschland zogen, nöthigten die kurfürstliche Familie zur Flucht nach Amberg, und Moreau rückte im Juni 1800 in München ein. Erst im April des folgenden Jahres konnte der Kurprinz mit seinen Geschwistern nach München zurückkehren, das seine Fürstenfamilie mit herzlichem Jubel begrüßte. Wenige Tage später wohnte der Prinz zum Erstenmal einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei und blieb von nun an ein eifriger Gönner dieses Instituts, das sich in jener Zeit um Hebung und Läuterung des geistigen Lebens in Bayern nicht geringe Verdienste erwarb.

Im Mai 1803 bezog Ludwig die Landesuniversität Landshut. Kirschbaum und Sambuga begleiteten ihn. Seine Thätigkeit und sein Lerneifer wurden allgemein rühmend erwähnt. Von seiner frühesten Jugend bis in seine Greisentage blieb Ludwig der Gewohnheit treu, schon vor 5 Uhr Morgens an die Arbeit zu gehen. Neben den Privatvorlesungen seiner Lehrer hörte er zu Landshut deutsches und bayerisches Staatsrecht, Staatsökonomie und naturhistorische Fächer

bei den Professoren Gönner, Milbiller, Schrank und Feßmaier. Bedeutenderen Einfluß auf seine geistige Entwickelung und Charakterbildung gewann der Professor für Moralphilosophie, Sailer, in dessen Hause sich die Tüchtigsten der akademischen Jugend zu versammeln pflegten. Sailer, der Sohn eines Schusters in dem bayerischen Dorfe Aresing, hatte sich zum Professor in Dillingen emporgearbeitet, war aber, weil er die „Reinhaltung der Religion" gefährdete, entfernt worden. Max Joseph berief ihn trotz der Vorstellungen des Bischofs von Augsburg nach Landshut, wo er als Docent bedeutende Wirksamkeit entfaltete. Jakobi nennt ihn „einen der hellsten Köpfe und der trefflichsten Menschen". Als sich das Ministerium Montgelas in seiner Abneigung gegen alles Kirchliche von wirklichen Uebergriffen nicht frei hielt, wurde Sailer, weil er die Rechte seiner Kirche vertheidigte, als staatsgefährlicher, verkappter Jesuit verfolgt, wenige Jahre darauf dagegen, als die Regierungen Concordate abschlossen und die „zerstreuten Trümmer ihrer alten Ordnung sammelten", wieder wegen gefährlicher frei-religiöser Aeußerungen als Kryptoprotestant verdächtigt. Zu jeder Zeit aber blieb Ludwig sein Freund und Beschützer und vertheidigte die Ansichten seines Lehrers gegen Rom, wie gegen die Regierung seines Vaters. Das innige Verhältniß, in das er während seines Aufenthalts in Landshut zu Sailer trat, erregte bei Vielen Mißtrauen. Feuerbach schreibt darüber 1804 an seinen Vater: „Seien Sie überzeugt, daß nur Verleumdung es unserem Kronprinzen nachsagt, daß er an der Spitze einer verfolgenden Obskurantenpartei stehe. Er wird, wenn er zur Regierung kommt, zwar anders, aber nach gleichen Zwecken regieren. Er ist liebenswürdig als Mensch und hat einen hellen Kopf mit vielen gründlichen Kenntnissen."

Im Herbst 1803 siedelte Ludwig an die Hochschule zu Göttingen über, die als Mittelpunkt in Deutschland für wissenschaftliche Behandlung des Staatsrechts und der Geschichte galt, für welche Disciplinen der Prinz besonderes Interesse zeigte. Er besuchte die Vorlesungen Schlözers mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit. Auch der berühmte Naturforscher Blumenbach wurde sein Lehrer, wie 36 Jahre später der Lehrer des Kronprinzen Max. Nach Verlauf von fünfzig Jahren, im Jahre 1853, sandte die philosophische Fakultät der Georgia Augusta dem ehemaligen Zögling als „Ausdruck wahrer Ehrerbietung, Dank-

barkeit und Pietät gegen einen deutschen Fürsten von Seite einer deutschen Hochschule" das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie, „da kein Fürst jemals die Würde des königlichen Namens durch liebevollere Fürsorge für Kunst und Wissenschaft verherrlichte."

Mit den Studiengenossen stand der bayerische Kurprinz in leutseligstem Verkehr. Er pflegte sich nicht selten als Gast bei festlichen Gelagen der Studenten einzufinden und war fröhlich unter Fröhlichen, ohne dabei je seine Stellung zu vergessen. Eine Episode aus der Zeit des Aufenthalts zu Landshut ist charakteristisch. Als bei einem Commerce das Lied: Ich bin der Fürst von Thoren! gesungen werden sollte, richtete ein Bursche an den Prinzen die dreiste Bitte, er möge die Rolle des Vorsängers übernehmen. Mit schlagfertigem Witz lehnte der Prinz ab: „Fürst bin ich schon, und ein Fürst von Thoren möchte ich nie genannt werden!" — Die Ferientage benützte er zu Ausflügen nach den norddeutschen Hauptstädten, wo er besonders die Denkmale der Kunst und des Alterthums studirte.

Mehr als die schuldige Aufmerksamkeit eines Schülers, begeisterte Verehrung brachte er dem Geschichtschreiber Johannes Müller entgegen, dessen Werke seine Lieblingslectüre noch im späten Alter blieben, wie sie ihrer Gefühlswärme und ihres deutschen Patriotismus halber das Ideal seiner Jugend waren. Erst im Jahre 1806 trat er dem verehrten Meister persönlich näher. Die Briefe, die in der Folge zwischen dem jungen Königssohn und seinem Rathgeber gewechselt wurden, sind für Beide ein ehrendes Zeugniß. Breyer schreibt 1807 seinem Freunde Müller: „Als ich die akademische Rede gehalten hatte, sprach unser Kronprinz mit mir und der Hauptinhalt unseres Gesprächs waren Sie. Unter den vielen Jünglingen, welche ich für Sie begeistert habe, hat, was viel sagen will, keiner mit reinerem und höherem Enthusiasmus von Ihrer Größe gesprochen, als dieser unser junger Fürst. Es freute mich, ihn so sprechen zu hören, mehr für ihn noch als für Sie. Als ich ihm sagte, daß ich vor einiger Zeit, nachdem ich lange angenehme Nachrichten von Ihnen entbehrt hätte, mit ausnehmendem Vergnügen in einem öffentlichen Blatte gelesen hätte, daß er Ihre Büste von Schadow in carrarischem Marmor fertigen lasse, ward er roth, fragte, in welchem Blatte ich das gelesen, und die freudigste Verwunderung durchdrang sein ganzes edles Wesen.

„„Ich wünſchte ſehr, daß Müller hier wäre!““ ſchloß er und Jakobi und ich ſtimmten von Herzen in ſeinen Wunſch ein. „„Wenn er wenigſtens nur nach Tübingen kömmt,““ ſagte der edle Prinz, „„ſo haben wir ihn doch näher.““*)

Auch nach Beendigung der Univerſitätsſtudien hielt Ludwig ſeine Lehrjahre für nicht vollendet. Der treffliche Jakobi wurde beauftragt, ihm über griechiſche Geſchichte und Literatur Vorträge zu halten und lateiniſche Klaſſiker mit ihm zu leſen, ein Auftrag, der dem Lehrer, wie er in ſeiner Selbſtbiographie ſagt, „Gelegenheit gab, ihm nah genug zu treten, um das edle Blut des Wittelsbachiſchen Stammes in ihm zu erkennen, ſeinen Eifer, Kenntniſſe zu ſammeln, ſeinen Ernſt in wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, die lebendige Achtung, die er gegen alles Große und Schöne hegte, ſein Streben nach Großem und Ruhmwürdigem, ſeinen Haß endlich gegen Gewaltthätigkeit und Unrecht zu lieben und zu bewundern.“ Auch der gelehrte Thierſch ſtand in regſtem Gedankenaustauſch mit dem Prinzen über helleniſche Kunſt und Geſchichte. Weit entfernt, daß der innige Anſchluß an Sailer in ſeiner jugendlichen Seele Unduldſamkeit oder ſtarre Excluſivität gegen fremde Elemente geweckt hätte, zog Ludwig faſt alle jene proteſtantiſchen Lehrer, die Max Joſeph zur Hebung des Unterrichts in Bayern berufen hatte, in ſeine nächſte Umgebung. Unmuth und Eiferſucht fachte bald zwiſchen den berufenen und den eingeborenen Gelehrten ſo heftigen Parteigeiſt an, daß die Zeit zurückgekehrt ſchien, wo Fremder und Feind der nämliche Begriff war. Ludwig wurde ſogar wegen ſeines häufigen Aufenthalts bei den verrufenen Ausländern, denen durch Aretin verrätheriſche Pläne zugeſchoben wurden, in den gegen Jakobi angeſtrengten politiſchen Prozeß verwickelt. Jakobi blieb auch, nachdem er ſeine Stellung in München aufgegeben hatte, in regem Verkehr mit ſeinem ehemaligen Zögling, der fleißig Nachrichten über ſeine Studien mittheilte. So ſchreibt er 1843 an Jakobi:

*) Schon 1824 ließ der Kronprinz zu Kaſſel eine Grabſtätte für Johannes Müller erwerben. Später ließ er dort ein marmornes Grabmal mit den Bildſäulen der Klio und Aſträa ſetzen und beſtimmte als Inſchrift: „Was Thukydides für Hellas, Tacitus für Rom, das war er ſeinem Vaterlande.“ Da die Stadt Kaſſel für die Erhaltung der Grabſtätte nicht genügend Sorge trug, ſetzte er in den jüngſten Jahren eine eigene Summe dafür aus.

„Täglich in der Regel lese ich etwas Griechisches; dem ausgezeichneten Philologen wird dieses zu vernehmen angenehm seyn."

Ludwig blieb stets ein eifriger Freund klassischer Lektüre. Thiersch schreibt 1826 an Lange: „Als ich das letztemal den König in seinem Cabinet sprach, einem kleinen Gemach mit einem Fenster, in dem man sich vor der Menge Skriptnren und Convolute, Portefeuillen und Büchern kaum umdrehen kann, sagte er über seine griechischen Studien: „„Da liegen meine alten guten Freunde Herodot und Homer neben mir zwischen den Papieren. Sonst habe ich zwei, drei Stunden täglich Griechisch gelesen. Sie haben es mir übel genommen. Hätte ich noch einmal so viele Zeit am Spieltische zugebracht, das wäre in der Ordnung gewesen, aber zwei Stunden lang Homer und Thukydides lesen, das war ein unverzeihliches Betragen. Jetzt findet sich die Besserung von selbst; nur in kleinen Zwischenräumen komme ich noch darüber, so von einem Portefeuille zum andern; doch es wird schon besser werden!""

Da der Prinz für Reiten und Jagen keine Vorliebe hatte und auch an den militärischen Uebungen nur selten, um dem Wunsche des Vaters nachzukommen, Theil nahm, konnte er neben den gelehrten Studien noch manche Mußestunde der Lektüre der deutschen Dichter widmen. Früh war, wie Platen singt, die Schönheit seines Gemüths Bedarf, und nicht vergeblich sog er mit Emsigkeit das tiefste Mark altgriechischer Bildung ein. Schiller und Goethe namentlich ehrte er als die Dichterfürsten. Oft pflegte er zu äußern, er habe nur deßhalb gewünscht, früher auf den Thron zu gelangen, um seinem Lieblingsdichter Schiller eine sorgenfreie Existenz und namentlich die Mittel zu einem längeren Aufenthalt in Italien bieten zu können. Den Todten ehrte er noch dadurch, daß er aus eigenem Antrieb bei einem Enkel Schillers Pathenstelle übernahm. Zu Goethe trat er später in ein innigeres Verhältniß, auf das wir noch öfter zurückkommen werden. Das Unterscheidende zwischen den Dichtungen der beiden Heroen charakterisirt er fein in dem Epigramm Mein Sirius und Hesperus:

„Wenn ich erwache, bevor ich betrete den Kreis der Geschäfte,
Les' ich im Schiller sogleich, daß mich's erhebe am Tag,
Aber nach geendigtem Lärmen, in nächtlicher Stille,
Flücht' ich zu Goethe und träum' fort dann den lieblichen Traum!"

Wenn Ruhe und Stille dem inneren Sein ein freieres Walten gestatteten, versuchte der Prinz auch selbst Spiegelbilder seines eigenen geistigen Lebens in poetischer Form zu geben. Von seinen Gedichten muß Macaulay's Wort gelten: „Fleiß und Geschmack an geistigen Genüssen sind bei Männern, die sich ein müßiges Leben gestatten können und manchen Zerstreuungen ausgesetzt sind, besonders achtungswerth. Es ist ein natürliches Gefühl, daß wir einem Manne Erfolg wünschen, der ohne eine Anstrengung oder ein Verdienst von seiner Seite auf einen Platz hoch über der Masse der Gesellschaft gestellt wurde und der von dieser Höhe freiwillig herabsteigt um Auszeichnungen zu suchen, die er mit Recht sein persönliches Eigenthum nennen darf." Die Griechen nannten Mnemosyne die Mutter der Musen. Auch Ludwigs erste Gedichte beschäftigen sich vorzugsweise mit den vergangenen Tagen, mit den Träumen und Idealen der ersten Jugendzeit. „Der Dilettant, sagt Goethe, glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geist und Gefühl zeigt oder er sucht die Poesie blos im Mechanischen und ist ohne Geist und Gehalt." Der erstere Vorwurf trifft fast alle Dichtungen Ludwigs. Die verwahrloste Form, häufige Verstöße gegen die Metrik, barocke Willkür in Wort- und Satzwendungen riefen, während es nie an maßlos schmeichelnden Panegyriken fehlte, auch viel harmlosen und boshaften Spott wach. Den Inhalt seiner Lieder, Sonette und Epigramme, trifft aber der oben ausgesprochene Tadel keineswegs. Die Dichtungen des Prinzen, wie des Königs bieten nicht nur den dankenswerthesten Beitrag zur Charaktergeschichte — sie enthüllen uns die Lebensfragen, die an den Dichter herantraten, und die Lösung, die er diesen Räthseln abgewann — sondern enthalten überdies eine Fülle echter Lebensweisheit. Ludwig war kein Dichter, aber der hohe Adel der Gesinnung und die Geistesschärfe, die in seinen Gedichten zum Ausdruck gelangen, zeigen uns, daß er verdiente, König zu sein.

Nach Italien!

Sobald Prinz Ludwig die gesetzliche Großjährigkeit erreicht hatte, säumte er auch nicht länger, jenes Land aufzusuchen, das Jedem, dessen Herz und Geist durch das Studium des Alterthums genährt wurden, als gelobtes Land vor Augen steht, Italien! In Begleitung seines Lehrers Kirschbaum und des Grafen Karl von Seinsheim, der zu gleicher Zeit mit ihm die Hochschule zu Göttingen besucht und dort des vertraulichen Umganges mit dem Prinzen gewürdigt wurde, trat er am 12. November 1804 die Reise an.

Nicht nur für Ludwigs eigene geistige Entwickelung, sondern auch für die Neubelebung deutscher Kunst gewann dieser erste Besuch Italiens entscheidende Bedeutung. Im Lande des ewigen Frühlings dehnen sich die Herzen, die Phantasie erhält tausendfach Nahrung, es erwacht ein tief bewegendes Liebesgefühl für das Schöne in Kunst und Leben. So ist der überraschende Zauber erklärlich, den in Italien ein Meisterwerk der Plastik auf den Prinzen ausübte:

„Vor Canova's Hebe zu Venedig, im December 1804.

Was für ein Zauber hält mich hier gefangen!
In mir ein wonnig, nie gespürtes Regen,
Durchdrungen plötzlich von der Weihe Segen,
Der Sinn für Kunst war in mir aufgegangen."

Der Prinz blieb weder damals noch bei seinen späteren italienischen Reisen auf der gewöhnlichen Touristenstraße. Wo ein schönes Denkmal christlicher Baukunst in einer Kleinstadt oder die Ruine

eines antiken Tempels in ſtillem Thal verborgen lag, dahin bog er ab und legte viele Strecken zu Fuß zurück, um mit der Landbevölkerung in nähere Berührung zu kommen.

Das neue Jahr traf ihn in Rom. Wie die Denkmale des ſonnigen Götterdienſtes der Alten, die Erinnerung an ſo viele große Männer und Thaten, der hohle Prunk der Gegenwart ihn wechſelnd zu Bewunderung und Wehmuth ſtimmten, ſchildert er in den Römiſchen Elegien:

„Innigſte namloſe Wehmuth faſſet mich bey dem Gedanken
Immer an dich, o Rom, nie zu vergleichende Stadt!
Die Jahrtauſende, wie die Geſchlechter, entſtanden und ſchwanden,
Denkmal der Größe biſt du und der Vergänglichkeit auch!
..... Wo einſt goldene Hallen, verweilen einſame Vögel,
Tragen den Raub hinein, thaten's die Kaiſer doch auch.
..... Alle beraubend,
Wurdeſt zum Raube du ſelbſt, Rom, der zernichtenden Zeit!"

Aus der tobenden Menge, die ſich im Carnevalſpuk auf den Plätzen tummelt, flüchtet er nächtlicher Weile zu den Ruinen:

„Und da ſtehen in prangenden Hallen die marmornen Bilder
Aus der ſchöneren Zeit jener vergangenen Welt.
Leblos, ſind dieſe beſeelter als die hier lebenden Menſchen,
Kleinlich, ſinnlos vorbey flattert das heut'ge Geſchlecht.
.....
Wie in nächtlicher Stunde ich hier nun wandle, begaben
Einſtens die Rächer ſich her, ſchweigend in ſchweigender Nacht .....
Edel war Cäſar und groß, Brutus war redlicher doch,
Würdig beſſerer Zeit, der Tage der früheren Roma,
Einſam ragt er hervor aus der vergangnen Zeit!"

Solche Erinnerung mußte die Gegenwart ſchmerzlich empfinden laſſen. Nicht ſo edel, wie Cäſar, aber von gleicher Herrſchſucht getrieben, hatte ja Napoleon auch das deutſche Reich ſchon unter ſein Joch gebeugt:

„Wie im vereinenden Mondlicht Kleinliches ſchwindet,
Größe erſcheinet allein, alſo erhebet, befreyt
Unſere Seele ſich über das Endliche, fühlt ſich verklärer,
Bey dem verklärenden Licht ewigen Sternengefilds.
Traulich eröffnet's das Herz dem Gleiches empfindenden Herzen.

Da begegnete mir unter den Fremden ein schon
Aus entlegenen Ländern befreundeter Hannoveraner,
Der für das Vaterland fühlt, dort ist der Adel noch teutsch!
Worte sprachen wir nun aus unsrem innersten Leben,
An die Ewigkeit jetzt dachte die Seele entzückt!"

Und auch in Tivoli, wo die Villa des Varus stand, regt sich patriotische Scham:

„Hermann! tönet es dumpf in die Stille des einsamen Thales;
Freude und Scham zugleich treibt in die Wange mir Gluth,
Denkend an das, was Teutschland ist und was es gewesen.
. . . .
Es gehorchet Teutschland, sich selbst zernichtend, dem Corsen,
Und die Zwietracht allein hat es besiegt und besiegt's."

Hier in Tivoli denkt er auch in phantastischer Schwärmerei an das Mädchen, das ihm die Zukunft als Gattin bescheiden wird:

„Zwei Jahrtausende fast verschwanden, seit Properz gestorben:
Liebe, die ihn durchdrang, lebet beständig im Thal.
Namlose Sehnsucht weckt der verklärende Schimmer des Mondes,
Oeffnet des Menschen Gemüth. Heiliger Ahnung erfüllt,
Schwinget die Seele zur seligen Heimath der ewigen Liebe,
Liebe, du dringest herab, hebst zu den Sternen das Herz!
Johanniswürmchen flimmern herum in den laulichen Lüften,
Scheinen Funken der Gluth ewiger Liebe zu sein.
Unter des Oelbaums bläßlicher Laube bemächtiget meiner
Sich wehmüthiger Schmerz, süßer Empfindung Gefühl . . . . . ."

Rom war damals noch nicht, wie zur Zeit des zweiten friedlichen Römerzuges des bayerischen Kronprinzen, der Sammelplatz jener Talente, die einen ungeahnt glänzenden Aufschwung der nationalen Kunst vorbereiten sollten. Doch hielten sich schon 1805 Thorwaldsen und Canova, Koch, Reinhart, der sogenannte Teufelsmüller und andere Künstler in Rom auf. Mit den Malern, namentlich mit Koch, trat Ludwig in nähere Berührung. Angelika Kaufmann lernte hier den Prinzen kennen und malte sein Porträt, dem seit Ludwigs Tod in der Neuen Pinakothek ein Platz eingeräumt ist. Damals trat Ludwig auch dem Manne näher, der das Verdienst, die geschmackvollste Sammlung der Meisterwerke antiker Plastik geschaffen zu haben, mit ihm theilt, Joseph Martin Wagner, einem geborenen Würzburger, der in Rom künstlerischen Studien oblag. Dieser vorzügliche Kenner des

Alterthums erwarb in der Folge im Auftrag Ludwigs die bedeutendsten Bestandtheile der Glyptothek, die noch heute als das kostbarste Juwel der Isarstadt gilt. Der Plan zu dieser Sammlung reifte während Ludwigs erstem Aufenhalt in Rom und von diesem Zeitpunkte ab war er unermüdlich dafür thätig, kein Tag verging, ohne daß für die Förderung dieses Planes nach irgend einer Richtung gewirkt wurde. Er verspottet selbst seinen Einkaufseifer:

„Als ein Geschenk von den Himmlischen würden die meisten begehren,
Daß sie Steine in Gold dürften verwandeln nach Lust;
Doch ich Verkehrter, ich mach' es anders, bemüht, zu vertauschen
Gegen alles Gestein neues gewichtiges Gold!"

Er führte aus Rom mehrere gediegene Kunstwerke mit, darunter einen trefflichen Antoninus Pius. Als Wahrspruch für seine Sammelthätigkeit stellte er von vornherein auf: Nur das Beste! und erfüllte damit die Forderung, die Goethe an die Freunde der Plastik richtet: „Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Ursache imponiren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irr als daß sie erfreuen." So schreibt auch Ludwig an Martin Wagner: „An Zahl werden die großen Museen das meinige übertreffen; in der Quantität kann sich nicht, an Qualität soll sich meine Sammlung auszeichnen. Das schönste Kaufbare in Rom zu erwerben ist mein Wille. Statuen will ich vorzüglich und daß durch ihre Güte meine Sammlung glänze."

So vergingen Sommer und Herbst in Italien und erst im November kehrte der Prinz über Lausanne und Straßburg nach München zurück.

Das Kriegsjahr 1805. Verhältniß zu Napoleon. Der erste Kriegsdienst 1807.

Während Ludwig noch im Elsaß weilte, vollzog sich in der Heimath ein jäher Umschwung der Regierungspolitik, der allerdings bei näherer Prüfung der Zeitlage nicht überraschend erscheint. Die bayerische Regierung schloß sich beim neuen Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich an den fremden Staat an. Lange zauderte Max Joseph, die Anwesenheit des Thronfolgers im feindlichen Lande als Entschuldigungsgrund für Bayerns zweideutige Stellung vorschützend, und noch im letzten Augenblicke wollte er den mit Frankreich längst abgeschlossenen Vertrag rückgängig machen. Da traf die Nachricht ein, daß die österreichischen Truppen ohne Anfrage den Inn überschritten, und löste alle Bedenklichkeiten.

Der Kurprinz war über diese Wendung der bayerischen Politik voll Unmuths und sprach denselben nicht nur in Gedichten aus, sondern verhehlte, wie wir an einem Beispiel sahen, auch im Verkehr und vor Zeugen seine deutsche Gesinnung nicht. Berücksichtigt man die persönliche Stellung des Jünglings, so wird man rückhaltlos seine Ueberzeugungstreue schätzen und bewundern müssen.

Doch auch die Handlungsweise Montgelas' kann nicht geradezu verurtheilt werden. Seit langer Zeit lag Zerstückelung oder Eintausch Bayerns in der Absicht der österreichischen Politik. Nur Frankreichs und Preußens Eifersucht, nicht der Reichstag hatte verhindert, daß der gesegnete Landstrich südlich von der Donau zur österreichischen

Provinz umgewandelt worden. Es wurde oft die Beschuldigung laut, Bayern allein sei an der gewaltsamen Auflösung des deutschen Reiches schuld und für die Stiftung des Rheinbundes verantwortlich. Als ob die Reichsverfassung nicht schon längst nur eine inhaltlose Form! Wer auf den „großmachtsüchtigen Rheinbundsklaven Bayern" den ersten Stein werfen will, mag vorerst die geheimen Artikel des Baseler und des Luneviller Friedensvertrages vertheidigen, namentlich die unverhüllt hervortretenden Ansprüche Oesterreichs. Wenn Pertz die Schuld der Rheinbundstaaten streng brandmarkt, weil sie „uneingedenk der sprichwörtlichen Weisheit der Vorfahren: Es ist besser, dem Landsmann den Stiefel putzen, als dem Fremden den Fuß zu küssen", — so ist am logischen Werth dieses Ausspruchs Nichts auszusetzen, aber die Frage möchte doch erlaubt sein, welches Lob diejenigen verdienen, die an den stammverwandten Landsmann derartig freundliches Ansinnen stellen.

Freilich kann nur der Beweis geführt werden, daß die bayerische Regierung nicht allein an der unseligen Wendung ihrer Politik Schuld getragen hat, — eine Rechtfertigung soll und kann nicht versucht werden.

Napoleon rief den Bayern im Manifest von 1805 zu: „Ihr werdet dem Beispiel eurer Vorfahren folgen, die sich stets die Unabhängigkeit und die politische Existenz bewahrten, die ersten Güter der Nationen, und ich werde nicht eher ruhen, bis ich die Unabhängigkeit eures Reichs gesichert habe!" Wie der Verfasser des Manifestes selbst diese Unabhängigkeit auffaßte, zeigte sich bald genug, aber damals sah man in Bayern nur die Lichtseite des Verhältnisses und als Napoleon nach den ersten glücklichen Erfolgen in der Landeshauptstadt einzog, jubelte ihm in allen Straßen die Menge zu. Man verglich ihn mit Karl dem Großen und gefiel sich in der Beobachtung, daß dieser neue Karl berufen scheine, das Unrecht des ersten am Bayernherzog Tassilo zu sühnen. Es wurde auch die Fabel von der Verwandtschaft Bojischer Vorfahren mit den Galliern wieder aufgefrischt, um die Hinneigung Bayerns zu Frankreich gleichsam auf historische Familienbande zurückzuführen.

Zu Anfang November 1805 besuchte Max Joseph in Begleitung des inzwischen heimgekehrten Prinzen den mächtigen Bundesgenossen

in seinem Hauptquartier zu Linz. Am 5. December gelangte die Kunde von dem Sieg bei Austerlitz nach München und wenige Wochen später begrüßte Napoleon seinen Verbündeten als König, den Erstgebornen als Kronprinzen von Bayern. An den rauschenden Festlichkeiten, die nun dem Kaiser zu Ehren veranstaltet wurden, mußte auch der Thronfolger Theil nehmen. Festspiele und Concerte wechselten mit militärischen Schauspielen, eroberte Fahnen und Kanonen wurden im Triumphzug in die Stadt geführt, eine französische Truppe gab Freitheater und der Kaiser, wie sein Gefolge waren bis zur Verschwendung freigebig.

Auch den Thronfolger Bayerns sich zu gewinnen, ließ Napoleon Nichts unversucht. Er erbat sich täglich seine Begleitung bei den Spazierritten in die Umgebung, ehrte ihn durch Verleihung des höchsten französischen Ordens und schenkte ihm den Degen, den er selbst bei Austerlitz geführt, mit den Worten: „Tragen Sie ihn zur Vertheidigung Ihrer Rechte!" Aber das Herz des Prinzen war Deutschland treuer, als das der meisten Anderen, welche — am Hofe, wie in Bürgerkreisen — ihre Sympathie für Frankreich zur Schau trugen. Er durfte später in einem Gedichte von sich sagen:

„Da, als noch ein Teutscher sich zu nennen,
War Verbrechen, da, als unterjocht
War die Heimath, mich von ihr zu trennen,
Kein Napoleon hat es vermocht.
Als zum Wechselmord gespannt die Sehnen,
Teutscher gegen Teutsche wüthend focht,
Hat für's Vaterland das Herz geschlagen
Und ich mußte, wie ich's fühlte, sagen!"

Freilich, die Umstände waren mächtiger als er, und um den Besuch Napoleons in München zu erwidern, mußte Ludwig dem Kaiser in seine Residenz folgen. In Paris suchte er bei den herrlichen Kunstschätzen Zerstreuung, im Wohlthun Trost, aber seine Ueberzeugung erlitt keine Wandelung. Er knüpfte vielmehr am Hofe des Despoten, aus der Zwingburg selbst, Unterhandlung mit dem mächtigsten Gegner Napoleons, mit dem Czaaren, an, die auf eine Vermählung mit der Großfürstin Katharina abzielten. Kabinetsekretär von Käser und sein Schwager Baron Posch waren die Zwischen-

träger.*) König Max erhielt jedoch von dem heimlichen Plan Kenntniß, Käser und Posch wurden entlassen und der Prinz bekam eben, als er sich zur Reise nach Spanien anschickte, den Befehl, sich sofort zur bayerischen Armee zu begeben, die in Preußen einrücken sollte.

Am 31. Mai 1806 schrieb Napoleon an Talleyrand: „Es wird keinen Reichstag mehr zu Regensburg geben, denn Regensburg wird zu Bayern gehören, es wird kein deutsches Reich mehr geben, und dabei werden wir es bewenden lassen." Am 1. August ließ er in Regensburg anzeigen, er erkenne das deutsche Reich nicht mehr an und gleichzeitig erfolgte die offizielle Bekanntmachung der Rheinbundsakte. Das Verhängniß Deutschlands erfüllte sich. Preußen erlag bei der letzten Kraftanstrengung, dem übermächtigen Nachbar die Spitze zu bieten, und der Sieg bei Jena wurde in München durch Victoriaschießen und Tedeum gefeiert.

Zu Neujahr 1807 kam Kronprinz Ludwig nach Berlin. Sein erster Gang war zu Schadow, um eine Büste Friedrichs des Großen zu bestellen!

Er übernahm das Oberkommando über die aus drei Infanterie-Brigaden und einer Kavallerie-Brigade gebildete bayerische Division. Napoleon schrieb an ihn: „Ich sehe es gern, daß Sie sich gewöhnen, Ihre Armee selbst zu befehligen. Es ist dies eine vortheilhafte Eigenschaft für jeden Souverän, vor Allem aber vortheilhaft bei der Stellung, in der sich gegenwärtig ein König von Bayern befindet."**)

Ludwig schlug sein Hauptquartier in Warschau auf, rückte aber bald östlich gegen Pultusk vor. Am 13. Mai erzwangen sich die Bayern im feindlichen Feuer den Uebergang über die Narew, an den beiden nächsten Tagen folgten glückliche Gefechte gegen die Russen. Am 16. entspann sich ein größeres Treffen. Nach vierstündigem heißem Kampf schlugen die Bayern den Angriff auf ihr verschanztes

*) Der Vorgang ist erzählt in General Clerembault's Tagebuch, das im Münchener Reichsarchiv verwahrt wird. Käser's Briefe an den Kronprinzen finden sich laut Ausweis der Liste in dem versiegelten Nachlaß.

**) Schneidawind, der Biograph Radetzky's, wandte sich wiederholt an Ludwig mit der Bitte, ihm zu Abfassung einer „Geschichte des Kronprinzen Ludwig in den Kriegsjahren 1806—1809" behilflich zu sein. Ludwig schlug jedoch das Anerbieten aus: „Eine solche Herausgabe wäre mir ganz und gar nicht lieb, der ich Werke über noch lebende Männer nicht für geeignet halte."

Lager ab, und die Russen traten den einer Flucht ähnlichen Rückzug an. Als der Prinz, dem seine Begleiter freudig das Zeugniß persönlicher Tapferkeit zuerkannten, in das Lager zurückkehrte, wurde er von den Soldaten mit lautem Jubel begrüßt. Er umarmte seinen Begleiter Wrede und erklärte, nur diesem General gebühre Anerkennung und Lob. Vom Schlachtfeld aus meldete er dem Vater „mit einem Gefühle, das nicht zu schildern", den Sieg. Der König ehrte den Muth seines Sohnes durch Uebersendung des Großkreuzes des Max Joseph-Ordens. Der Sieg bei Pultusk brachte den wichtigen Vortheil, daß dadurch der rechte Flügel der langen Operationslinie der französischen Armee vollständig gesichert war und der projectirte Vormarsch an den Niemen ohne Aufschub fortgesetzt werden konnte. Auch in den nächstfolgenden Gefechten hatten die Bayern wiederholt Gelegenheit, Proben ihrer Waffentüchtigkeit ablegen zu können. Sie nahmen Glodczyn und Zatory und hatten hervorragenden Antheil am Treffen bei Gomorow. Am 22. Juni schickte der Kronprinz einen Boten mit der Nachricht von dem entscheidenden Sieg bei Friedland nach München. Als Waffenstillstand abgeschlossen war, überließ er den Oberbefehl über die bayerischen Truppen, die in Kantonirungen verlegt wurden, an Wrede und begab sich nach Berlin.

In der Zeit jenes Aufenthalts in der norddeutschen Hauptstadt, während sich französische Frivolität dort breitmachte, die französischen Marschälle in den Palästen unter den Linden residirten und auf dem Exercirplatz Feuerwerke abgebrannt wurden, die den Ruhmestempel Napoleons im Strahlenglanz erscheinen ließen, in jenen Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, faßte der bayerische Prinz den Entschluß, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, die Walhalla, zu bauen. „Es macht das einen Eindruck," sagt Döllinger in seiner Trauerrede auf Ludwig I., „wie wenn ehedem römische Senatoren dem von der Niederlage bei Cannä heimkehrenden Consul Varro entgegen gingen und ihm dankten, daß er doch am Vaterland nicht verzweifelt habe." Am 3. August 1807 schrieb Ludwig zum Erstenmal an Johannes Müller und ging ihn wegen der Auswahl der berühmtesten Männer, deren Bildnisse in die Walhalla kommen sollten, um Rath an. Und mit der ihm eigenen Energie in rascher Bethätigung aller Entschlüsse traf er sofort die nöthigen Voranstalten. In Begleitung seines getreuen

Dillis, des Vorstandes der Münchener Kunstsammlungen, besuchte er die Ateliers der berühmtesten Bildhauer Berlins. Bei den beiden Schadows, bei Rauch, Tieck und Wichmann bestellte er Büsten deutscher Geistesheroen. Während selbst die edelsten Patrioten trübe resignirten, verlor er niemals das Vertrauen auf die geistige Kraft des Volkes, die früher oder später das Vaterland wieder aufrichten, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wecken müsse. Wie Arndt, konnte auch Ludwig von sich sagen: „Als Oesterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da fing mein Herz erst an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen mit rechtem treuem Zorn zu hassen; als Deutschland durch seine Zwietracht Nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit." Während des Berliner Aufenthalts, wo der Prinz täglich gezwungen war, mit Berthier, Ney und anderen Marschällen in Berührung zu kommen, entstand das Gedicht:

„Auf, ihr Teutschen, sprengt die Ketten,
Die ein Corse euch hat angelegt,
Eure Freiheit könnet ihr noch retten,
Teutsche Kraft, sie ruhet unbewegt ꝛc."

Das Beispiel, das der bayerische Thronfolger gab, der nicht vom deutschen Geist abfiel, übte seine Wirkung weithin in den deutschen Gauen. „Es gehört", erzählt Döllinger, „zu den frühesten Erinnerungen meines Knabenalters, daß damals in Franken und wohl auch anderwärts neben dem Freiherrn vom Stein der Name des Kronprinzen von Bayern genannt wurde, dessen freimüthig deutscher Sinn wie ein Licht in der Finsterniß schien. Es ward uns Knaben als eine tröstliche Thatsache von unseren Vätern erzählt, daß dieser Prinz doch gewagt habe, dem Weltgebieter gegenüber, vor welchem Alles sich zitternd beugte, seinen eigenen Willen zu behaupten."

Digitized by Google

Reisen nach Italien und der Schweiz. Der Feldzug 1809. Vermählung.

Im September 1807 kehrte der siegreiche Anführer der bayerischen Truppen nach anderthalbjähriger Abwesenheit nach München zurück. Da, wo sich jetzt das Siegesthor erhebt, empfing ihn die Garnison mit klingendem Spiel. Als er zum Erstenmal wieder im Theater in die Loge des königlichen Vaters trat, erhob sich dieser und küßte den tapferen Sohn unter fröhlichem Zuruf des Volkes.

Bald darauf mußte der Prinz in Begleitung des Ministers Montgelas nach Venedig aufbrechen, um den Kaiser zu bewillkommnen. König Max und seine Gemahlin folgten nach. Ludwig befand sich am Einzugstag bei der Einfahrt in den Canale Grande auf der köstlich geschmückten Galeere des Kaisers und wohnte auch den folgenden Festlichkeiten bei, die Venedig in ein Zaubereiland verwandelten. Auf der Heimfahrt durch Tirol versprach König Max den zur Begrüßung herbeieilenden Bewohnern baldiges Wiederkommen. Als das erste Grün in den Bergthälern erschien, fuhr er mit dem Kronprinzen nach Innsbruck und nun rief das Knattern der Stutzen bei den überall wiederkehrenden Festschießen in allen Thälern das Echo der Berge wach. Gerade auf die urwüchsigen Tiroler mußte das leutselige Wesen des Königs, das auch auf den noch lebhafteren Sohn übergegangen war, den gewinnendsten Eindruck machen. Napoleon war nur historischen Erinnerungen gefolgt, als er Tirol an das Mutterland Bayern zurückgab. Keine Provinz hätte sich leichter in einen größeren bayerischen Staat eingefügt, als Tirol, wenn die Ver-

waltung geſchickteren Händen anvertraut worden und der übertriebenen Reformſucht bei dem Volke Einhalt geſchehen wäre, das „viel erträgt, nur keine Neuerung im altgewohnten, gleichen Gang des Lebens."

Im nächſten Sommer trat der Kronprinz in Begleitung des Grafen Carl von Seinsheim und des Majors Washington eine Reiſe in die Schweiz an. Vor der Abfahrt ſchrieb er an Johannes Müller (10. Juli 1808): „Schreiben wollte ich Ihnen noch, Herr Staatsrath, bevor ich in Ihr Vaterland abreiſe, welches in wenigen Tagen erfolgen wird. Jenſeits des Bodenſee's trete ich zu Fuße, angethan mit Nägelſchuhen, die Wallerſchaft an mit drei anderen rüſtigen jungen Leuten, denke während eines und eines halben Monats beinahe die ganze Schweiz zu durchgehen, die Orte zu betreten, wo geſchworen der ewige Bund, die Altvordern mit ihrem Blute ihn beſiegelt als Helden. Schreiben Sie mir bald, den Brief ſendend nach Chur unter Aufſchrift an den Grafen von Helfenſtein."

Auch in der Schweiz ſchenkte er namentlich der Kunſtthätigkeit der Städte Aufmerkſamkeit. Bei Chriſt in Baſel beſtellte er Büſten berühmter Schweizer für die Walhalla.

Nach ſeiner Rückkehr verbrachte er den Reſt des Jahres, das für Bayern ein Friedensjahr blieb, im Schloſſe zu Nymphenburg. Doch der Ausbruch eines neuen Krieges mit Oeſterreich zerſtörte plötzlich alle Studien und Freuden des Friedens:

„Fühlte mich leben im Land der Hellenen,
Fühlte mich ſchwingen, mich flüchtig bewegen,
Und in der Seele befriedigtes Sehnen,
Alles befaßte ein freudiges Regen,
Friſcher ein ſchönes, verklärteres Leben,
Fühlten uns in dem Irdiſchen kaum;
Himmliſches Wogen, beſeligend Schweben,
Eilender, wonnebeglückender Traum! — —
. . . . . .
Im binſchmachtenden Flötengeſange
Fällt des Paukenſchlags donnerndes Dröhnen
Und in des Saitenſpiels fröhlichem Klange,
Trommetengeſchmetters durchſchütterndes Tönen!"

(Der Blumenkranz, 27. Jänner 1809.)

Neutral konnte Bayern nicht bleiben. Schon die Aeußerung eines ſolchen Wunſches würde die Antwort des Rheinbundprotektors

hervorgerufen haben: Iſt der Fürſt der Regierung müde? Oeſterreich appellirte an die deutſch-patriotiſchen Sympathien, doch das Oeſterreich der Thugut und Cobenzl hatte bisher ſelbſt Alles zur Ausrottung ſolcher Ideen gethan. Um den Kriegseifer in Bayern anzufachen, ließ es Napoleon abermals an großartigen Verheißungen nicht fehlen, auch wurden ſchon damals in offiziöſen Publikationen, wie Muſſinans „Ludwig der Bayer und das Jahr 1809," die Kriegspläne des franzöſiſchen Kaiſers als „vom Intereſſe der Civiliſation geboten" dargeſtellt.

Max Joſeph äußerte den Wunſch, es möge dem Kronprinzen das Oberkommando über das ganze bayeriſche Armeecorps anvertraut werden. Napoleon ging jedoch darauf nicht ein. „Die Lage iſt zu gefährlich," ſchreibt er am 14. März an den König, „ich will den natürlichen Vorzügen des Kronprinzen ja nicht zu nahe treten, doch eine Armee von 40,000 Mann kann ich nur einer ganz zuverläſſigen Leitung, einem kriegsgeübten Soldaten anvertrauen. Ich habe dazu den Herzog von Danzig beſtimmt. Der Kronprinz wird in meinem Hauptquartier willkommen ſein." Ludwig zog aber vor, das Kommando der erſten bayeriſchen Diviſion zu übernehmen.

Schon warf Oeſterreich bedeutende Streitkräfte nach Bayern, es galt einen verzweifelten Kampf. Wie ernſt die Lage von der königlichen Familie aufgefaßt wurde, erhellt aus einem Briefe Feuerbachs vom 11. April: „Heute früh beſuchte ich noch den König vor ſeiner Abreiſe; er nahm mich bei der Hand mit den Worten: „„Adieu, geht es gut, ſo ſehen wir uns wieder; geht es übel, ſo — Adieu!"" Hier kehrte er den Rücken. Der Kronprinz hinterlegte vor vier Tagen hier ſein Teſtament, über das er ſchon vier Wochen vorher ſehr lange mit mir geſprochen hatte. Ich beſorge aus manchen Anzeichen, unſer Kronprinz ſuche den Tod! Merken Sie ſich dieſes Wort. Gebe der Himmel, daß ich mich irrte!" — Die Diviſion des Kronprinzen hatte die Aufgabe, München zu decken, wurde aber zurückgedrängt und am 16. April zogen die erſten öſterreichiſchen Uhlanen in München ein. Hätte Erzherzog Carl die gewohnte raſche Schlagfertigkeit bethätigt, ſo wäre der Krieg ſchnell entſchieden geweſen. Er ließ aber Davouſt Zeit, ſeine Truppen an der Donau zu ſammeln. General Thierry, der den Kronprinzen von der Vereinigung mit den übrigen Diviſionen

abſchneiden ſollte, wurde durch das für die Bayern günſtige Gefecht bei Arnhofen zurückgeworfen. Am 20. April verkündete freudiges Jubelgeſchrei auf der ganzen Heereslinie die Ankunft des Kaiſers. Er hielt an die Bayern, die den Kern der angreifenden Kolonnen bildeten, eine Anrede, die namentlich darauf berechnet war, die Erbitterung gegen die Oeſterreicher zu ſteigern, und ihre Wirkung nicht verfehlte. Die Anſprache wurde durch den Kronprinzen den Offizieren überſetzt, von dieſen den Soldaten mitgetheilt. Mit einem kühnen Bajonettangriff begannen die Bayern eine Reihe von Treffen, die Napoleon ſelbſt die ſchönſten Manöver der neuen Kriegskunſt nannte. Die Oeſterreicher wurden gegen Landshut gedrängt, aber ſchon am 21. Abends war dieſer wichtige Punkt in den Händen der Sieger. Auch bei Eggmühl, wo der Kronprinz ſtand, war der Sieg der Bayern entſchieden. Der Kronprinz übernachtete in einem Gehöft zu Egloffsheim. Während der Nacht brach Feuer aus und wenig fehlte, ſo hätte ſich Ludwig nicht mehr über die brennende Treppe flüchten können. Am 26. April rückte er mit acht von ſeiner Diviſion eroberten Kanonen in das von General Jellalich eilig verlaſſene München ein.

Doch das Schwierigſte war noch im Salzkammergut und in Tirol zu bewältigen, es wurde hier der Krieg zum furchtbaren Mordſchauſpiel. Die bayeriſchen Reformen, namentlich auf kirchlichem Gebiet, hatten glühenden Haß gegen die neue Landesregierung hervorgerufen. Die Verbannung der Biſchöfe von Chur und Trient machte böſes Blut, die Landeseintheilung mehrte die Zahl der Widerſpenſtigen und die Durchführung der Regierungsverordnungen that das Uebrige, um den Tirolern die ſtammverwandten Bayern als die ſchlimmſten Feinde und Unterdrücker erſcheinen zu laſſen. Die fanatiſch erregten Bauern erhoben ſich und die Kopfloſigkeit der Civil-, wie Militärbehörden ermöglichte das raſche Umſichgreifen des Aufſtandes. Zwar wendete ſich nach den glücklichen Erfolgen an der Donau die bayeriſche Hauptmacht gegen dieſe Aufrührer, aber die Sieger bei Wörgel befleckten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch grauſame Rache. Fortan war auf beiden Seiten die blind wüthende Leidenſchaft entfeſſelt. Mit dem wachſenden Aufruhr wurden immer größere Rüſtungen nothwendig, ganz Bayern war bald nur ein Waffenplatz.

Bei dem erſten Zuge durch Tirol war die Diviſion des Kronprinzen an keinem größeren Treffen betheiligt. Nach dem Angriff auf den Luegpaß wurde er zur Ablöſung der Sachſen nach Linz kommandirt, wo er mehrere Wochen verweilte.

Uebrigens blieb das Verhältniß des Kronprinzen zu Napoleon, trotzdem es der letztere an öffentlichen Auszeichnungen nicht fehlen ließ, ein geſpanntes, und ſchon regten ſich in Bayern auch andere Patrioten, welche die enge Verbrüderung ihres Vaterlandes mit Frankreich betrauerten. Selbſt der Befreiungskampf der Tiroler fand Sympathien. Weit entfernt, das phantaſtiſche Geplauder des „Kindes" Bettina Arnim in ihren Briefen an Goethe als geſchichtliche Quelle zu betrachten, dürfen wir doch ihren Münchener Nachrichten als einer Stimme aus dem Publikum Beachtung zollen. „Der Kronprinz von Bayern," ſchreibt ſie, „iſt die angenehmſte, unbefangenſte Jugend, iſt ſo edler Natur, daß ihn Betrug nie verletzt, ſo wie den gehörnten Siegfried nie die Lanzenſtiche verletzten. Er iſt eine Blüthe, auf welcher der Morgenthau noch ruht, er ſchwimmt noch in ſeiner eigenen Atmoſphäre, d. h. ſeine beſten Kräfte ſind noch in ihm." Der ſchwarze Fritz (Graf Stadion) erzählt Bettinen: „Eben war ich beim Kronprinzen, der hat mit mir die Geſundheit der Tyroler getrunken und dem Napoleon ein Pereat gebracht, er hat mich bei der Hand gefaßt und geſagt: Erinnern Sie ſich daran, daß im Jahre Neun im April während der Tyroler Revolution der Kronprinz von Bayern dem Napoleon widerſagt hat, und ſo hat er ſein Glas mit mir angeſtoßen, daß der Fuß zerſchellte."*) Auch erzählt ſie, der Kronprinz habe ihr verſprochen, jeder Grauſamkeit in Tirol zu ſteuern, und habe auch ſein Wort gehalten, er habe mit den gefangenen Tirolern oft die letzten Kartoffeln getheilt u. ſ. w.

Nach dem Siege bei Wagram wurde die Abtheilung des Kronprinzen wieder zur Unterwerfung der Tiroler Inſurgenten abgeordnet. Ludwig that ſein Möglichſtes, zweckloſem Blutvergießen zu ſteuern, und überwarf ſich deßhalb bald mit dem Herzog von Danzig, der nur durch Gewaltmaßregeln wirken zu können glaubte. Lefevre ſchrieb

*) Eine ähnliche Epiſode ereignete ſich wirklich in der Muſeumsgeſellſchaft. Das zerſprungene Glas iſt im Beſitze des Geheimraths v. Ringseis.

deßhalb an den Kaiser nach Schönbrunn: „Wenn ich an meiner Tafel die Augen schließe, so glaube ich wahrhaftig, nach den Gesprächen zu urtheilen, im österreichischen, nicht im französischen Heereslager zu sein.“ Solche Meldungen mußten freilich bedenkliche Erwägungen hervorrufen. Als Napoleon sich zur Scheidung von Josephine entschloß, äußerte er zu General Bubna: „Des Vicekönigs Eugen Kinder sind ja auch Enkel des Königs Max und Bayern wäre doch eine hübsche Entschädigung!“ und über den Kronprinzen selbst äußerte er sich heftig: „Dieser Prinz wird niemals auf den Thron steigen!“

Diese Dissidien mögen wohl auch die eigentliche Ursache gewesen sein, warum der Herzog von Danzig einen strategischen Fehler des Generals Stengel von der Division des Kronprinzen mit Dienstesentlassung ahndete. Stengel hatte Befehl, den Luegpaß zu behaupten, war aber ohne genügenden Grund zurückgewichen. In der Folge stellte der streng bestrafte General ein förmliches Regreßgesuch gegen den Kronprinzen und suchte in Broschüren nachzuweisen, daß er für seinen Divisionär geopfert worden. Ein Kriegsgericht entschied aber 1817, die Rechtfertigung könne nicht auf Kosten des Prinzen gesucht werden, der nur angeordnet hatte, es sollten die Truppen keiner „unnöthigen“ Gefahr ausgesetzt werden, und sprach den Divisionär aller Schuld ledig. Er hatte dem General, als das Strafurtheil gefällt war, selbst gerathen, sich zu beschweren. „Ich will nicht, daß Jemand durch mich oder für mich leide. Ich verlange kein Opfer. Benützen Sie, sagen Sie Alles, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung nützlich und nothwendig finden. Mich sollen Sie nicht schonen. Ich kann Ihnen nicht helfen, denn über mich hat der französische Kaiser ausgesprochen: „Qui m'empêche de laisser fusiller ce prince?“*)

Napoleon war über den Mißerfolg in Tirol in hohem Grade aufgebracht und äußerte sich in einem Briefe an Wrede**) auf das Ungehaltenste über die zwischen dem Prinzen und dem Herzog von Danzig bestehenden Zwistigkeiten, „anstatt sich zu raufen, werden nur Schwätzereien und Intriguen angezettelt.“

*) In dem betreffenden Aktenstück findet sich die eigenhändige Bestätigung des Prinzen, daß er wirklich diese Worte gesprochen.

**) Vorausgesetzt, daß dieser in von Langs Memoiren mitgetheilte Brief echt ist.

Als aber ein nächtlicher Ueberfall auf der Steinbacher Alp glückte, immer unaufhaltſamer die bayeriſchen Kolonnen vordrangen und endlich am 25. October Ludwig ſiegreich in Innsbruck einrückte, ſchrieb Napoleon an ihn die ſchmeichelhafteſten Glückswünſche. Andreas Hofer wollte ſich anfänglich geraden Weges zum Kronprinzen begeben, wo er einer gütigen Aufnahme ſicher geweſen wäre*), aber Haspinger hielt ihn von dieſem Schritte ab und bewog ihn, einen letzten Verzweiflungskampf zu wagen. Wieder entbrannte der hitzigſte Streit am Berg Iſel, doch diesmal wurde den Bayern ein raſcher Sieg zu Theil. Hofer wurde nach Erſtürmung der Bergſchanzen ergriffen und durch den Spruch des franzöſiſchen Kriegsgerichts zum Tode verurtheilt. Seine Hinrichtung ſetzte allerdings dem Aufſtand ein Ende, aber die deutſche Sache hatte einen Märtyrer mehr gewonnen. Max Joſeph war mit dem raſchen Verfahren keineswegs einverſtanden. Als die Nachricht von Hofer's Tod kam, rief er einem eben in das Zimmer tretenden Hofbeamten entgegen: „Denken Sie ſich, ſie haben mir meinen Hofer erſchoſſen!“ Einen Sohn Speckbachers ließ er auf ſeine Koſten ſtudiren. Als Kronprinz Ludwig nach kurzem Aufenthalt in München wieder nach Tirol kam, beſuchte er Hofer's Haus in Paſſeyer, ſprach ſeinem Weib und ſeinen Kindern Troſt zu und beklagte das unglückliche Opfer des Aufſtands.

In den nämlichen Tagen beſchäftigte ſich die Wiener Preſſe nur mit Beſchreibungen der Feſtlichkeiten, die zu Ehren des kaiſerlichen Brautwerbers veranſtaltet wurden. Die enge Verbindung Oeſterreichs mit Frankreich ſtimmte ſchlecht zu den Verſprechungen, die Napoleon in Bayern hatte laut werden laſſen. Der Wiener Frieden brachte für das Königreich im Verhältniß zu den Leiſtungen und Opfern des Krieges, wie zu der geforderten Gebietsabtretung nur mäßigen Lohn. Dagegen mehrten ſich in allen Rheinbundſtaaten Steuern und Laſten, und die Erniedrigung der deutſchen Fürſten, die vom Kaiſer nur noch wie franzöſiſche Präfekten angeſehen wurden, trat immer fühlbarer hervor, ſchmerzlich vom Könige, ſchmerzlicher vom Kronprinzen empfunden.

*) Darauf wohl werden ſich die Briefe Hofer's an den Kronprinzen beziehen, die ſich laut des Verzeichniſſes in dem verſiegelten Nachlaß Ludwigs befinden.

Ein Lichtpunkt in trüber Zeit war die Vermählung Ludwig's, der ſich das Recht eigener Wahl nicht verkümmern ließ. Kaum war das Kriegswetter vorüber gezogen, kurz vor Weihnachten 1809, eilte er nach Hildburghauſen, wo am beſcheidenen Hofe eine liebenswürdige Prinzeſſin aufwuchs. Der erſten Begegnung mit Thereſe folgte raſch die Verlobung, nach wenigen Monden, am 12. October 1810, die Hochzeit. Sie wurde auch dem Volk ein Feſt. Auf einer großen Wieſe bei der Stadt gaben die Münchener Bürger, wie einſt vor vierhundert Jahren bei der Vermählung Herzog Alberts III. mit Johanna von Braunſchweig, ein Wettrennen. Zur Erinnerung an Ludwigs Hochzeitstag wurde die jährliche Wiederholung einer ähnlichen Feier beſchloſſen und in den erſten Tagen des October iſt noch immer die Thereſienwieſe Schauplatz eines Volksfeſtes, das viele Tauſende von anſpruchsloſen Freunden ungezwungenſter Laune ergötzt.

Der Neuvermählte wurde vom königlichen Vater zum Gouverneur des Inn- und Salzachkreiſes ernannt und reſidirte als ſolcher abwechſelnd in Innsbruck und in Salzburg.

Der Herbſt des Jahres 1811 brachte nochmals für München ein Freudenfeſt, das auch den Prinzen in die Mauern der Hauptſtadt rief. Am 28. November verkündeten 101 Kanonenſchüſſe, daß dem glücklichen Vater ein Sohn in die Arme gelegt worden, und Reich und Arm feierten das frohe Ereigniß, das den Fortbeſtand eines geliebten Herrſcherhauſes ſicherte.

Der Jubeltag fiel in eine ernſte Zeit. Die Streitigkeiten zwiſchen Rußland und Frankreich ließen den Ausbruch eines großen Kampfes vorausſehen. Bayern durfte nicht hoffen, von den neuen Schickſalſchlägen verſchont zu bleiben. Der Vater konnte ſich deßhalb beim Anblick ſeines Söhnchens trüber Ahnungen nicht erwehren:

„Sollte hören nur dein kindiſch Lallen
Jener, welcher dir das Leben gab,
Frühe für das Vaterland er fallen, —
Weihe eine Thräne ſeinem Grab.
Werde ſeines teutſchen Sinnes Erbe,
Für die Heimath muthig führ' das Schwert,
Freudevoll für ihre Rettung ſterbe,'
Werde deiner alten Ahnen werth!"

Die Befreiungskämpfe. Auf dem Wiener Kongreß. Der Feldzug 1815.

In der Rheinbundsakte hatten die deutschen Fürsten die Hoffnung ausgesprochen, ihr Protector, der Kaiser von Frankreich, „werde sich Nichts so sehr angelegen sein lassen, als die Befestigung der inneren und der äußeren Ruhe und die Aufrechthaltung der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland." Doch mußten die Verbündeten bald erkennen, daß mit jener Hoffnung die Wirklichkeit Nichts gemein habe und daß Napoleon sie nur zu Beischaffung der Mittel für Durchführung karolingischer Eroberungspläne ausnütze. Vor einigen Jahren wurde ein Memoire des Grafen von Mercy-Argenteau veröffentlicht, der in der kritischen Zeit vom März 1812 bis zum Abschluß des Rieder Vertrags bevollmächtigter Minister Frankreichs am Münchener Hofe war. Jedes Blatt beweist, daß die Zeit der nominell ungetrübten Unabhängigkeit und Selbständigkeit des bayerischen Staates in Wirklichkeit die Epoche seiner tiefsten politischen Erniedrigung war und daß die Abneigung des Kronprinzen gegen den, „der Freund sich nennend schon sich als Feind bewies", ebenso gut in bayerischem, als in deutschem Patriotismus wurzelte.

Politische Differenzen riefen sogar zeitweise Entfremdung zwischen Max Joseph und seinem Erstgebornen hervor. Graf Mercy erzählt, er habe sich einmal selbst auf Wunsch des Königs nach Innsbruck begeben und vom Prinzen das Versprechen erwirkt, in seinen Aeußerungen sich zu mäßigen.

Noch nie war ein bayerisches Heer so trefflich ausgerüstet, als

das Kontingent, das den Marsch nach Rußland antrat. Es ist nicht bekannt, weßhalb Kronprinz Ludwig diesmal die Truppen nicht begleitete. Bei Polozk hatte das Corps Gelegenheit, sich auszuzeichnen, wurde aber furchtbar decimirt. Immer weiter in das Innere Rußlands drangen die Marschkolonnen. „Was denken Sie hierüber?" fragte Max Joseph den französischen Gesandten, „wenn wir es nicht mit dem Kaiser zu thun hätten, welche Lage des Heeres! Alles ist offen zur Rechten und zur Linken, man geht nur immer vorwärts. Aber der Kaiser hat uns an Wunder gewöhnt!"

Doch die Zeit der Wunder war vorbei. Fast im nämlichen Augenblicke, da man in München mit öffentlichen Festen den Sieg an der Moskwa feierte, kam die Nachricht vom Brande Moskau's. Bald hatte das ganze bayerische Kontingent auf den Eisfeldern den Untergang gefunden. Die letzten Zwanzig waren bis Kowno die schirmende Nachhut der flüchtenden Heeressäule. Es ragt in München zum Gedächtniß jener Opfer, von Ludwig errichtet, ein eherner Obelisk, worauf mit einer etwas allzukühnen Dialektik der Erbauer schreiben ließ: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung!"

Schon vor dem Ende des verhängnißvollen Jahres war vorauszusehen, daß auch Oesterreich sich zu den nordischen Mächten schlagen und eine große Koalition gegen den gemeinsamen Bedrücker sich bilden werde. Aber noch eine andere, bisher unbekannte Großmacht rührte und regte sich, gegen welche auch die süddeutschen Kabinete nicht lange mit Erfolg ankämpfen konnten, — die öffentliche Meinung.

Der Feldzug des Jahres 1813 begann, jener heilige Kampf, für welchen Deutschland dem Volke Preußens ewig verpflichtet bleibt. Wie neidlos Kronprinz Ludwig die im deutschen Norden ausgeführten Thaten anerkannte, wie er mit Herz und Geist auf Seite der Verbündeten stand, spricht sich in seinen Gedichten aus. An Preußen richtet er die Strophen:

„Einzig dein Friederich war, einzig bist, Preußen, nun du,
Unvergleichbar glänzest für ewig du in der Geschichte,
Preußen! dein Name läßt denken das Herrlichste nur!"

In die Biographie Scharnhorst's in den Walhallagenossen flicht er ein: „Kein Volk schwang sich von neuem so bald in die Höhe als das Preußische; ein Phönix stieg es aus seiner Asche! Teutsch war

es wieder geworden, teutſch wurden die Teutſchen alle, was ſie ſeit Jahrhunderten nicht mehr. Solch' herrliche Zeit hatte Teutſchland nie früher, als die von dieſem Aufſchwung bis zum Wiener Kongreß."

Es wurde erzählt, Ludwig habe ſich ſchon vor Abſchluß des Rieder Vertrags mit den Alliirten in Unterhandlungen eingelaſſen, doch iſt dieſes Gerücht nicht gar glaubwürdig. Neue heftige Auslaſſungen des Prinzen gegen Napoleon nöthigten aber den königlichen Vater, im Juli den Miniſter Montgelas nach Salzburg zu entſenden, um dem künftigen Thronfolger wiederholt Vorſtellungen wegen ſeines unvorſichtigen Verhaltens zu machen.

Heilmann wies nach, daß ſchon im Auguſt wegen des Anſchluſſes an Oeſterreich Konferenzen in München gepflogen wurden. Montgelas wußte aber mehrere Wochen hindurch die mannigfaltigſten Hinderniſſe vorzuſchieben. Daß endlich doch der Beitritt Bayerns erklärt wurde, war nicht einem plötzlichen Durchbruch deutſch-patriotiſcher Reue zu verdanken, nur ein kaltes Abwägen von Vortheilen und Gefahren leitete dabei den gut franzöſiſch geſinnten Staatsmann. Es galt nach ſeiner Berechnung nur dem erſten Sturme zu weichen, dann — „C'est qu'il faut une France à la Bavière!" tröſtete Montgelas beim Abſchied den franzöſiſchen Geſandten. Auch Max Joſeph hatte kein Verſtändniß für die damals hervorbrechende Begeiſterung, die plötzlich den längſt vergeſſen geglaubten Namen „Deutſchland" wieder als Loſung wählte, in ihm, wie in den ſüddeutſchen Fürſten überhaupt, hatte mehr franzöſiſche als deutſche Anſchauungsweiſe Wurzel gefaßt, wenn es auch ſelbſtverſtändlich nur eine alberne Lüge, daß er aus Freude über den Sieg Napoleons bei Hanau ein feſtliches Mahl gehalten habe. Der Hauptbeweggrund, der ihn zum Rieder Vertrag die Einwilligung geben ließ, iſt aus dem Grundzug ſeines Charakters, ſeiner menſchenfreundlichen Gutmüthigkeit, abzuleiten. Längſt jammerte ihn ſeiner Landeskinder. Faſt jedes Jahr forderte neue Aushebungen und ſo oft die Saaten reiften, tränkte das Blut von Tauſenden fremde Erde. Napoleon hatte Bayern vergrößert, aber dieſe Gunſt mußte theuer bezahlt werden und wenn es auch offiziell in halb Europa verboten war, öffentlich anders zu weinen als vor Freude, ſo konnte ſich der herzensgute König trotz aller Feſte nicht verhehlen, wie furchtbar ſein Land durch die Bonapartiſche Eroberungspolitik litt. Der

Rieder Vertrag ſchien endlich die Lage Bayerns zu ſichern, Oeſterreich, der gefährliche Nachbar, bot ſelbſt die Hand zu einer Regelung, welche Bayern zu einem wahren Mittelſtaat erheben und den Schutz fremder Mächte entbehrlich machen ſollte.

Wie feſt aber in den Regierungskreiſen der Glaube an Napoleons Unüberwindlichkeit wurzelte, bezeugt die Aengſtlichkeit, womit man nach dem Abfall zu Werke ging, ja dieſen Abfall förmlich zu maskiren ſuchte. Die Schlacht bei Leipzig wurde faſt gar nicht gefeiert, Reden und Schreiben gegen Napoleon wurde ſo viel als möglich unterdrückt. Der Aufruf an das bayeriſche Volk erwähnt Deutſchlands nicht mit einem Worte. Im Hauſe des Miniſters ſpottete man über die aufſtrebende „fatale Deutſchheit", gerade in den fein gebildeten Kreiſen fühlte man ſich erhaben über eine Politik, die an die geſchichtlichen Ueberlieferungen des Mittelalters, an die dunkle Sage deutſcher Größe und Herrlichkeit anknüpfte.

Doch wuchs von Tag zu Tag die Zahl der Gemeinde, der zum Bewußtſein gekommen war, daß auch für Bayern außerhalb Deutſchlands kein Heil, daß der Kampf gegen das franzöſiſche Cäſarenthum gemeinſame Pflichten und engere Knüpfung des Verbandes der Stämme erheiſche. Schon im Sommer 1813 konnte Gagern von München aus an Stein ſchreiben: „Deutſcher Sinn war unverkennbar in der bayeriſchen Nation geblieben und durch ſteigende Bildung genährt. Der König, gutmüthig und verſtändig, wenn er ſich den natürlichen Trieben überläßt; Wrede, ſelbſt ein Rheinländer, der edlen Geſinnung, des ächten Ehrgeizes fähig; auf den Kronprinzen ſelbſt, des heroiſchen Enthuſiasmus empfänglich, war ohnehin zu zählen." Als das freie deutſche Wort auch in Bayern wieder möglich war, erſchienen zur nämlichen Zeit, als die urwüchſige Kraftfülle Arndts und die begeiſterte Phantaſie Görres' dem deutſchen Volke zugleich Blüthe und Frucht eines neuen Literaturzweiges ſpendeten, zunächſt als Mahnworte für die Bayern die politiſchen Flugſchriften Feuerbachs. Sie ſind dem Bannerträger der nationalen Partei in Bayern, dem Kronprinzen, gewidmet, der den freimüthigen Verfaſſer, als Montgelas ſein Wirken zu hemmen ſuchte, immer wieder ermunterte, ſich nicht beirren zu laſſen.

Zu Salzburg, wo der Kronprinz reſidirte, wurde der Leipziger

Sieg durch Gottesdienst und öffentliche Feste gefeiert. Der Kronprinz ließ gegen 800 Arme speisen und diese Armenspeisung am 18. October wurde bis 1867, dem letzten Lebensjahr Ludwigs, alljährlich in einer der größeren bayerischen Städte wiederholt.

Zum Oberkommandanten der Landesbewaffnung ernannt, betrieb er eifrig die Neubildung des Heeres. Die ausgezeichnetsten Männer aus allen Ständen ließen sich als Freiwillige in die Nationalgarde einreihen. Der Tagesbefehl des Kronprinzen vom 16. December 1813 ist offen und energisch gehalten: „Edel ist der Wetteifer in allen Ständen des hochherzigen bayerischen Volkes, durch rühmliche und wohlthätige Handlungen auszudrücken, daß sein sehnlichster Wunsch ihm erfüllt sei, Kampf gegen den, der Freund sich nennend schon als Feind sich bewies.... Alle Kräfte nimmt Frankreichs Kaiser zusammen, um uns wieder in Knechtschaft, in schmählichere noch zu stürzen. Wenden wir auch die unserigen an, uns auf immer zu befreien. Weltherrschaft war sein Ziel, er hat es auch jetzt nicht aufgegeben, nahe war er daran, es zu erreichen, und wird es noch erreichen, wenn wir nun ruhen. Auch vor 13 Jahren wurde für unmöglich gehalten, daß er werden könnte, was er dann geworden. Um so unerschütterlicher sei unser Widerstand!" Zur Errichtung eines Husarenregiments von Freiwilligen gab er 20,000 Gulden und munterte auch Andere zu großen Spenden auf. Nur durch solch' begeisterten Hilfseifer wurde es möglich, in kürzester Zeit die Feldarmee auf 40,000 Mann in trefflicher Ausrüstung zu ergänzen und daneben noch bedeutende Streitkräfte zur Landesvertheidigung aufzustellen.

Es war Bayern nicht vergönnt, an der Seite der ersten Vorkämpfer für die Rettung Deutschlands die Entscheidungsschlacht mitzukämpfen. Die undeutsche Politik, die es bisher verfolgt hatte, zog gleichsam als Strafe nach sich, daß seinem Wiedererwachen eine Niederlage folgte. Doch wusch die Hanauer Bluttaufe den Makel der Verwelschung von den bayerischen Waffen und im folgenden Jahr zogen die süddeutschen Heere vereint mit den preußischen Waffenbrüdern über den Rhein. Aus dem Schaft des Speeres, den das deutsche Volk in Waffen in Frankreichs Erde stieß, sproßte ein köstliches Reis hervor: die deutsche Ehre!

Ludwigs Wunsch, die Truppen nach Frankreich zu begleiten, wurde

vom Vater abgeſchlagen. Er beklagt ſein Geſchick in dem Gedichte „Den bayeriſchen Schützenmarſch vernehmend“:*)

„Seh' nach Frankreich Teutſchlands Jugend eilen,
Mit den Fürſten, ich allein muß weilen
Thallos, von dem Heere weit zurück.
Mich, den frühe teutſcher Sinn begeiſtert,
Den nicht die Gefahr, nicht Glanz bemeiſtert,
Seh' ich ausgeſchloſſen von dem Glück.“

Die Bayern leiſteten namentlich bei Brienne, wo Prinz Carl ſich perſönlich auszeichnete, bei Bar und Areis an der Aube gute Dienſte. Ludwig gab ſofort dem Schlachtenmaler Kobell Auftrag zu Darſtellung jener Kämpfe. Endlich umſchloſſen die Wachtfeuer der verbündeten Heere Paris, der Kreuzzug war gelungen, am 30. März fand der feſtliche Einzug Statt. Da jetzt die Landesbewaffnung aufgelöſt werden konnte, eilte auch Ludwig in die eroberte Hauptſtadt und machte von dort aus, um die von Lord Elgin nach der britiſchen Inſel geſchleppten altgriechiſchen Kunſtſchätze zu beſichtigen, einen kurzen Ausflug nach London.

Auf Wunſch des Vaters begab er ſich nach ſeiner Rückkehr nach Wien, wo der Monarchenkongreß zuſammengetreten war. Um die Souveräne gruppirten ſich hier alle Notabilitäten Europa's. Wie der Kaiſer von Rußland durch ſeine Ritterlichkeit, der König von Dänemark durch ſeinen ſchlagfertigen Witz, ſo ſtach der König von Bayern durch ſeine Leutſeligkeit hervor. La Garde überliefert in ſeinen Bildern vom Fürſtenkongreß viele anziehende Züge des liebenswürdigen Monarchen. Meiſt pflegten ihn ſeine beiden Söhne zu begleiten, ſein Erſtgeborner lebhaft geſtikulirend und ſehr laut ſprechend — eine Folge ſeiner Harthörigkeit — und Prinz Carl, „le beau prince de Bavière“. Feſttheater, Bälle, Volksbeluſtigungen folgten in raſchem Wechſel. Niemand war williger, die Bürde der Etiquette abzuſtreifen, ſobald es möglich war, als Kronprinz Ludwig. Er beſuchte mit Vorliebe den Salon der geiſtreichen Rahel Levin, wo edlere geiſtige Genüſſe geboten waren. Auch ſtudirte er eifrig die Kunſtſammlungen.

*) Das Gedicht wurde von Stunz und Meyerbeer in Muſik geſetzt. Letztere Compoſition, die Meyerbeer dem König Ludwig widmete, ſcheint leider verloren gegangen zu ſein.

In Wien erwarb er die ſchönſte Perle der Glyptothek, die Ilioneusſtatue. Er bezahlte dem Eigenthümer Dr. Barth die bedeutende Summe von 33,000 Gulden. Kaiſer Franz war darüber ſehr aufgebracht und wollte ſich lange nicht ausreden laſſen, den Verkäufer in Haft zu ziehen, weil er „ſeinen narreten Neffen ſo angeſchmiert".*)

Als den deutſchen Waffen ſo glänzender Sieg zu Theil geworden, gab ſich die Volksmeinung in Deutſchland freudig der Zuverſicht hin: Die deutſchen Kabinete werden nicht länger den Zug des Zeitgeiſtes verkennen, ſondern zu feſter Wiedervereinigung des Vaterlandes zuſammenarbeiten. Die Mehrzahl der Stimmen erhob die Loſung: Kaiſer und Reich. Was für todt gegolten, war nur im Schlummer gelegen, was vor wenigen Jahren noch den Einen ein Aergerniß, den Anderen eine Thorheit ſchien, war jetzt die Parole der Patrioten. Nur in jener gehobenen Stimmung, mit welcher man die dramatiſche Entwickelung des Befreiungskampfes verfolgte, in jener Begeiſterung, die auch den Nüchternen zum Schwärmer machte, konnte man überſehen, wie wenig die Verhältniſſe danach angethan waren, daß der ideale Volkswille zur That werde. Wie kühl wurde das Project der Wiedervereinigung der Deutſchen von den Lenkern der europäiſchen Geſchicke behandelt, die ſich auf dem glatten Parketboden der Wiener Hofburg bewegten! Die Eiferſucht der fremden Mächte und mehr noch der klaffende Dualismus, die offene Frage, welche von den beiden deutſchen Großmächten die erſte Stelle im Reich zu beanſpruchen habe, machten jene Hoffnungen ſcheitern. Ludwig zeichnete die Lage durch ein treffendes Epigramm:

„Trauriges Bild des Reiches der Teutſchen: Zweiköpfiger Adler!
Wo zwei Köpfe beſteh'n, ach! da gebricht es an Kopf!"

Dazu kam, daß auch Bayern auf den Rangſtreit der beiden Hauptmächte mit ſcheelen Augen blickte, mißtrauiſch gegen beide für die Integrität ſeiner Souveränität beſorgt. Als ſchon in allem Ernſte über ein Separatbündniß zwiſchen Bayern und Würtemberg mit Anlehnung an Frankreich berathen wurde, verhinderte nur die Abmahnung der gleichgeſinnten und eng befreundeten Kronprinzen der

*) Ludwig erzählte ſelbſt wiederholt dieſe Begebenheit. Ich verdanke die Mittheilung Herrn Hofrath v. Hüther.

beiden Staaten die Bethätigung dieſer rheinbündiſchen Gelüſte. Damals entſtand wohl das Epigramm:

„Einem ungeſchickt Schwimmenden glichſt und gleicheſt du, Bayern!
Schwingend dich zwar in die Höh', ſchnelle doch ſinkend herab!"

Krönig verſpottet in ſeiner deutſchen Geſchichte das „Teutſchthum" Ludwigs, dem ja doch der deutſche Held Stein ein Dorn im Auge geweſen ſei, weil dieſer zu dem Rheiniſchen Merkur in Beziehungen ſtand. Es könnte nicht befremden, wenn es in jener Taumelzeit in Wien, da überall, auf Bällen, wie in den Konferenzſälen die Intrigue ſpielte, auch zwiſchen dem Kronprinzen von Bayern und Stein zu Differenzen gekommen wäre. Stein wurde durch ſeinen Abſcheu gegen alle Rheinbündelei auch zu manchen ungerechtfertigten Ausſchreitungen getrieben, — es braucht bloß an das Engagement des Betrügers Raiſach erinnert zu werden. Wie dankbar aber Ludwig die Verdienſte des Ritters anerkannte, beweiſen die Worte in den Walhallagenoſſen: „Stein iſt der Befreyung Teutſchlands Grundſtein. Vermitteln, halbe Maßregeln waren ſeine Sache nicht, wollte entſchieden, wie ſein Charakter, durchgreifen, nicht ſchonend verfahren gegen die mit Teutſchlands Feind es haltenden teutſchen Fürſten. Auch über ihn ſind die entgegengeſetzteſten Urtheile gefällt worden, weil er nicht blind einer Parthey anhing. Nie vergeſſe der Teutſche, was er ihm verdankt!" Zum Rheiniſchen Merkur ſtand Ludwig ſelbſt in Beziehung und Görres widmete nach Aufgabe des Blattes ein vollſtändiges Exemplar dem deutſchgeſinnten Fürſten.*)

Nicht ſelten wird das „Deutſchthum" jener Tage verſpottet, man will darin nur verkappten Partikularismus wittern. Mit Unrecht. Es iſt wahr, jene deutſchen Patrioten verloren das Poſitive allzuſehr aus den Augen; ein dunkles Gefühl war wohl vorherrſchend, es müſſe für die Einigung etwas geſchehen, dagegen mangelte die Einſicht, auf welchem Wege dies zu erzielen ſei. Wie unklar war ſich aber ſelbſt noch vor wenigen Jahren die Volksſtimmung in Deutſchland! Welch' lange Entwickelungszeit bedurfte die Einigungsidee zur Läuterung, wie viel verfehlte Verſuche wurden gemacht, wie viel günſtige Gelegen-

*) Ludwig ſchenkte ſpäter dieſes Exemplar, das einige eigenhändige Randbemerkungen enthält, an die Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

heiten versäumt! Bei gerechter Würdigung aller Umstände werden wir unsere Anerkennung jenen Patrioten nicht versagen, die durch den Geist der Einigkeit, durch gemeinsame Begeisterung für deutsche Ehre, Recht, Literatur, volksthümliches Wesen das Bedürfniß des Vaterlandes gedeckt hielten und die Schwäche der Form wenig beachteten. Es war eine Schwärmerei, doch verdient sie den wärmsten Dank der Nachwelt.

Uebrigens übersahen jene „Schwärmer" damals nicht, was das praktische Nationalinteresse vor Allem erheische. Der Kronprinz von Bayern unterstützte energisch den Antrag Stein's, daß der Stachelgurt Vauban's, die elsässischen und lothringischen Festungen, zum Schutze der deutschen Grenze nothwendig seien, doch wurde die Abtretung von Elsaß und Lothringen durch die Eifersucht der fremden Mächte hintertrieben.

Auch verwandte sich Ludwig eifrig für die Rückgabe der geraubten Kunstschätze, nicht bloß für Bayern und Deutschland, sondern auch für Rom, dessen Zauberwelt sich ihm vor zehn Jahren erschlossen hatte. Seine Bemühungen hatten aber erst im nächsten Jahre Erfolg.

Schon drohten die diplomatischen Verwickelungen bei der Wiener Konferenz den großen Bund, der Europa gerettet, zu zersprengen, als Napoleon von Elba entfloh, sein Volk zu den Waffen rief, seine Feinde zu den Waffen zwang.

Diesmal wurde der Wunsch des Kronprinzen erfüllt. „Auch ich ziehe in den heiligen Krieg!" schrieb Ludwig freudig am 1. April 1815 an Bildhauer Wagner in Rom. Am 16. Mai, an welchem er in begeisterter Ansprache von der Landwehr Abschied nahm, übersandte er seinem Sekretär Kreuzer Verhaltbefehle für den Fall seines Todes. Sie bekunden insbesondere rührende Sorgfalt für seine Kunsterwerbungen. Für die Ausgrabungen Haller's in Griechenland und die Ankäufe Wagner's und Metzger's sind Geldanweisungen festgesetzt. Kobell soll die Schlachtgemälde des Jahres 1814, Eberhard, Rauch und Schadow sollen die Walhallabüsten vollenden, alle diese Kunstschätze seien Bayerns Staatseigenthum.

Darauf begab er sich an den Rhein zur bayerischen Armee. In einer großen Frontbewegung umzogen die verbündeten Heere Frankreich. Da das bayerische Corps längere Zeit in Mannheim zurück-

bleiben mußte, hatte Ludwig unfreiwillige Muße. Er ließ ſich für dieſe Stunden Körner's Gedichte nachſenden. Am 1. Juni — am nämlichen Tage, an dem in Salzburg ſein Sohn Otto das Licht der Welt erblickte — feierte er noch in Mannheim den Sieg der Verbündeten über Murat durch ein Tedeum. Am 20. endlich konnte er die Bayern über den Rhein führen, aber es war ihnen nicht mehr vergönnt, entſcheidenden Antheil am Feldzug zu nehmen, — ſchon war die Schlacht bei Belle-Alliance geſchlagen. Auf dem Marſche noch ertheilte Ludwig in ſeiner Begeiſterung an Rauch den Auftrag, die Büſte Blücher's für Walhalla zu fertigen.

In Eilmärſchen dann ging es nach Paris, das zum zweiten Mal die Deutſchen als Sieger einziehen ſah. Ueber Ludwig's Thätigkeit während ſeines Aufenthalts in Paris geben ſeine Briefe an Kreuzer Aufſchluß. Namentlich war es die Wiedererwerbung der aus Deutſchland entführten Kunſtſchätze, für welche er allen Einfluß, allen Eifer einſetzte. Er, der ſelbſt auf dem Marſche mit griechiſcher Lektüre ſich beſchäftigt, nach Paris Niebuhr's römiſche Geſchichte ſich ſenden läßt, hat im Triumph der Gegenwart auch für den idealen Nachlaß der Vergangenheit ein Herz. Am 14. Auguſt ſchreibt er an Kreuzer, er ſolle unverzüglich das Verzeichniß aller von Franzoſen weggeführten Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Werke ſenden. Endlich erfolgte der Befehl zur Auslieferung. Als nun Arbeiter aus allen Theilen Europa's in den Muſeen mit Einpackung der Gemälde und Statuen beſchäftigt waren, blieb Ludwig ein eifriger Zuſchauer. Der Berichterſtatter des Rheiniſchen Merkurs erzählt, daß er ihn vor der Laokoongruppe getroffen; als ſie dann mit einander die Aachener Säulen beſichtigten, ſagte Ludwig: „Wir haben einen dritten puniſchen Krieg durchgekämpft, dieſes ſind die Trophäen"! Am 2. October ſchreibt er über das Gelingen ſeiner Bemühungen an Wagner: „Immer war es noch unentſchieden, wie es mit dem Römiſchen gehen würde. Endlich ging's durch, wofür ich mich ſchon voriges Jahr und heuer ſchriftlich und mündlich lebhaft verwandte. Dem Großherzog von Toskana habe ich überdies geſchrieben und dem Kardinal Conſalvi, ſie aneifernd, eigene Bevollmächtigte nach Paris zu ſenden, zur Betreibung der Rückgabe. Hier wurden durch mich für den König ausgezeichnet treffliche Bilder erworben. Die beſten unſerer etlichen ſiebenzig im Jahre 1801

Digitized by Google

geraubt wordenen Gemälde, 30 an der Zahl, waren in hiesigen Magazinen, wir haben sie wieder, unsere Handschriften deßgleichen."

In Paris besuchte ihn auch, durch Prinz Carl aufgefordert, der ehemalige französische Gesandte am Münchener Hofe, Graf Mercy. „Es bedurfte der Aufforderung," erzählt dieser in seinem Memoire, „um mich zu bestimmen, mich ihm vorzustellen. Zwar konnte ich befriedigt sein über unsere persönlichen Beziehungen, ich kannte aber seine entschiedenen Ansichten und fühlte mich nicht geneigt, weder den Druck eines großen Mißgeschicks zu empfinden, noch im Geringsten Grundsätze zu verleugnen, die ich kurz vorher pflichtgemäß vertreten hatte. Die Aufnahme bei dem Prinzen war aber so, wie sein Bruder in Aussicht stellte. „„Sie kennen mich zu gut,"" sagte er, „„um nicht zu wissen, daß ich über das Aufhören Ihrer Thätigkeit als Minister Frankreichs in München große Freude empfand, aber ich hoffe, daß Sie gegen mich gerecht genug sein werden, nicht daran zu zweifeln, daß ich mit großem Vergnügen wieder sehe den Grafen von Mercy."

Auch in Paris vergaß Ludwig nicht die Feier der Befreiungsschlacht, mußte aber bei dieser Gelegenheit selbst die bittere Erfahrung machen, daß in den Regierungskreisen Bayerns seine patriotische Gesinnung sogar Anstoß errege. Von Paris aus schreibt er am 16. September an seinen Sekretär Kreuzer: „Am 18. October sollen die Salzburger Stadtarmen gespeist werden, bei milder Witterung vor der Mirabel unter freiem Himmel, bei anderem wie voriges Jahr in der Residenz, auch wäre weder ich, noch die Kronprinzessin zurück. Heimlich brauchen die Vorkehrungen nicht zu sein, sie haben offen zu geschehen. Will die Bürgerschaft wieder ein Hochamt halten lassen, würde es mich freuen. Die Einladung zum Speisen hat zu geschehen: Zu der Jahrtagsfeyer von Teutschlands Errettung." Am 30. September ordnet er ferner an: „Da verbreitet worden, in Bayern würde der Leipziger Jahrestag nicht gefeiert, wünsche ich um so mehr und gebe Ihnen den Auftrag, zu bewirken, daß, was am 18. October zu Salzburg durch mich, obgleich abwesend, geschehen wird (welcher Umstand dabei zu bemerken ist), in die Allgemeine und Augsburger Ordinarizeitung eingerückt werde, (was Carli vermittelt,) in den Nürnberger Correspondenten und die Münchener Zeitung, in beide, wenn's

sein kann." Das Mahl fand nun zwar in schönster Ordnung statt, der zweite Wunsch des Prinzen aber stieß auf unerwartete Hindernisse. Banquier Carli schreibt am 26. October an Kreuzer: „Ew. Wohlgeboren verehrtestem Schreiben zu Folge übergab ich sogleich die mir damit gesandten Billets den Redacteuren der allgemeinen Zeitung sowohl als der Moy'schen und verlangte die Aufnahme in ihre Blätter. Ich will nun erwarten, ob die Censur solches gestatten dürfte, denn fast möchte ich daran zweifeln. Eine ähnliche Anzeige von einem frohen Mahl, welches am 18. October zur Feier dieses Tages, der jedem deutsch denkenden und handelnden Mann ewig heilig sein sollte, in unserer Harmoniegesellschaft statt hatte, und wobei unserer Stadtarmen und der bei Hanau blessirten Vaterländischen Krieger durch eine angemessene Spende gedacht wurde, durfte in unseren Zeitungsblättern nichts eingerückt werden. Wir mußten französische Siege feiern, aber deutsche Tapferkeit soll in Vergessenheit bleiben. Sic tempora, sic mores. Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc. P. S. Die Inserirung ist nicht gestattet worden und die Redacteurs mußten ansagen, wer ihnen die Billets zugesandt hätte, sie nannten mich, inzwischen bin ich noch nicht zur Polizei vorgefordert worden." Ludwig, dem der Brief zugesandt wurde, schreibt entrüstet zurück (9. November): „Ziehen Sie bestimmte Erkundigung ein, wie der heißt, welcher in Augsburg verbothen hat, meine Feyer des 18. October in die zwey Zeitungen zu rücken." Kreuzer antwortet (19. November): „Es ist schwer, nach dem Namen desjenigen zu fahen, der in Augsburg das bewußte Verboth gegeben, weil ich den, so ich damit beauftrage, in Verlegenheit setze. So viel ist aber aus allem zu ersehen, daß die Maßregel in Bezug auf diesen Gegenstand eine allgemeine war, folglich von Oben kam und dem Einzelnen auch nicht auf Rechnung geschrieben werden kann." — —

Als fast ein halbes Jahrhundert später für die Befreiung Schleswig-Holsteins, wie für Vertheidigung des deutschen Gebiets gegen Frankreich und Italien gerade in Bayern begeisterte Sympathie sich kund gab, lieh der königliche Greis seiner freudigen Erregtheit Ausdruck:

„Nacht war der Frühling meines Lebens,
Im Herbste ist es lichter Tag!.....
Sich teutsch zu nennen, war Verbrechen,

Digitized by Google

Das Wort für Teutſchland war verpönt,
Der Korſe drohte es zu rächen,
Es wurde teutſcher Sinn verhöhnt ....
Wie anders iſt es nun geworden!
Als Bayern teutſcher nichts es giebt,
Im Süden nicht und nicht im Norden
Wird Teutſchlands Ehre mehr geliebt.
Das, was ſo lange hat geſäumet,
Wonach ich fruchtlos da geſtrebt,
Iſt Wahrheit jetzt, was ich geträumet:
Ich hab' vergebens nicht gelebt!"

Reiſen nach Rom. 1817—1818. 1820—1821.

Nachdem Ludwig an der Spitze der heimkehrenden bayeriſchen Truppen ſeinen Einzug in München gehalten, begab er ſich nach Salzburg zu ſeiner Familie.

Das Jahr 1816 brachte für Bayern ſchmerzliche Verluſte. Salzburg, das Innviertel und Tirol mußten an Oeſterreich abgetreten werden. Zwar wurde durch die Neuerwerbung der fränkiſchen und ſchwäbiſchen Provinzen ein reiches, wohl kultivirtes Gebiet gewonnen, ja durch dieſen Zuwachs war erſt die Möglichkeit einer der neuen Zeit entſprechenden ſtaatlichen Entwicklung geboten, doch blieb die Kontiguität des Gebietes trotz der Beſtimmungen des Rieder Vertrags unterbrochen. Ludwig wohnte von nun an mit ſeiner Familie abwechſelnd in Würzburg oder Aſchaffenburg, wo die prächtigen Biſchofspaläſte Kroneigenthum geworden.

Als er von einer gefährlichen Lungenentzündung glücklich geneſen war, ſuchte er völlige Herſtellung ſeiner Geſundheit in Italien. Graf Karl Seinsheim, Graf Ingelheim, Kuſtos Dillis und der Leibarzt Ringseis waren ſeine Begleiter, als er im September 1817 die Reiſe antrat. Im Januar des folgenden Jahres langte er in Rom an.

In die Heimathſtätte der Herrlichkeit des Alterthums war damals der Genius der Neuzeit belebend eingezogen. In Rom hatten ſich die würdigſten Vertreter der neudeutſchen Kunſt verſammelt, die zugleich den Kampf gegen den deutſchen akademiſchen Formalismus und gegen die franzöſiſche Frivolität aufnahmen. Der Antike war es im vorigen Jahrhundert nicht beſſer ergangen, als ſeinerzeit der Ariſto-

telischen Philosophie durch die Scholastik; die Thätigkeit der Künstler vereinigte nur noch, wie Cornelius sagte, „all die schönen rauschenden Ströme echter Kunstmittel, wie lebendig quellende Wässer der Sumpf aufnimmt." Jetzt aber wagten jene kühnen Talente und Charaktere, denen der ideale Aufschwung der Kunst in unserem Jahrhundert zu danken ist, den Popanz einer falschen Geschmacksrichtung und einer verknöcherten Tradition von der Schwelle des Gefängnisses zu verjagen, wo die Grazien trauernd schlummerten. Diese Vorkämpfer wagten wieder in das Reich des Geistigen zu greifen, für die höchsten Fragen und geistigen Interessen sinnliche Darstellung zu versuchen, auch die Befriedigung des inneren Auges anzustreben. Mittelpunkt des Künstlerkreises war das Dioskurenpaar Cornelius und Thorwaldsen. Ein junger deutscher Student, dessen Gelehrsamkeit später der Stolz des deutschen Volkes wurde, Böhmer, wurde ebenfalls im Jahre 1818 in die Gesellschaft jener Reformatoren eingeführt. Er schildert begeistert die wunderbare Anregung, die ihm dort geworden: „Wie war es damals so schön, als ich einen großen Kreis von Kunstjüngern kannte, die der Kunst um ihrer selbst willen huldigten, sie mehr liebten als das Leben und vollends als schmutziges Geld oder weltliche Ehre, eitlen Ruhm und Gnadenbezeugungen der Großen; als ein armes, einfältiges, religiöses, häusliches Leben in Zufriedenheit und Genügsamkeit und das Verehren der großen alten Meister unsere Freude, das Aufsuchen des von ihnen betretenen Pfades unser eifriges Streben, Reinheit der Sitten und des Gedankens unser Glück, Lauschen und achtsames Hören auf die Stimme Gottes in unserem Innern unsere tägliche Uebung, enge Verbrüderung Aller zu einem hohen gemeinsamen Ziel unser heiliges Palladium war".

Es ist von entscheidender Bedeutung, daß die neue Kunst in ihrer Jugendzeit Rom zur Heimath hatte. „Die Kunst ruht auf einer Art religiösen Sinnes," sagt Goethe, „auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst, deßwegen sie sich auch so gerne mit der Religion vereinigt." Die in Rom sich entwickelnde geistige Bewegung auf künstlerischem Gebiet, die in Ludwig von Bayern den thatkräftigsten Schutzherrn fand, könnte als Gegenstoß zu der Bewegung auf literarischem Gebiet bezeichnet werden, die sich im vorigen Jahrhundert fast ausschließlich über den protestantischen Norden erstreckt hatte. Freilich

wurzelten weder dieſe, noch jene Bewegung im rein Religiöſen allein und wie der Meſſias nicht bloß für Lutheraner geſchrieben iſt, ſo kann auch auf die Schöpfungen Cornelius' nicht die römiſche Kirche beſonderes Eigenthumsrecht beanſpruchen. Es lebte aber in jedem Einzelnen aus der Künſtlerſchaar die Romantik jener Tage, die eben weil ſie die Unſicherheit des Gefühls erkannt, dem ſie ſich ſchrankenlos überlieferte, feſten Halt in gottergebener Weisheit ſuchte. Selbſt der Proteſtant Bunſen konnte ſich nach längerem Verweilen im römiſchen Künſtlerkreiſe den Einwirkungen der religiöſen Stimmung nicht entziehen, die nicht bloß Overbeck in ſeinen Darſtellungen die gläubige Naivetät eines Fieſole erreichen ließ, ſondern auch bei Koch, Eberhard, Cornelius und vielen Anderen ein weſentliches Element ihres Entwicklungsganges bildet. Sie tritt uns ebenſo bei Ludwig entgegen, viele Gedichte tragen dieſen träumeriſch frommen Charakter, viele Kunſtaufträge, ja ſelbſt in der Folge manche Regierungsmaßregeln laſſen ſich auf jene chriſtliche Romantik zurückleiten. Ueberraſchend, obgleich die Verbindungsglieder nicht fehlen, zeigt ſich daneben eine glühende Verehrung für die Welt „der in's Dichterland heimgekehrten Götter". Charakteriſtiſch dafür iſt ſein damals gefaßter Plan, gegenüber der Glyptothek eine Apoſtelkirche errichten zu laſſen. Sailer hatte viel Mühe, ihm den Gedanken auszureden.

Der Eintritt des Kronprinzen war für die „Geſellſchaft der guten Geiſter" ein bedeutſames Ereigniß. Zwar hatte die Kunſt bisher an vielen Fürſten wohlwollende Gönner und Beſchützer gefunden, hier aber trat ein liebereicher Freund, der auch die köſtlichen Augenblicke der Schaffensfreude theilen wollte, in den Künſtlerkreis. Daraus erklärt ſich die ungewöhnliche Verehrung, die ihm von den Künſtlern entgegengebracht wurde, die warme Hingebung, mit der ſie ſich ſeinen Plänen anſchloſſen.

Zuerſt ſuchte er die Schadow's auf, die ihm von Berlin bekannt waren. Im Bartholdi'ſchen Hauſe lernte er Cornelius kennen und ſah mit raſchem Blick, in ihm ſei der Künſtler gefunden, der ihm zur Ausführung ſeiner Pläne nothwendig war. Für die ſtylvolle Durchführung der Fresken in der Glyptothek war kein Künſtlergenius befähigter, in Cornelius war wieder der Geiſt eines Buonarotti lebendig geworden. Sein Biograph Riegel bezeichnet die Bekanntſchaft mit

dem Kronprinzen als das hochwichtigſte Glied in der Kette der Entwickelungsgeſchichte des Künſtlers, denn gerade in der Periode, als Cornelius Gefahr lief, auf myſtiſche Abwege zu gerathen, wies ihn der hohe Gönner auf das klaſſiſche Alterthum zurück. Außer Cornelius pflegten Overbeck, Eberhard, Schnorr und Veit den Prinzen bei ſeinen Wanderungen durch die Muſeen und Ateliers zu begleiten. Auch Ohlmüller und Gärtner lernte er damals im Café Greco, dem gewöhnlichen Sammelort der Künſtler, kennen. Ihre Brüdergemeinde feiert er in begeiſterten Gedichten:

„In der Stille muß es ſich geſtalten,
Wenn es kräftig wirkend ſoll erſteh'n,
Aus dem Herzen nur kann ſich entfalten,
Das, was wahrhaft wird zum Herzen geh'n! —
Ja, ihr nehmet es aus reinen Tiefen,
Fromm und einfach, wie die Vorwelt war,
Wecket die Gefühle, welche ſchliefen,
Ehrend zeugt's von euch auf immerdar!"

Cornelius und Overbeck vergleicht er mit Paulus und Johannes:

„Dir, der ſelbſt du glüh'ſt, wie Paulus glüh'te,
Deſſen Eifer deinem gleichend iſt,
Wie auch dir mit kindlichem Gemüthe,
Der du wie Johannes harmlos biſt ...."

Die älteren Kunſtfreunde erhoben ſogar den Vorwurf, er laſſe ſich zu weit vom Enthuſiasmus fortreißen. „Es iſt," ſchreibt Niebuhr, „ein wahrhaft neues Licht in der Kunſt aufgegangen. Meine Sendung hat hier, ohne Blödigkeit zu reden, vielleicht viel gewirkt. Der Kronprinz kann mehr thun: aber ſein Aufenthalt hier hat auch geſchadet. Er hat die Jünglinge hochmüthig gemacht, der beſonnene Freund genügt ſeitdem nicht mehr, weil er nicht anbetet!"

In jener Künſtlerwelt folgte das ſcheinbar Unvereinbare in raſchem Wechſel, ſchwärmeriſche Ablöſung vom äußeren Leben ſchloß nicht die Theilnahme an ausgelaſſenſtem Vergnügen und Feſtlärm aus. Im Bunſen'ſchen Hauſe ging es oft bunt her. „Als neulich der Kronprinz," ſchreibt Bunſen an ſeine Schweſter, „mit Seinsheim eintrat, wurde er mit dem Landesvater empfangen, er trank mit Allen auf Deutſchland und in einer halben Stunde war die Geſellſchaft in

einem solchen Zustande von Schreien, Tanzen, Singen und Springen, daß das Vorigemal nichts dagegen war." Ein Genrebild Catel's, das in einem Kabinet der neuen Pinakothek hängt, schildert eine ähnliche Scene. Ludwig sitzt mit mehreren Künstlern im gastlichen Gelaß des Don Raffaele d'Anglada an der Ripa Grande und die fröhliche Gesellschaft läßt sich die Frutti di Mare und den Wein trefflich munden. So oft Ludwig nach Rom kam, sprach er bei diesem originellen Wirth vor und nahm an seinem Stammsitz Platz, der an einem in den Tisch gedrückten Bajocco kenntlich war.

In vielen Gedichten sucht er zu schildern, wie berauschend der Umgang mit ebenso lebensheiteren als bedeutenden Männern, das fröhliche Volkstreiben, der pomphafte Gottesdienst, die blitzenden Augen der Römerinnen, die herrliche Natur auf ihn eingewirkt: „Hier, hier lebt der Mensch, lebt als Seliger schon!"

Auch Thorwaldsen trat ihm damals näher. Schon 1808 hatte der Prinz die Statue eines Mars bestellt, zog jedoch, als Adonis im Modell fertig wurde, diese Statue vor und erwarb sie um 2000 Scudi. Thorwaldsen aber gewann sein Werk während der Arbeit so lieb, daß er es auch nach der Vollendung nicht aus seinem Studio lassen wollte. Ludwig bewies ihm gegenüber ungewöhnliche Geduld, entschädigte sich aber für sein langes Harren dadurch, daß er häufig bei seinen Kunsterwerbungen Thorwaldsen's Rathschläge einholte, und der Künstler, wie sein Biograph Justi sagt, „hat sich selbst darin übertroffen, daß er die fast monatlichen Schreiben des Prinzen immer beantwortete." Als er mit dem großen Alexanderzugfries beschäftigt war, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, der Kronprinz werde das Werk in Marmor ausführen lassen. Ludwig sprang jedoch von diesem Vorsatz ab und bestellte für die in München zu bauende Apostelkirche ein großes Basreliefries mit Darstellungen aus dem Leben Jesu. Einige Partien waren schon vollendet, als der Prinz nach Rom kam und nun häufig den Künstler bei der Arbeit besuchte. Thorwaldsen modellirte nun auch die Büste des Prinzen, die in den Saal der Neueren in der Glyptothek aufgenommen wurde.

Die bekannte Henriette Herz, die sich damals in Rom aufhielt, erzählt in ihren Memoiren mancherlei Begebenheiten, die den heiteren und aufgeweckten Sinn des Prinzen in helles Licht setzen. „Die

Deutſchen," ſchreibt ſie, „und namentlich die Künſtler fanden in dem Prinzen den ſeltenſten Verein aller ſchönen Eigenſchaften und edlen Neigungen. Auch mir erſchien der Prinz von ſo großer Vortrefflichkeit, daß ich für ihren Beſtand fürchtete. Als ich in ſolcher Stimmung einſt in ſeiner Begleitung die ſpaniſche Treppe hinaufſteigend ihn fragte: „„Werden Sie denn auch als König ſo bleiben, wie Sie jetzt ſind?"" antwortete er mir, die Schlußzeile des Schiller'ſchen Gedichtes Columbus variirend: „„Was der Jüngling verſpricht, leiſtet der Mann auch gewiß.""

Auch der ſchwediſche Dichter Atterbom entwirft ein freundliches Bild: „Was Baierns Thronfolger betrifft, ſo kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, daß unſer Prinz Oskar (der 1859 verſtorbene König von Schweden) ihm, mit Ausnahme ſeiner Fehler, gleichkommen möchte in dem wahrhaft Ritterlichen und Edlen, das ihn auszeichnet, und vor allen Dingen als unſer Univerſitätskanzler ſich ebenſo lebhaft für alle Antiphiliſterei, ſowie für den nach Großem und Schönem ſtrebenden Jugendgeiſt intereſſiren wollte."

Als Ludwig endlich nach dreimonatlichem Aufenthalt Rom verlaſſen mußte, rüſteten die Künſtler ihm zu Ehren ein Feſt, das alle Theilnehmer mit den glänzendſten Farben ſchildern. Die Villa Schultheiß vor der Porta del popolo wurde am Tage vor der Abreiſe in ebenſo prächtiger, wie ſinniger Weiſe geſchmückt. Die Phantaſie Cornelius', der das Ganze leitete, ſchuf eine Märchenwelt. Als Hauptbleau für den Hintergrund malte Cornelius einen rieſigen Eichbaum mit emporſtrebenden Zweigen, unter ihm eine edle Geſtalt, die Poeſie, die mit ihren Flügeln die allegoriſchen Figuren Muſik und Malerei, Bildhauerei und Baukunſt bedeckt, um anzudeuten, daß alle dieſe Künſte Töchter der Poeſie, berufen, das Menſchenleben zu veredeln und zu verherrlichen. Andere Transparente waren von Veit und Schnorr gemalt. Auch fehlte es nicht an ſatyriſchen Darſtellungen, z. B. wie Simſon mit dem Eſelkinnbacken die Philiſter erſchlägt u. A. Bei ihrem Anblick rief der Prinz: „Brav, der Kerl hat noch viel zu ſchlagen!" Der Prinz trug altdeutſches Koſtüm, eng anſchließenden Rock, breit ausgeſchlagenen Kragen und Sammtbarett. Atterbom wurde ihm durch Bunſen vorgeſtellt. „Sofort fragte er mich eifrig nach den Erfolgen des Strebens der jüngeren ſchwediſchen Literaten,

die franzöſiſche Barbarei abzuſchütteln und im Norden ein nationales poetiſches Leben wieder zu erwecken, und ob dieß edle Bemühen nicht Gefahr liefe, da wir einen franzöſiſchen König hätten. Hierauf fragte er mich nach den Zuſtänden unſerer Preßfreiheit. Ich ſagte, daß uns Europa darum beneiden würde, aber allerdings politiſche Broſchüren wegen mächtiger Nachbarn mit Vorſicht auftreten müßten. Da klopfte er mir auf die Schulter: „„Ja, leider, ihr tapferen Schweden habt gar verdrießliche Nachbarn.““ Hierauf ſtellte er allerhand Fragen über unſere Sprache und deren Zuſammenhang mit dem Isländiſchen und Deutſchen, dann begann er von Ulphilas, ſchlug ſich vor die Bruſt und betheuerte, daß er ein Motto aus Ulphilas gleich einer Ordensregel im Herzen trüge, aber — da drohte eine brennende Guirlande auf uns herabzufallen, er ergriff mich ſchnell beim Arm und zog mich nach einem anderen Winkel des Saales. Nun begann eine ganze Kette von Feſtons zu brennen und als man des Feuers Herr ward, trennte mich ein Strom der Anweſenden vom Kronprinzen. Vor ſeinem Weggehen trat er noch einmal heran, mir zu ſagen, daß er in München ein ausgezeichnetes Bild Karl's XII. beſäße, mit Elenshandſchuhen, den Raufdegen an der Seite. „„Er war wohl ein Bißchen übertrieben, allein das Zuwenig in dieſer Hinſicht ſchadet mehr, als das Zuviel.““ Hierauf ſagte er mir noch die Schmeichelei, daß mein Name einen poetiſchen Klang hätte. Bei Tiſche wurden verſchiedene Toaſte ausgebracht, wie: Hoch lebe die deutſche Einheit! Rückert las ein hübſches Gedicht an den Kronprinzen vor, es war ein Kommentar zu Cornelius. Nach der Tafel eröffnete der Kronprinz den Ball und tanzte mit allen anweſenden jungen deutſchen Damen, ſowie mit den Künſtlerfrauen, welche ſämmtlich Italienerinnen waren. Hier ſah ich zum Erſtenmal den Saltarelle und die Lavandarina. Der Kronprinz nahm auch an den italieniſchen Tänzen Theil, worauf die Damen um ihn einen glänzenden Halbkreis bildeten, und nun bat er um das Abſingen deutſcher Nationallieder. Ein vortrefflicher Chor, geleitet von Dr. Ringseis, ſtimmte das: Am Rhein, am Rhein, darauf Goethe's: Was hör' ich draußen vor dem Thor, dann das alte: Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade! und zuletzt einige Tyrolerweiſen an. Dieſe Scene kam mir wirklich wie ein ſchöner Traum aus dem Mittelalter vor: dort der Königs-

ſohn und werdende König in altdeutſcher Tracht (während in München zufolge königlichen Verbots kein Menſch ſogenannte deutſche, für ſchwärmeriſch und revolutionär angeſehene Kleider, zu tragen wagt), um ihn der Kreis altdeutſch gekleideter Damen, und alle einem Chor von Sängern lauſchend. Der geniale und liebenswürdige Cornelius, in dem die Deutſchen einen neuen Dürer erwarten, ſaß beſtändig an der Seite des Kronprinzen. Bei den Worten: „Gegrüßt, ihr ſchönen Damen, welch' reicher Himmel, Stern an Stern!" ſchwang der Kronprinz ein blitzendes Weinglas und verneigte ſich vor den Schönen Unſichtbare militäriſche Orcheſter ſchmetterten dann und wann in den allgemeinen Jubel ihre Symphonien herein, während Kanonenſalven in Pauſen aus dem Garten herauf dröhnten: die Artillerie leitete der berühmte Landſchaftmaler Reinhard. Bei der warmen Luft einer italieniſchen Nacht blickte durch die offenen Thüren und Fenſter der blaue Himmel des Südens mit ſeinen goldenen Sternen herein, vom Balkon hatte man einen herrlichen Blick auf die italieniſche Landſchaft im Hintergrund, ſowie auf das alte Rom dicht vor uns in tiefe Schatten gehüllt."

„Dieſes Feſt," ſagt Riegel, „wird, ſo lange deutſche Kunſtgeſchichte dauert, als ein ſchönes Denkmal des großen Aufſchwungs fortleben, den beſonders die Malerei durch Ludwigs königlichen Schutz genommen. Es war kein Feſt, was Diener ihrem Herrn, was Hofleute ihrem Fürſten gaben! nicht dem Prinzen galt es, es galt der Kunſt, deren begeiſterter Pflege ein begabter, thatkräftiger und reicher Fürſt ſich rückhaltlos gewidmet hatte. Und das war billig. Denn fragen wir uns offen: was wäre aus der deutſchen Kunſt, namentlich der Malerei geworden, ohne Ludwig's ſchützenden Arm? Durch jene feſtliche Erklärung ſeitens der Künſtler nun an den Dienſt der Kunſt unverbrüchlich gefeſſelt, ſchied Ludwig aus der Tiberſtadt mit dem Gruße: Auf Wiederſehen in Deutſchland!"

Ludwig ſtattete am frühen Morgen nach dem Feſte an Cornelius ſeinen Dank in edelſter Form ab, indem er ihm den Kontrakt zur Ausführung der großen Wandgemälde in der Glyptothek zuſchickte. Von Florenz aus ſchickte er an die Künſtlerſchaft eine Flaſche 1631er Steinwein zu einer Agape im Café Greco mit einigen Widmungſtrophen.

Auch im Herbst 1820 mußte der Prinz, der an Lungenschwäche litt, wieder den milden Himmelstrich Italiens aufsuchen. Im November traf er in Rom ein und verkehrte wie früher in Mitte seiner lieben Künstlergemeinde den ganzen Winter. Als er einmal Thorwaldsen's Atelier besuchen wollte, wurde er durch irgend einen Zufall auf der Straße aufgehalten und dieser Zufall rettete ihm das Leben, denn mittlerweile brach die schwere Decke des Ateliers ein. Er erwarb während dieses Aufenthalts namentlich viele schöne Münzen. Wie Bischof Streber in seiner Geschichte des bayerischen Münzkabinets erzählt, pflegte Ludwig, wenn er sich in München aufhielt, oft Tage lang den Münzenschatz zu studiren. Trat er eine Reise an, so nahm er einen Katalog mit, um für Ergänzung der Lücken Sorge zu tragen, und niemals kehrte er ohne einige seltene Exemplare nach Hause. Diesmal ließ sich Thorwaldsen nicht nehmen, dem Fürsten ein Abschiedsfest zu veranstalten, das bei Madame Butti Statt fand. Der fürstliche Freund dankte ihm sofort nach seiner Rückkehr von München aus:

„Herr Staatsrath — nein, nicht so! Lieber, guter, großer Thorwaldsen! Was dieser Name ausdrückt, vermögen keine Könige zu geben. Wenn blutiger Kriegsruhm längst verklungen, lebt noch hehr- und segensvoll des großen Künstlers Namen: erzeugend leben seine Werke fort.

Das herzliche Fest, das mein herzlicher Thorwaldsen mir gab, verschönte noch meine letzten Stunden in Rom, machte aber meinen Abschied schwer. (Folgen Grüße in italienischer Sprache.) Daß Rom mir noch näher erscheine, reiste ich in 10 Tagen hierher, heimisch bin ich in ihm und meinem Herzen nahe seid ihr lieben, guten Menschen. Da ich morgen nach Würzburg gehe, ist es möglich, daß mein Bildniß erst diesen Winter nach Rom komme; lieber so spät, als daß Sie kein gutes bekämen, der Sie in Marmor mich lebend dargestellt. Nun Lebewohl bis auf Wiedersehen."

Die Glyptothek.

Rom's Schätze von Meisterwerken antiker Skulptur weckten in Ludwig den Wunsch, jenen Gestalten der mythischen und heroischen Naturpoesie auch in seiner Heimath eine Stätte zu gründen. Er war noch fast ein Knabe, als in ihm dieser Entschluß reifte, und mit welchem Eifer führte er den Plan bis in seine letzten Lebenstage durch! Urlichs' Geschichte der Glyptothek, die über die Erwerbung ihrer Bestandtheile eingehende Nachrichten mittheilt, bietet die interessantesten Beiträge zur Geschichte der Kunst und der archäologischen Studien in unserm Jahrhundert. Die Korrespondenz zwischen Ludwig und Wagner umfaßt allein 909 Briefe des Letzteren und 554 des Fürsten. Dazu kam noch der fast ebenso bedeutende Verkehr mit Haller von Hallerstein und eifrigste Beiziehung hervorragender Künstler und Kunstkenner.

Als eine beträchtliche Anzahl von Skulpturen erworben war, erwuchs der Wunsch, zu ihrer Aufbewahrung eine würdige Halle zu bauen. Es wurde dem hohen Kunstfreunde das Glück zu Theil, auch hiefür den geeigneten Mann zu finden. Während seines Aufenthalts in Paris im Jahre 1815 lernte er den jungen Baumeister Klenze kennen, der bei den Kasseler Bauten König Jerome's beschäftigt war, die aber seiner Neigung und Kunstrichtung wenig entsprachen. Der junge Architekt, der den Kopf voll großer Entwürfe hatte, war dem ehrgeizigen Prinzen hoch willkommen. Schon bei der ersten Zusammenkunft bat er den Künstler, mit dem Eintritt in hannoversche Dienste vorläufig zu warten, und wenige Tage später kam eine schriftliche

Aufforderung, in die Dienste des Kronprinzen zu treten, bis eine Stelle im bayerischen Staatsdienst frei wäre. Die von anderen Architekten eingereichten Entwürfe für den Museumsbau wurden bei Seite gelegt, als Klenze den Entwurf einer edlen Tempelhalle vorlegte, welcher sofort den begeisterten Beifall des Prinzen fand. Am 15. März 1815 schreibt Ludwig an Kreuzer: „Lichtenthaler (sein Lehrer für die alten Sprachen) soll in Lateinischer oder Griechischer Sprache ein Wort aussuchen, das z. B. wie Bibliothek = Büchersammlung, die Stätte, in welcher Bildhauerwerke aufgestellt sind, bezeichnet." Bald erhob sich zum Staunen der Münchener außerhalb der Stadt ein griechischer Bau, vom Publikum schlechtweg das „närrische Kronprinzenhaus" genannt. Auch Schelling nennt es in einem Briefe ein „Gebäude ohne allen Styl"!

Inzwischen kam Kiste auf Kiste aus Rom und Griechenland für den Kronprinzen an, der in den Briefen an seine Beamten und Diener nie verfehlt, ihnen die ängstlichste Sorgfalt für diese Sendungen einzuschärfen. Bargen ja doch die unscheinbaren Kisten die edelsten Schöpfungen der Blüthenepoche der Kunst!

Die Vorschrift, die für alle Agenten galt: Nur das Beste ist gut genug! veranlaßte sogar, daß sich mancher glückliche Kauf zerschlug. „Wenn nicht vom Parthenon, kaufe ich es nicht!" entschied Ludwig, als ihm ein berühmtes Reiterfragment angeboten wurde. Trotz der Höhe einzelner Kaufsummen genügten zur Erwerbung verhältnißmäßig überraschend geringe Mittel; es erklärt sich aus der Gewandtheit und Uneigennützigkeit der Agenten und dem glücklich gewählten Zeitpunkt, da durch die vielen Kriege in Italien die Adelsfamilien, in deren Besitz die plastischen Werke hauptsächlich sich befanden, in finanzielle Bedrängniß gerathen waren. Ludwig machte sich kein Gewissen daraus, auf solche Umstände zu speculiren, denn

„Kleinlich, sinnlos vorbey flattert das heut'ge Geschlecht,
Auf die es umgebenden Werke der Künste nicht achtend,
Fremder als Fremde darin leben die Römer in Rom."

Wenn Wagner einen besonders glücklichen Kauf oder Tausch gemacht hatte, fiel zwar der Lohn nur spärlich aus, doch wußte der Geber stets seinen Werth durch ein herzliches oder witziges Wort zu erhöhen. Als Wagner das großartige Unternehmen des Ankaufs und

Digitized by Google

des Transports der Aegineten zu glücklichem Abschluß gebracht, schenkte ihm der Prinz eine Uhr und schrieb an ihn: „Wie Odysseus, viel geduldet haben Sie, Wagner, und das wegen meiner, dessen ich mein ganzes Leben eingedenk sein werde. Der Zeit rastloses Vergehen zeigt die Uhr, die Zukunft wird Ihnen aber zeigen, daß jene nicht fähig ist, mich die Dienste vergessen zu machen, welche Sie mir erwiesen."

Fast an jedes größere Stück der erworbenen Schätze knüpft sich eine interessante Geschichte. In vielen Fällen mußte größte Vorsicht und List aufgeboten werden, nur um die Entfernung aus Rom zu ermöglichen. Als der Kauf des sogenannten Barberini'schen Fauns durch den schlauen Wagner glücklich durchgesetzt war, wußte Canova im letzten Moment ein Ausfuhrverbot für alle antiken Kunstwerke durchzusetzen, die Statue wurde in den Vatikan abgeführt. Wagner gab die Hoffnung auf Wiedergewinn des Kunstwerkes auf, nicht so Ludwig. Er setzte Alles in Bewegung, um das Verbot der päpstlichen Regierung rückgängig zu machen. Endlich erreichte er durch Cardinal Consalvi, den er persönlich kannte, daß der heimlichen Ausfuhr kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle. „Falle ist keine zu besorgen," beschwichtigt er die Besorgnisse Wagners, „auch schon darum nicht, weil viel auf mich gehalten wird und der päpstliche Hof Baierns Thronfolger nicht aufbringen wird." Die römische Regierung sträubte sich aber plötzlich wieder auf's Neue und machte den unglaublich naiven Vorschlag, der Prinz sollte für die bereits erlegte Kaufsumme durch eine Statue Canova's entschädigt werden. Natürlich wurde dies abgelehnt, die Unterhandlungen wurden eingestellt. „Der Schlaf (die Chiffre des Fauns) schläft," schreibt Wagner, „und es ist nöthig, ihn auch noch ein wenig schlafen zu lassen, um ihn, wenn es Zeit sein wird, zu wecken." Inzwischen flüchtete Napoleon von Elba, der Krieg brach wieder los. Ludwig benachrichtigt seinen treuen Wagner am 1. April 1815: „Wahrscheinlich in der morgen beginnenden Woche verlasse ich Wien. Auch ich ziehe in den heiligen Kampf. Aber Rom wird nicht vergessen. Wie jedes Uebel sein Gutes hat, werden durch den Krieg in Rom die Kunstsachen wohlfeiler." Nach der Einnahme von Paris verwandte sich der Prinz eifrig für die Zurückgabe der aus Rom geraubten Antiken. Diesen Bemühungen lag auch ein selbstsüchtiges Motiv zu Grunde: überraschend schnell erfolgte die

Bewilligung der päpstlichen Regierung zur Ausfuhr jenes heiß erkämpften Kunstwerkes. Doch erst nach fünf Jahren langte der Koloß nach einer abenteuerreichen Fahrt in München an.

Wichtiger noch waren die gleichzeitigen Erwerbungen in Griechenland. Seit 1809 nahm dort der Nürnberger Architekt Haller von Hallerstein im Auftrag des Kronprinzen Nachgrabungen vor. Ihm glückte der herrliche Fund in den Ruinen des Athenetempels auf der Insel Aegina; doch waren die so berühmt gewordenen Statuen Eigenthum des britischen Vicekonsuls. Als sie versteigert werden sollten, war der Kronprinz rasch entschlossen. Er wies Wagnern Kredit auf 70,000 fl. an und beauftragte ihn, unter allen Umständen den Kauf abzuschließen. „Frisch auf, nach Zante," ruft er ihm zu, „nach Hellas heiliger Erde, Sie sind ein Mann von Herz und Kopf, ausübender Künstler und Kenner, beides ausgezeichnet, Ihnen vertraue ich ganz!" Und Wagner verläßt sein erstes großes Gemälde und begiebt sich auf die Reise, die nicht gefahrlos, da der Krieg auch auf das Mittelmeer ausgedehnt und in allen Küstenländern die Pest ausgebrochen war. In Zante galt es einen Wettstreit der List mit schlauen Griechen und prahlerischen Engländern. Der Kauf gelang, doch der Kampfpreis war noch lange nicht in Sicherheit. Feindliche Verfolgung und widrige Winde scheuchten lange das Schiff von der Küste Italiens zurück. Angesichts der Küste endlich, bei Capri, erhob sich noch einmal ein wüthender Sturm, doch plötzlich brach sich seine Macht, wie wenn Minerva selbst die empörten Wogen gebändigt hätte, und nach dreimonatlicher Reise lief das Schiff in Ostia ein. Die äginetischen Statuen erregten in Rom ungeheures Aufsehen. Der russische Minister Nitroff erbot sich, statt der Kaufsumme von 10,000 Dukaten das Zehnfache zu erlegen. „So viel ist gewiß," schreibt Wagner an den Prinzen, „daß ein Kleinod der Sammlung Ew. königlichen Hoheit es sein wird und viele Antiquare sich die Federn darüber stumpf schreiben werden." Ludwig erwidert: „Je mehr darüber geschrieben, je berühmter sie werden, desto lieber wird mir's sein, wenn auch hierin Teutsche sich am meisten auszeichnen!" In Deutschland waren die Ansichten über den Ankauf anfänglich sehr getheilt, man fand den Preis zu hoch, da ja „den Werken aller Hauch von Idealität fehle". Erst nachdem die musterhafte Beschreibung und Erklärung Wagners erschienen,

der damit sein herrliches Werk würdig krönte, erkannte man den hohen Werth dieses Mittelglieds zwischen dem ältesten unnatürlichen und dem späteren gleichsam übernatürlichen Styl der griechischen Plastik. Die Restauration wurde von Thorwaldsen so genial durchgeführt, daß es selbst dem Kenner schwer fiel, die ergänzten Partien zu unterscheiden.

Doch der Kronprinz arbeitete für seine Glyptothek nicht bloß durch fremde Hände. Er selbst ließ sich in Wien, Paris und London die Bereicherung seiner Glyptothek angelegen sein. Von London aus klagte er seinem Wagner, daß die Besichtigung der durch Lord Elgin aus Griechenland fortgeführten Kunstwerke den Stolz auf seine eigenen Schätze sehr gemindert habe und fügt eine ausführliche kritische Beschreibung der Skulpturen des Parthenon bei. Urlichs äußert darüber: „Wer diese Stellen liest, wird ermessen, ob König Ludwig wirklich keinen Kunstsinn oder Verstand (Gervinus) besaß; wärmer und im Ganzen richtiger ist kein Urtheil ausgesprochen, als dieser unmittelbare Eindruck veranlaßte."

Auch bei dem Bau des Gebäudes blieb er keineswegs müssiger Zuschauer, sondern berieth sich mit Klenze über Eintheilung und Ausschmückung oft halbe Tage lang. Wie es seine Gewohnheit war, zog er dann über die nämlichen Punkte auch Wagner und den von diesem empfohlenen Architekten Gärtner zu Rathe. Letzterer beurtheilte das Bauunternehmen sehr ungünstig. Er schreibt: „Antike Bildwerke können ihrer Natur nach keinen fremden Schmuck um sich leiden; alles Gezierte, Schön- oder Vielfarbige thut ihnen Schaden, je trüber und schmutziger der Ton ist, der sie umgiebt, desto mehr scheinen sie zu gewinnen." Ludwig war mit dieser Ansicht durchaus nicht einverstanden, fügte jedoch bei: „Ihre freimüthigen Beurtheilungen machen Sie mir nur noch schätzenswerther!" Wie eingehend er selbst mit dem Detail sich beschäftigte, erhellt z. B. aus folgender Anweisung (15. November 1815) für Kreuzer: „Schreiben Sie Wagner sogleich als von mir erhaltenen Auftrag, ob für das die Skulpturen bewahrende Gebäude er Wände von Gipsmarmor wünsche und alle gleicher Farbe. Gleiche Frage, die Büstenpostamente betreffend, und ob alle einer Höhe sein sollten, welcher Farbe? Ob die nur wenige Statuen enthaltenden Zellen der beiden Säle Tiefe zu bekommen

hätten, wenn nicht, wäre es, vorzüglich des Lichtes wegen, auch in anderer Hinsicht sehr schwierig zu lösende Aufgabe. Wie die Verbindung der zwei Säle und der Zellen unter einander zu machen? Durch große Bogen? Doch nicht durch Thüren? Holz darf kein Stückchen selbst in dieses Gebäude kommen. Zweckmäßig finde ich die vorgeschlagenen Ruhebänke, aber von welchem Stoff? Vielleicht Marmor? oder Gipsmarmor überzogen? oder Mischung mit Küssen darauf? Wünsche schleunige Beantwortung."

Der Bau kostete große Opfer. Am 28. Juli 1819 schreibt Ludwig an seinen Sekretär: „Kreutzer, das scheint mir doch zu stark, daß nach Abzug der Marmorbearbeitung, soweit solche in Salzburg geschieht, und der Frachtkosten nach München, alles nicht zu meiner Haushaltung verbraucht werdende von meiner Appanage und dazu die großen Vorschüsse Eichthals zu meinem Glyptothekbau gebraucht worden seit meiner Ankunft, und überdem noch 12,948 fl. 49½ kr. mehr!" Er mußte sich deßhalb in der Erwerbung neuer Kunstwerke einschränken. „Des Geldes," schreibt er (27. November 1822) an Wagner, habe ich im Vergleich meiner großen Unternehmungen so wenig, daß ich auf jeden Skudo schauen muß. Auch um Billiges sind meiner Sammlung nicht nothwendige Gegenstände mir zu theuer."

Solcher Verdruß hemmte aber nicht einen Augenblick die Fortsetzung des Unternehmens. Mit der nahenden Vollendung wuchs die Lust am Schaffen. „Es muß eine wahre Freude sein," schreibt Wagner, „die Antiken nach langer Verborgenheit endlich unserem Vaterlande zu Licht und Zierde aus den Kisten hervorgehen zu sehen. Merkwürdig mag es sein, den Eindruck zu bemerken, den sie auf das Publikum machen, das doch großen Theils nichts dergleichen noch gesehen hat. Aber leider, den Meisten wird der Bierkrug noch immer lieber sein. Doch mit der Zeit und thätiger Handhabung kann sich Vieles verbessern."

Fast bei allen Bauten Klenze's ist den drei Schwesterkünsten Gelegenheit geboten, sich vereint in edlem Wetteifer zu zeigen. Die Ausschmückung des Antikenmuseums mit Fresken erfuhr vielseitigen Widerspruch, doch als die tiefsinnigen Zeichnungen für die Säle, die als Eingangsräume bestimmt waren, dem hartnäckigsten Gegner, Wagner, vorgelegt wurden, stimmte auch er in das Lob des Künstlers

ein, der sich hier gleich groß als Denker, Dichter und Maler bewährte.

Als Ludwig den Thron bestieg, war die Sammlung im Ganzen und Großen abgeschlossen, doch wurde die Ergänzung noch immer eifrig gefördert. „Zwischen uns," schrieb der König am 3. November 1825 an Wagner, „bleibt es beim Alten; sey Wagner gegen den König, wie er's gegen den Kronprinzen war, der gerade, aufrichtige, freimüthige Mann." Der treue Diener wurde nun reichlicher bedacht, auch Cornelius wurde auf edle Weise belohnt. Der König beschied ihn mit seinen Schülern in die Glyptothek und führte sie dort unter das Bild der Zerstörung Troja's. „Man schlägt den Sieger auf dem Schlachtfeld zum Ritter," rief er mit bewegter Stimme, „Sie sind hier gleichfalls auf Ihrem Felde der Ehre, und ich mache Sie also hier zum Ritter!" Indem er dies sagte, hing er dem Künstler den Ritterorden der bayerischen Krone um und umarmte ihn.

Am 10. August 1827 schrieb Ludwig an Wagner: „Der Aeginetensaal ist beendigt, sie aufgestellt und dermalen wohl schon auch auf dem steinernen marmorbekleideten Stylobat. Von herrlicher Wirkung ist dieser, sind die anderen fertigen Glyptotheksäle. Zweimal bei Fackelbeleuchtung besah ich sie diesen Sommer. Dankbar dachte ich, daß ich das Meiste, was sie enthalten, Wagner's Bemühungen zu danken habe, namentlich die Aegineten."

1830 wurde die Glyptothek dem Besuche des Publikums geöffnet.

Von Gerwinus wird der Vorwurf erhoben, die fernere Completirung sei oberflächlich betrieben worden. Der Tadel mag nicht ganz unbegründet sein, doch ist zu erwägen, daß die Anlegung der Pinakotheken, der Vasensammlung, der vereinigten Sammlungen und anderer Unternehmungen Zeit und Geldmittel in Anspruch nahmen. Auch wurde das Ziel nie ganz aus den Augen verloren. 1843 ließ Ludwig durch den Gesandten Graf Spaur in Rom einen neuen Tausch mit dem Hause Barberini einleiten, er solle sich nur an die päpstliche Regierung wenden, um das Ausfuhrverbot zu umgehen, „was eingedenk dessen, was ich für die Kirche gethan, und bey des Papstes persönlicher Gesinnung doch erreicht werden kann, wenn auch lange Zeit dazu erfordert würde; gleich soll damit begonnen werden und anfängliche Verweigerung darf nicht entmuthigen".

Noch im Jahre 1863 erwarb er von Mr. Percy Badger eine Sammlung von Basreliefs aus Niniveh.*)

*) Den Abguß von Statuen erlaubte er nur sehr ungern und es zeigte sich auch, daß solche Aengstlichkeit nicht übertrieben war. Als 1864 für Napoleon III. Abgüsse der beiden Venusstatuen gemacht wurden, erlitt die größere beim Transport erhebliche Verletzungen. Behufs der Restauration dieser Stellen, sowie weil beide Statuen durch Bubenhand garstig befleckt waren, wurden sie in einem Gelaß der neuen Pinakothek untergebracht. Dies ist der wahre Sachverhalt der Angelegenheit, welche so viel Staub aufwirbeln machte. Von vielen Seiten, namentlich von D. Strauß wurde der König wegen der Entfernung der Statuen des Mangels an eigentlichem Kunstverständniß bezichtigt, da ihm die Nacktheit der Antike lasciv erscheine u. s. w. Bei Ludwigs Temperament konnten diese überlauten Klagen nichts Anderes bezwecken als den Befehl, die Statuen sollten gar nicht mehr ausgestellt werden. „Ein Publikum," sagte der alte König erbittert, „das solche Kunstwerke so verstümmelt, hat gar kein Recht, über die Entfernung zu klagen." Doch wurde der Befehl vom Könige selbst vor der letzten Reise nach Nizza zurückgenommen. (Mittheilung des Herrn Hofrath v. Hüther und des Herrn Galeriedirektor v Zimmermann.)

Familienleben.

Graf Platen, der als Edelknabe am Münchener Hofe bei der Vermählung des Kronprinzen anwesend war, entwirft in seinem Tagebuch ein liebenswürdiges Bild von dem jugendlichen Paar: „Der Kronprinz würde ein ausgezeichneter Mann sein, auch ohne Prinz zu sein. Vortrefflich erzogen, wissenschaftlich gebildet, gehört er zu den Menschen, deren Werth bei jeder näheren Betrachtung wächst. Sich zu einem großen und verdienstvollen Regenten zu bilden, ist sein ganzes Streben; deßhalb will er, daß ihm nichts fremd bleibe, deßhalb verlangt er von allem genaue Einsicht, das Geringste, wie das Größte interessirt ihn. Ein Kenner der neueren Sprachen, studirt er auch die alten; oft hat man ihn in Salzburg, den Homer in der Hand, die Berge besteigen sehen. Für die Einheit und die Größe Deutschlands glühend, ist er ein Feind der französischen Zwingherrschaft. Daß er die Musen liebt, daß er selbst dichtet, seine Begeisterung für die bildende Kunst und seine tiefe Kenntniß derselben mußten mich besonders anziehen. Die Leutseligkeit, die Gutmüthigkeit, die Natürlichkeit der Kronprinzessin, ihre Zärtlichkeit für den Kronprinzen entzückten mich, ihr Lächeln, alle ihre Geberden sind unwiderstehlich."

Und das gleiche Lob, das der vom Prinzen erkorenen Fürstin bei der Hochzeit gespendet wurde, wurde auch an ihrem Grabe nicht versagt. Döllinger nennt sie „ein Musterbild der Gattinen und Mütter, an deren Ruf auch nicht der leiseste Flecken haftete, gegen welche nie und nirgend ein Wort des Tadels vernommen ward."

Ludwig wußte ihren Werth wohl zu ſchätzen. Er charakteriſirt ihr Weſen in dem Gedichte „An meine Frau:“

„Nicht im erſten Augenblick geachtet
Wird das Herrliche nach ſeinem Werth,
Doch je länger er von uns betrachtet,
Um ſo mehr wird Raphael geehrt!“

Und als er aus Italien zurückkehrte, begrüßte er die Gattin:

„Zwar in den Augen unſrer teutſchen Frauen
Iſt keine Gluth, und keine Flamme brennet;
Doch das, was nur die teutſche Sprache nennet,
Von allen nur das teutſche Weib auch kennet:
Die Weiblichkeit an ihnen iſt zu ſchauen,
Durchdringet uns mit Liebe und Vertrauen.“

Doch vermochte die Verehrung vor dem ſchlichten und einfachen Weſen der Gattin nicht ganz ſein Herz auszufüllen. Er ſchildert ſein eigenes Temperament in dem Gedichte „Ich“:

„Ruhe kann nicht mein Weſen ertragen,
In der Ruhe verſumpfet das Meer,
Stürme müſſen es peitſchen und ſchlagen,
Leben, eintöniges, laſtet zu ſchwer.
Froh des Berufes, den Gott mir gegeben,
Hoher Genuß, zu erfüllen die Pflicht;
Aber nur als ein Herrſcher zu leben,
Meiner Natur genüget es nicht,
Muß mich verſchiedenen Kreiſen geſellen,
Daß mannigfaltig ich werde erregt,
Auf des Lebens entſtrömenden Wellen
Bis in die Ewigkeit raſtlos bewegt.
Gegenſätze verſchönern das Leben,
Geben ihm Würze und machen es reich,
Muß von dem Königsthron mich erheben,
Muß auch machen dem Bürger mich gleich.
Feurig muß das Leben mir ſchäumen,
Soll es bekommen den Werth, der beglückt;
Sehnen will ich und ſchwärmen und träumen,
Phantaſie nur befriedigt, entzückt.“

Schönheit, ſprühender Witz, lebhafte Unterhaltungsgabe waren für ihn unwiderſtehliche Magnete. Er liebte den Umgang mit ſchönen und geiſtreichen Frauen, ließ ſich ſolche, wo er ſie ſah, vorſtellen und blieb mit manchen, z. B. mit der Marqueſa Florenzi, die er in Rom

kennen lernte, — ſie machte das italieniſche Publikum mit einer Reihe der vorzüglichſten Schöpfungen deutſcher Denker und Dichter bekannt und verdankte hohen Ruhm ebenſo ihrem Geiſte, als ihrer Schönheit — Zeitlebens in lebhaftem Verkehr. Seine Liebesgedichte verrathen, wie empfänglich für alle Aufwallungen und Stimmungen, wie leicht erregbar ſein Gemüth. Er war ein echter Sohn der Romantik und hielt an den Grundſätzen und Gewohnheiten, die in den Salons der Herz und der Rahel ihre Heimat hatten, auch noch in einer Zeit feſt, die dafür kein Verſtändniß und keine Entſchuldigung mehr hatte. Seine Gattin verkannte ihn niemals, ſie blieb ihm ſtets mit gleicher Liebe zugethan und erkämpfte nachſichtig und duldend manchen ſtolzen Sieg.

Die Ehe des hohen Paares war reich geſegnet. Von vier Prinzen und fünf Prinzeſſinen ſtarb nur Prinzeſſin Theodelinde im Alter von einem halben Jahre, alle übrigen erfreuten ſich heranwachſend der kräftigſten Geſundheit. Im ſtolzen Gefühle ſeines Familienglücks ließ Ludwig als König die ſogenannten Familienthaler prägen, mit den Bruſtbildern der ganzen königlichen Familie und der Umſchrift: Segen des Himmels.

Mit wärmſtem Eifer ließ er ſich die Erziehung ſeiner Söhne und Töchter angelegen ſein. Als ſein Erſtgeborner Max ſechs Jahre alt war, bat er ſeinen alten Lehrer Sailer, er ſolle einen würdigen Geiſtlichen als Erzieher auswählen. Da der Erſte ſich nicht in das Hofleben finden konnte, ſchlug Sailer den Schotten Mac Iver aus dem Schottenkloſter in Regensburg vor. Für ihn ſetzte der Vater eine auf alle Zweige des Unterrichts und der Erziehung eingehende Inſtruction feſt, die für ſeine eigene Geſchichte ein wichtiges Dokument bildet, da ſie über ſeine religiöſen, politiſchen und ſocialen Anſichten intereſſante Aufſchlüſſe bietet:

„An Herrn Maeiver, meines Erſtgebornen Erzieher.

Vor Allem die Bezeugung meiner Zufriedenheit mit der, ſchon in der kurzen Zeit, daß Sie bei meinem Sohne ſind, bewirkten vortheilhaften Veränderung. Was den Unterricht betrifft, ſetze ich Folgendes feſt: Von Anfang November bis Ende December (Sonntag und Feiertag ausgenommen) täglich zwei halbe Stunden, in welchen Sie ihn werden leſen lernen. Ich ſage zwei halbe Stunden, weil ſie

nicht in dieſelbe Tageszeit fallen dürfen; dieſes gilt für alle folgende Unterrichtszeit gleichfalls. Januar bis Februar täglich zwei Dreiviertelſtunden; März bis Juni täglich zwei Stunden. Mit dem Monat März kann auch nebſt dem täglich eine Viertelſtunde, aber nicht ſitzend, ſondern im Zimmer auf- und niedergehend, mit dem Kopfrechnen zu lernen verwendet werden, aber zu keiner beſtimmten Zeit im Tage. Mit dem Monat März hat der förmliche Religionsunterricht, den Sie gleichfalls ertheilen werden, zu beginnen, und im Juni die vom Hofbibliothekar Lichtenthaler zu geſchehende Unterweiſung im Klavierſpielen, welches beide auch in zwei zum Unterrichte feſtgeſetzten Stunden zu verrichten; von welchem im Juni zum Klavier täglich eine Viertelſtunde zu nehmen. Dieſes gilt, bis ich anders beſtimme. In welchem dieſer Monate Sie es für geeignet finden, beginnen Sie meinem Sohne kleine Fabeln und Erzählungen auswendig lernen zu laſſen. Das Gedächtniß, was für einen Fürſten ſo wichtig iſt, muß geübt, muß geſchärft werden. Dahin ſtreben Sie, daß religiöſes Gefühl meinen Sohn durchlebe, wie das Blut den Körper, ſo jenes die Seele. Gottesfurcht, mehr noch Gottesliebe fühle er, Liebe iſt das Höchſte. Teutſch ſoll Max werden, ein Bayer, aber teutſch vorzüglich, nie Bayer zum Nachtheil der Teutſchen. Wie die Britten ſind wir Teutſche, und mehr noch ein Volk, obgleich unter mehrern Fürſten. Was mein Sohn verſpricht, das halte er, der zu gewöhnen iſt, nicht leichtſinnig zu verſprechen. Zuverläſſigkeit iſt eines jeden Menſchen, vorzüglich aber eines Fürſten ſeiende Haupteigenſchaft. Zutrauen macht ſtärker noch als Heere, aber es muß verdient werden. Abneigung flößen Sie meinem Sohne gegen Frankreich, Teutſchlands Erbfeind, und gegen das franzöſiſche Weſen (unſer Verderben) ein. Wie kann ein Teutſcher Frankreich Freund ſein! So lange es wenigſtens Elſaß noch von Teutſchland abgeriſſen, unterworfen behält, von Teutſchland, zu dem es gehört und durch Sprache und Lage immer gehören ſoll. Menſch im höheren Sinne des Wortes muß mein Sohn werden, Menſch und Chriſt (der veredelte zur Vollkommenheit ſtrebende Menſch iſt Chriſt), er achte die Menſchheit und liebe die Menſchen; Achtung gegen das Alter, Anhänglichkeit an das Alte, wenn es

nicht schädlich, bekenne derselbe, überhaupt nichts Bestehendes zu ändern, wenn dieser Grund nicht obwaltet. Gegen Selbstsucht (Egoismus), die Pest unserer Zeit, ist sehr bei Max zu arbeiten. Gehorsam gegen den König, gleichviel wer die Würde bekleidet, ist ihm einzuprägen, Gehorsam, Verehrung und Liebe gegen seine Aeltern. Das fehlte nie, und wird nie fehlen, daß sich Leute zwischen den regierenden Vater und den thronerbenden Sohn zu stellen trachten; darum kann das herzliche, innige Band zwischen beiden nicht fest genug geschlungen werden, nie des Sohnes Aufrichtigkeit dem Vater zu viel sein. Keine Vorlesungen sind über diese Gegenstände zu halten, aber im täglichen Leben, bei den so oft sich ergebenden Gelegenheiten dazu einzuprägen, daß es zu einem eigenen Gefühle, zu eigener Denkweise werde. Darauf werde gehalten, daß mein Sohn sich wirklich beschäftige, seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand anhaltend richten lerne. Auf Wahrheit werde unerbittlich strenge gehalten. Obgleich Du mir angenehm klingst, soll dennoch bewirkt werden, daß Max, wenn ich zurückkomme, nur Sie zu mir sage, wenn es schon gegen andere Väter rathsam ist, bestehet dieses um so mehr gegen den fürstlichen Vater, der wahrscheinlich Herrscher einstens wird, den König und Vater vereinigend. Die Sinne, Ohr und Augen, vornehmlich letztere, sollen auf Spaziergängen einstimmig, und nur, daß es meinem Sohne Freude gewährt, geübt werden. Wenn mein Sohn Griechisch und Latein, was von Lichtenthaler, Englisch, was von Ihnen wird gelehrt werden, beginnen soll, wie überhaupt, was andere Unterrichtsgegenstände betrifft und von wem solche vorzutragen, werde ich künftig bestimmen, der ich meine Zufriedenheit mit Ihnen wiederholt bezeuge und meine Freude, Maciver gefunden zu haben.

Würzburg, 6. October 1817, den Abend vor meiner Abreise.

Ludwig, Kronprinz."

So lange Mac Iver den Unterricht leitete, ließ sich Ludwig von Zeit zu Zeit über die Erziehungsresultate berichten. Die Briefe an ihn schrieb er meistens in englischer Sprache, um sich selbst zugleich im Englischen zu üben. Doch machte er in dieser Sprache nie große Fortschritte, während er fertig Französisch und Italienisch sprach und schrieb und sich noch in späteren Lebensjahren spielend die spanische Sprache aneignete.

Nach drei Jahren kam an Stelle Mac Ivers der protestantische Philologe Lichtenthaler. Mit ihm las der Vater selbst im schönen Veitshöchheimer Garten den Homer, während der junge Max sich mit dem Bruder Otto umhertummelte. Da der gelehrte Lichtenthaler für praktische Erziehungsmethode keine geeignete Persönlichkeit, fiel die Wahl auf Hohenhausen, der schon im neunzehnten Lebensjahre als Militär hervorragend sich ausgezeichnet hatte und rasch zum Hauptmann vorgerückt war. Auch mit ihm theilte sich der Vater selbst in das Erzieheramt. Die Söhne wurden streng erzogen. Bevor sie ihr sechzehntes Jahr erreichten, erhielt jeder nur, wie die Rechnungsbücher nachweisen, monatlich vier Gulden Taschengeld. Wenn der Vater verreiste, mußten ihm die Schulhefte der Knaben nachgesendet werden. Von Rom aus schreibt er (29. November 1823) an Hohenhausen: „Prägen Sie meinem lieben Max gelegentlich nur recht ein, daß ich es für thöricht halte (ohne daß ich es auf ihn sagte), sich etwas auf den durch seine Geburt bekommenen Stand zu Gute zu thun, daß gerade ein solcher uns anspornen soll der Welt zu zeigen, daß wir dessen nicht unwürdig sind. Nicht nur scheinen, selbst etwas tüchtiges zu sein: dahin gehe des Fürsten Streben, daß er als Mensch Werth habe. Auf des Ihnen Anvertrauten Herz, Geist und Körper wachen Sie sorgsam. Mit freudigem Herzen gewahrte ich, wie Max an Liebe, Anhänglichkeit und Vertrauen zu mir gewonnen habe, seit Sie bey ihm. Das bleibe nicht nur, sondern wachse noch immer, und machen Sie, daß er recht fühle, daß es besser als seine Eltern niemand mit ihm meynen könne".

Antheil an der Politik in den Reſtaurationsjahren 1816—1825. Sturz des Miniſteriums Montgelas. Konkordat. Pläne zur Wiedergewinnung der badiſchen Pfalz. Das bayeriſche Verfaſſungswerk. Der erſte Landtag. Sympathien für Griechenland.

Ludwig hielt ſich als Kronprinz von den eigentlichen Regierungsgeſchäften fern. Das Gouverneuramt, das er in Salzburg und Würzburg bekleidete, war nur ein Ehrenpoſten. Alles, was die Zeitungen über den Thronfolger zur Kenntniß des Publikums brachten, beſchränkt ſich auf Züge aus dem Privatleben; ſeine Kunſtliebe, ſeine wiſſenſchaftlichen Studien werden gerühmt, auch tadelnde Stimmen werden laut, da er einmal nicht Bedenken trug, in München mit Cornelius Arm in Arm die Straßen zu durchſchreiten.

Doch die Politik iſt ein Doppelſchauſpiel und das Spiel hinter den Couliſſen bleibt dem größeren Publikum unbekannt. Aus den Briefen des Prinzen ſelbſt und aus den Mittheilungen eingeweihter Zeitgenoſſen erhellt, daß Ludwig auch ſchon vor der Thronbeſteigung in mehreren wichtigen Fällen entſcheidenden Einfluß geltend machte.

Weder durch den Rieder Vertrag noch durch die deutſche Bundesakte war das „franzöſiſche Syſtem" völlig gebrochen, das Anlehnung Bayerns an Frankreich, ſowie die Umbildung der geſammten Verwaltung nach franzöſiſchem Muſter anſtrebte. Der Sturz Napoleons hatte nicht reuige Wiederkehr zur deutſch vaterländiſchen Sache, ſondern nur ein gezwungenes, ängſtliches Einlenken zur Folge. Montgelas war ebenſo klug und geſchäftsgewandt, als wachſam und entſchloſſen, ein feingebildeter Staatsmann aus der Schule der fran-

zösischen Hofkreise und doch zugleich ein Schüler der Revolution, — aber immer mehr Franzose, als Deutscher. Kein Fürst verrieth weniger autokratische Willkür, als der Liebling seines Volks, Max Joseph; kein Minister führte so autokratisches Regiment, als Montgelas. Das ganze Staatsleben erhielt einen gewissen militärischen Zuschnitt. Die neuen Gebietserwerbungen boten der Umgestaltungssucht weites Feld. Eine geographische Eintheilung des Landes sollte alle Erinnerungen an alte Stammesverschiedenheit ausrotten und das nämliche Centralisationssystem wurde in allen Verwaltungszweigen durchgeführt. Das schon im Jahre 1808 gegebene Versprechen einer Konstitution blieb unerfüllt, Montgelas sprach unbedenklich dem Volke die Reife zur Theilnahme an der Regierung ab. Nur für das Fürstenrecht allein, das ihn selbst ohne Beschränkung an der Spitze erhielt, nicht auch für jene Freiheit, die mit der Tafel des Gesetzes schützend neben den Thronen steht, sollten die blutigen Opfer des Befreiungskampfes gebracht sein. Wie ungerecht auch die Verketzerung des Wirkens der bayerischen Regierung unter Montgelas' Leitung in den bekannten Tendenzschriften Raisach's, weil hier nur die Schattenseiten hervorgehoben sind, so sind doch viele Vorwürfe nicht zu entkräften. Auch die religiöse Seite wurde nach der Rheinbundsepoche bedeutsamer. Auf die rationalistische Franzosenzeit folgte innige Wiedereinkehr in das religiöse Leben, denn nie hatte sich, wie Jakobi sagt, die Gewalt des Unsichtbaren über das Sichtbare, des Göttlichen über das Ungöttliche so mannigfaltig und durchgreifend geoffenbart, als in der Befreiung Europa's aus der gallischen Cäsarenherrschaft. Montgelas stellte nun allerdings als Princip auf, er wolle im Lande den Cultus der christlichen Religion in ihrer Reinheit wieder herstellen, aber die von Staatswegen versuchten Mittel entsprachen nicht immer diesem Programm. Die Befreiung der Protestanten aus einer unwürdigen Stellung ist freudigst zu begrüßen, aber solch' edle Toleranz stand in Kontrast zu manchen intoleranten Maßregelungen der katholischen Welt. Die Aufhebung der Klöster z. B. war eine politische Nothwendigkeit, die Art des Vollzugs war ebenso unklug, als unwürdig.

Wie in den Rheinbundstagen Kronprinz Ludwig an der Spitze der Opposition gegen die äußere Politik Montgelas' stand, so war er

jetzt bemüht, den Einfluß des Miniſters auf die innere Verwaltung zu hemmen und zu ſchwächen. Ein Zufall unterſtützte ſeine Bemühungen, das übermächtige Regiment zu ſtürzen. Eine Depeſche des franzöſiſchen Geſandten Mercy, die über die letzte Unterredung mit Montgelas vor Abſchluß des Rieder Vertrags Nachricht gab, war in die Hände des Wiener Kabinets gekommen. Ihr Inhalt veranlaßte, daß von Seite Oeſterreichs unermüdlich der Rücktritt des franzöſiſch geſinnten Staatsmannes gefordert wurde. Dieſer Bundesgenoſſe ließ endlich den Kronprinzen und Marſchall Wrede ihr Ziel erreichen. Am 2. Februar 1817 wurde Montgelas plötzlich aller ihm anvertrauten Staatsämter enthoben. Die meiſten öffentlichen Organe ſtanden nicht an, die Entlaſſung des Miniſters als „die kräftigſte und ſegenvollſte Regentenhandlung des Königs", den 2. Februar als einen „ewig denkwürdigen Tag in Bayerns Geſchichte" zu feiern; nur wenige Stimmen vergaßen nicht des ſchuldigen Dankes gegen den Geſtürzten. Der intellektuelle Urheber des Staatsſtreiches blieb nicht unbekannt. Aus Varnhagens Mittheilungen läßt ſich erkennen, wie am badiſchen Hofe die politiſche Wendung beurtheilt wurde: „Dies große Ereigniß hatte der Kronprinz bewirkt und es hieß, Baiern werde nun einer wahrhaft deutſchen Richtung folgen und auf der konſtitutionellen Bahn ein großes Beiſpiel geben. In Baden wurde man hiedurch nicht wenig geängſtigt, man ſah einen großen Sieg Baierns in der öffentlichen Meinung voraus, die damals noch als eine Macht angeſehen wurde, und fürchtete den Rückſchlag auf Baden." Der geſtürzte Miniſter rächte ſich ſpäter durch ſtrenge Kritik der Regierungsthätigkeit des nachmaligen Königs in ſeinen veröffentlichten Briefen. Der unvermittelte Gegenſatz in der Gemüthsart, wie in der Geiſtesrichtung des rationaliſtiſchen Staatsmanns und des romantiſchen Fürſten erklärt es, daß jedem von beiden Verſtändniß und Achtung für die bedeutenden Vorzüge des politiſchen Gegners fehlte.

Als oberſte vollziehende Stelle wurden nach Montgelas' Rücktritt fünf Miniſterien eingeſetzt, als oberſte berathende Stelle ein Staatsrath, an deſſen wichtigeren Verhandlungen auch der König und der Kronprinz Theil nahmen.

Die Aenderung der Stellung, welche die Staatsregierung zur Kirche einnahm, wurde bald offenkundig durch den Abſchluß des

Konkordats. Anſelm Feuerbach bezeichnet den Kronprinzen als Urheber. Es läßt ſich nicht feſtſtellen, ob dieſe Anſicht begründet, es iſt aber erklärbar, wie ſie entſtehen konnte. Der Kronprinz ließ ſich damals in die dunklen Labyrinthe jener Romantik verlocken, die aus franzöſiſcher Libertinage plötzlich in einen krankhaften Myſticismus überſprang. Baader veröffentlichte damals ſeine Werke über Divination und Magnetismus, Frau von Krüdener hielt ihre Miſſionen, die Wunderkuren des Fürſten Alexander Hohenlohe erregten Aufſehen in ganz Europa. Als ſich die Nachricht von der Heilung der Prinzeſſin von Schwarzenberg verbreitete, lud der Kronprinz den geiſtlichen Arzt nach Brückenau ein, und bald wurde das Gerücht ruchbar, er habe ſich gleichfalls einer frommen Kur unterworfen und ſei von ſeiner Schwerhörigkeit geheilt. Da ſich gerade damals ein fanatiſirter Pöbel in einigen Städten zu Exceſſen gegen Proteſtanten hinreißen ließ, ſo befürchteten Manche das Beſtehen einer organiſirten Propaganda, an deren Spitze der „pfäffiſche" Kronprinz ſtehe. Deßhalb wurde auch das Konkordat längere Zeit hindurch von proteſtantiſcher Seite als Werk einer gegen ſie gerichteten Oppoſition betrachtet, während es im Weſentlichen nur ein friedlicher Vertrag zwiſchen Staat und Kirche zur Ausgleichung der beiderſeitigen Rechte und Güter, die durch die Säkulariſation gänzlich verrückt waren. Begründet war dagegen die Klage, daß durch den neuen Vertrag die Hoheitsrechte des Staates auf empfindliche Weiſe geſchädigt ſeien. Da ſich deßhalb namentlich in den fränkiſchen Provinzen energiſche Oppoſition erhob, die im Miniſterium ſelbſt Anklang fand, ſo folgte das Religionsedikt und es reden nun, wie Görres ſagt, die beiden feindlichen Geſetze unaufhörlich ſtreitend gegen einander, indem das jüngere das ältere zwar der Form nach bejaht, im Weſen aber verneint. Was das Verhältniß Ludwigs zu den beiden Geſetzen betrifft, ſo iſt allerdings bekannt, daß er ſich oft unwillig über dieſe Quelle von Irrungen äußerte und meinte, die Regierung hätte ſich zu den Zugeſtändniſſen des Konkordats nicht herbeilaſſen ſollen, wenn ſie nicht wußte, was ſie wolle. Keinesfalls aber iſt er für die Abänderungen in dem urſprünglichen Konkordat-Entwurf der bayeriſchen Regierung verantwortlich, die zu Gunſten des päpſtlichen Stuhls durch den nachmaligen Kardinal Häffelin fabricirt wurden. An den Beſtim-

Digitized by Google

nungen des Religionsedikts wurde ſelbſt unter dem Miniſterium Abel feſtgehalten. Bitter beklagt ſich ja das Parteiprogramm der Ultramontanen, Strodls Geſchichte jenes Miniſteriums, über „den alten Geiſt der abſoluten Gewalt", der auch in jener Zeit „als der böſe Dämon umging, um die Kirche zu feſſeln nach Willkür".

In der äußeren Politik Bayerns beſchäftigte namentlich eine Frage den Kronprinzen in hohem Grade, die Wiedererwerbung des alten Pfälzer Gebiets für Bayern. In dem Gedichte „Des Heidelberger Schloßes Wiederſehen im Sommer 1810" beklagt er, wie er nur als Fremder an dem alten Sitz der Väter verweilen dürfe . . . Das Heidelberger Schloß wieder aufzubauen, war ein Lieblingsplan Ludwigs. Die Pfälzer ſelbſt, vorzüglich die Mannheimer richteten ihre Hoffnung darauf, wieder unter das Haus Wittelsbach zu kommen. Oeſterreich hatte das feſte Verſprechen gegeben, im Fall des Erlöſchens der männlichen Linie im Hauſe Baden die Anſprüche Bayerns zu vertheidigen. Als aber 1817 ein neues badiſches Hausgeſetz erlaſſen wurde, das die Hoffnungen Bayerns zu vereiteln ſchien, wurde Metternich, in deſſen Händen alle diplomatiſchen Fäden zuſammenliefen, vergeblich durch den Kronprinzen beſtürmt, ſein Verſprechen zu erfüllen. Aus den intereſſanten Mittheilungen Varnhagens, der damals am Karlsruher Hof eine bedeutſame politiſche Rolle ſpielte, erhellt, wie thätig der Kronprinz agitirte. Metternich erſchrak aber vor den „turbulent liberalen" Grundſätzen des bayeriſchen Thronfolgers und erklärte, daß eine Vergrößerung Bayerns „für Deutſchland und für das ganze jetzige Syſtem überhaupt nur nachtheilige Folgen haben könnte." Daß die politiſchen Grundſätze des Kronprinzen allerdings geeignet waren, einen Staatsmann wie Metternich in mancher Beziehung zu beunruhigen, erhellt aus einigen vom Prinzen eigenhändig niedergeſchriebenen Bemerkungen „Am Teutſchen Bundestag vorzuſchlagen" (Bad Brückenau 9. Auguſt 1819):

„Gegenſeitiges Geſtatten, ohne Erlaubniß dazu begehren zu müſſen, auf jeder Hochſchule im teutſchen Bunde ſtudieren zu dürfen. Es müßten denn beſondere Gründe entſtehen, um den Beſuch einer ſolchen einſtweilen zu unterſagen.

Schweizer (wenigſtens ein Regiment) in Sold zu nehmen, ſie von Frankreich abzuziehen, geneigtere Stimmung für Deutſchland zu er-

Digitized by Google

zielen. Das Regiment hätte nach Mainz zu kommen, wodurch Gewinn für Oesterreich und Preußen, die um das zusammen ihrer dortigen Krieger Zahl vermindern könnten. Nach dem für Festungsbau bestimmten Maaß würde zu ihrem Unterhalt beyzutragen seyn.

Wenn Mannheim wieder mit seinen Wittelsbachern vereynigt seyn wird, der Antrag am Bundestag zu machen, daß dessen Sitz dahin verlegt werde, vielleicht damit verbunden, auf eigene Kösten (in dem jetzigen Zeughausgebäude) daselbst die Wohnung des Oesterreichischen Präsidialgesandten und den Versammlungssaal herrichten zu lassen.

Antrag zu stellen, daß in allen teutschen Orten des Bundes der 18. Oktober gefeyert wird. (Gienge dieses auch nicht durch, so dieses in Bayern doch zu verordnen.)

Preßfreyheit, wie in England, in allen teutschen Bundesstaaten durch Bundesschluß."

Gervinus will die Wurzeln des bayerischen Verfassungswerkes nur in dem Bestreben finden, den Liberalismus der badischen Regierung zu überbieten und die eigene Souveränität gegenüber den deutschen Großmächten zu sichern. Es bleibt aber wohl für dieses so folgenreiche Ereigniß der gewichtigste Faktor: der König erkannte den Geist der Zeit. Mit dem Sturz Napoleons war gerade in den Rheinbundstaaten in bestimmtester Form das Verlangen hervorgetreten, die völkerrechtliche Freiheit müsse ergänzt werden durch die staatsbürgerliche. Das Volk selbst hatte das Befreiungswerk vollbracht, es war nur ein gerechtes Verlangen, daß es auch zur Förderung seiner Interessen eigene Hand anlegen dürfe, daß namentlich die Stellung des dritten Standes gehoben werde, dem nicht bloß der militärische Erfolg, sondern überhaupt der ganze Aufschwung des modernen geistigen Lebens zu verdanken war. Die Forderung einer Volksvertretung, einer Verfassung, trat immer lauter hervor. Der unverrückbare Glaube an die Unverletzlichkeit der Person des Fürsten solle die Grundlage der Verfassung bilden, aber der Minister sei nicht bloß dem Fürsten, sondern auch der Staatsbürgergemeinde verantwortlich. Noch im Jahr 1815 zwar wurde Anselm Feuerbach als staatsgefährlicher Publicist bestraft, weil er behauptete, nur in der Anerkennung einer gesetzmäßigen Freiheit beruhe die Sicherheit des Fürsten, wie

Digitized by Google

das Wohl des Volkes. Doch mit dem Sturze des autokratischen Ministeriums Montgelas war auch die Anschauung zu Grab getragen, welche Geister als Gespenster verketzerte. Gerade auf dem Throne Bayers saß ein Fürst, der sich am wenigsten der Selbsterkenntniß verschloß, daß auch der Regent den menschlichen Leidenschaften und Schwächen unterworfen sei und dagegen einer Wache bedürfe. Wie der bekannte Ritter v. Lang, dem König Max sich stets als wohlwollender und wohlthätiger Gönner erwies, überhaupt nur die Schattenseite der bayerischen Zustände für seine Memoiren ausbeutet, immer geneigt, mit dem geschenkten Pferd den Geber niederzureiten, so spricht er auch von den Arbeiten der bayerischen Verfassungs-Kommission nur mit hämischem Spotte. Er will sich durchaus nicht zu dem Geständniß bequemen, es sei das Verfassungswerk auch aus edlen Motiven gefördert worden. Der Vorwurf der Lässigkeit trifft in Wirklichkeit die Arbeiten nur, so lange sie durch Montgelas geleitet wurden. Als man mit seinem System gebrochen, wurde rasch Ernst gemacht. Zu der berathenden Kommission wurde auch der Kronprinz beigezogen und er, wie sein königlicher Vater, vertraten in allen streitigen Fällen die Ansicht der freisinnigen Minderheit. Wie uns einige auf losen Blättern von Ludwig eigenhändig niedergeschriebene „Bayern's Verfassung betreffende Bemerkungen" zeigen, wollte er den Ständen eine außerordentlich weit reichende Kompetenz eingeräumt wissen.

„Bad Brückenau, 17. July 1818. Der Abgeordnetenkammer sollte freystehen, wenn vielleicht auch nicht Aufhebung bestehender Abgaben, doch Verwandlung in andere anzutragen.

Nur mit Bewilligung der Landstände dürfte Aenderung im Schuldenwesen, dürften neue Schulden gemacht werden.

Wäre festzusetzen, daß vielleicht nach jedem vom Könige kommenden Antrag die Landstände gleichfalls einen machen können.

Wenn nicht in einem oder dem anderen Zweige, sondern der Gesammtsausgaben Voranschlag überstiegen wird ohne Landständische Genehmigung, wenn ohne solche Schulden gemacht werden, so sind die das angehenden Minister dafür verantwortlich."

„Aschaffenburg, 20. September 1818. Zu viele Eydesleistungen?

Statt alle 3, alle 2 Jahre, dann aber $^1/_3$ der Reise- und Tages-Gelder weniger.

Jede Kammer habe ihren Vorstand (Präsident) selbst zu wählen (der König aber das Verwerfungsrecht).

Wie in England ein eigenes Ständesitzungsblatt."

„Würzburg, 3. Oktober 1815. Nur heimgefallene Lehen, andere Staatsgüter aber blos mit Landständischer Genehmigung zu verleihen.

Ohne solche keine neuen Schulden gültig.

Ob und welche Aenderung, Preßfreyheit betreffend?

Nach den 6 Jahren ob für jede Steuer Ständische Einwilligung erforderlich? Vielleicht festzusetzen, wenn dieses nicht bereits geschehen."

Die Veröffentlichung der Verfassungsurkunde soll unerwartet rasch vor sich gegangen sein, um eine Reise des Kronprinzen von Italien nach Griechenland, wo ein Aufstand bereits erwartet wurde, zu hintertreiben; Ludwig mußte zur Unterzeichnung nach München zurückkehren. Am 26. Mai 1818 verkündeten Glockengeläute und Kanonendonner die Uebergabe des königlichen Geschenkes, das dem bayerischen Volk ein Unterpfand seiner Selbständigkeit, eine Grundveste innerer Wohlfahrt werden sollte. Noch zauderten bang die übrigen Regierungen, die Mündigkeit der Völker anzuerkennen. „Allgemein war daher das Erstaunen, die Verwunderung", schreibt Varnhagen, „von München her hatte man ein solches Vorangehen am wenigsten erwartet, Alles war wie geblendet von der neuen Erscheinung, durch die sich Baiern gleichsam an die Spitze von Deutschland stellte; erst jetzt schien ihm wahre Selbständigkeit erworben, neue Macht und Bedeutung verliehen." Wenn Bayerns Vorgang, urtheilte die norddeutsche Presse, auch nur einen edlen Wetteifer erwecken sollte, so ist dessen Verdienst um das gemeinsame deutsche Vaterland schon groß genug, um von allen Patrioten gehörig gewürdigt zu werden.

Am 27. Mai leistete der Kronprinz als der Erste den Eid auf die Verfassung. Bei der Eröffnung des ersten Landtags am 4. Februar 1819 stand er zur Rechten des Throns. Nie erschien die Macht eines Königs, das Ansehen eines Thronfolgers ehrwürdiger, als in dem Augenblick, da sie die Grenzen anerkannten, die ihnen das vaterländische Gesetz anwies.

Der stürmische Verlauf des ersten Landtags schien den Argwohn, der gegen das konstitutionelle Wesen überhaupt noch vielfach vorwaltete, zu rechtfertigen. Es zeigte sich, daß der echte Staatsbürgersinn

Digitized by Google

auch erſt herangezogen werden müſſe, während jetzt noch bei Berathungen und Abſtimmungen Standesegoismus und Provinzialgeiſt ſich breit machten. Doch wurde Samen zu manchem Guten ausgeſtreut. Das Steigen der Staatspapiere bewies, wie ſich der Staatskredit durch die neue Einrichtung gehoben, und zur Verbeſſerung der antiquirten Gerichtsverfaſſung waren bedeutſame Schritte gemacht.

Kronprinz Ludwig ſtimmte im Reichsrath mit einer verſchwindend geringen Minorität zu Gunſten der freiſinnigen Reformen. Von Brückenau aus ließ er ſeinem Sekretär am 10. Juli 1819 folgende Anordnung zugehen: „Laſſen Sie in die Allgemeine Zeitung und in den Fränkiſchen Merkur einrücken: Se. königl. Hoheit der Kronprinz ſind nicht nach Aſchaffenburg, ſondern nach Würzburg abgegangen, um daſelbſt den Kronprinzen von Preußen zu ſehen. Sie verließen aber München nicht eher, als bis Sie vorher noch für das mündliche gerichtliche Verfahren und deſſen Oeffentlichkeit Ihre Stimme im Reichsrath gegeben hatten." Am 13. Juli: „Laſſen Sie ferner einrücken: Es verlautet aus achtbarer Quelle, daß S. k. Hoheit nicht mit der Mehrheit der Reichsräthe, den Fortbeſtand der gegenwärtigen Gerichtsverfaſſung betreffend, einverſtanden waren, ſondern dafür ſtimmten, daß S. Majeſtät zu erſuchen ſey, die Frage wegen Trennung der Juſtiz von der Policeygewalt in reifliche Erwägung nehmen zu laſſen."

Als Metternich ſich aus Italien über München nach Karlsbad begab, äußerte er zum Miniſter Graf Rechberg, glücklicher Weiſe ſei die erſte und letzte Ständeverſammlung in Bayern ohnehin bald beendet, er hätte außerdem bei dem Bunde beantragen müſſen, daß ſie geſchloſſen werde. Es folgten die Karlsbader Beſchlüſſe, die das letzte Aufflackern nationaler Wünſche mit Acht und Bann belegten. Der eigentliche Hauptzweck, die ſüddeutſchen Verfaſſungen zu ſtürzen und den Feudalſtaat allenthalben emporzurichten, wurde nicht erreicht. Wie ein Mann erhoben ſich die bayeriſchen Juſtizbeamten mit dem Urtheile, es dürfe die Landesgeſetzgebung durch die Karlsbader Beſchlüſſe keine willkürliche Aenderung erleiden, bayeriſche Landeskinder ſeien nicht der Mainzer Kommiſſion auszuliefern. Der Partikularismus erwarb ſich hier auf dem Gebiete innerer Politik, wo er allein erlaubt iſt, ein denkwürdiges Verdienſt um die deutſchen National-

interessen. In Bayern hatten Fürst und Volk friedliche Abrechnung gehalten, deßhalb zeichnen sich auch die Untersuchungsakten wegen revolutionärer Umtriebe in Bayern auf merkwürdige Weise vor ähnlichen Schriftstücken aus den übrigen deutschen Staaten aus. So sagt z. B. Ministerialreferent Schmidtlein in seinem Gutachten über die Untersuchung gegen den Erlanger Studiosus Gründler: „Ich gestehe es gern, daß ich der Meinung bin, man sehe bei diesen Untersuchungen mit erhöheter Einbildungskraft mehr Lufterscheinungen und Chimären als Realität und man werde diese Schreckensbilder weniger durch Inquisitionen, als dadurch verscheuchen, wenn man Bayerns erhabenem Beispiel folgt und die Nationen nicht mehr länger mit getäuschten Hoffnungen hinhält."

Auch Kronprinz Ludwig war nicht damit einverstanden, daß man jetzt plötzlich die Theilnahme des deutschen Volkes am politischen Leben unterdrücke, während gerade der allgemeinen politischen Regsamkeit die Wiederbefreiung vom französischen Joch zu verdanken war, daß das deutsche Nationalgefühl jetzt als strafbare Empfindung gebrandmarkt werde, da man doch nur in diesem Zeichen gesiegt hatte. Er verurtheilt bitter die Restaurationspolitik in dem Nachruf an Theodor Körner:

„Zum Gemeinen ist herabgesunken,
Was, in heiliger Begeistrung trunken,
Sich das Herz so schön, so groß gedacht....."

Ludwig war damals dem politischen Schriftsteller Behr in Würzburg wohl gewogen, dessen Namen später unter seiner Regierung eine traurige Berühmtheit erlangte. Behr wollte durch seine politischen Schriften gereinigte konstitutionelle Anschauungen verbreiten und das Interesse am Staatsleben wach erhalten. Auch die Ereignisse der späteren Zeit rechtfertigen keinen Zweifel an der Redlichkeit seiner Absichten, doch litten seine Erörterungen an wunderlicher Verworrenheit, so daß Stein ihn schon damals einen hypermetaphysischen Schwätzer nannte. Varnhagen theilt mit, wie der Umgang mit solchen Volksmännern dem Kronprinzen am Berliner Hofe verübelt wurde, es war dort auch das Gerücht verbreitet, der Kronprinz wolle im Reichsrath den Grafen von Rechberg wegen Hochverraths belangen, weil er den Karlsbader Beschlüssen beigestimmt habe.

Digitized by Google

Auch den beiden nächsten Landtagen 1819 und 1825 widmete Ludwig seine Aufmerksamkeit, auch unscheinbaren und doch oft so wichtigen Einzelnheiten aus allen Zweigen der Verwaltung, die zur Verhandlung kamen.

Ein eigenhändiges Koncept des Prinzen vom 30. Juny 1825 enthält folgende „Notizen zur Besprechung mit Fachleuten":

„Gewerbe nicht frey? Welchen Nutzen aus der neuen Einrichtung?

Wie dahin zu bringen, daß mehrere Banken errichtet und auch für den untersten Bauer von Nutzen?

Welches Verhältniß die Einkommensteuer zur Abgabe des Landmanns? (Mehrere Worte unleserlich.)

Güter nicht unter Mannesnahrung zerstückt.

Einkommensteuer nicht von oben herab taxieren.

Mit Wirtemberg, Darmstadt Manufakturvereine.

Steuer nach jetzigem inneren Verschleiß vertheilen, allen Handel frey lassen.

Eisenbahnen für Getreide, Salz, Holz.

Wie Getreidehandlungsgesellschaft zu errichten?

War das Patentsystem Oesterreichs von Nutzen?

Wie die Verbrauchssteuer ohne Spionirerey anzunehmen?

Verhinderungsmittel, daß nicht auch mit Ausländischen Waaren Haußierhandel?"

Ein anderes Koncept seiner Hand enthält folgende Fragen und Thesen:

„München, 9. Juny 1825.

Zum Behufs auf dem Landtage vorkommender Gegenstände. 1. Bis die Creditanstalt sich dermaßen erweitert, daß sie Besitzer von weniger als 10,000 Gulden Vermögen unterstütze, sind von diesen viele unterlegen. Durch Stiftungsvermögen ihnen zu helfen zu 4 Prozent? Denn entgeht etwa den Stiftungen 1 Prozent Einnahme, doch vielleicht ein kleineres Uebel. Auch für den Rheinkreis?

Klein's Ansichten auf Seite 400 Ewiggeld-Einrichtung z. Th. auch auf Landbesitzungen anzuwenden.

17. July 1825. Heymat, Ansässigkeit, Gewerbe. Auch in Fällen von üblem Leumund, wer über ein Jahr lang Beweise von Besserung gegeben, darf heyrathen.

Wenn alle Intereſſenten und der Grundherr mit einverſtanden, darf auch unter 45 Kreuzer Verpflegung ſtattfinden.

27. July 1825. Dadurch daß den Gemeinden die Entſcheidung zukömmt, ob die Bedingniß zu Anſäſſigkeitmachung vorhanden, ſcheint nicht viel gewonnen durch's Geſetz.

28. July 1825. Realgerechtigkeiten können veräußert werden, jedoch nur an ſolche, die es ſelbſt verſtehen." —

In Zuſammenhang mit der liberalen Strömung in jenen Jahren ſteht auch die warme Sympathie, die Kronprinz Ludwig der Erhebung und politiſchen Wiedergeburt des Hellenenvolkes entgegen trug. Unter der türkiſchen Herrſchaft zum Zerrbild eines Staates herabgeſunken, fand Griechenland endlich in ſich ſelbſt die Kraft zur Befreiung. Als 1821 der Aufſtand losbrach, gewannen die Griechen ſofort die Theilnahme des gebildeten Abendlandes, das ohne Arg in den Helden Botſaris und Ypſilanti die Nachkommen der Streiter von Marathon und Salamis erblickte. Freilich war, wie Gervinus ſtreng, aber gerecht urtheilt, der beſte Theil der Tapferkeit in dieſen Mainottengeſchlechtern ihre Räuberkunſt, in ihrer Sprache hatten die Begriffe Ehre und Preis nur eine Bezeichnung und ihre Habſucht ließ ſie nur die Weisheit des Mannes anerkennen, der viele Goldſtücke hat. Wirklich glänzend aber waren die Kriegsthaten des kleinen Völkchens ohne Kriegserfahrung, ohne Geldmittel, ohne Gemeinregierung, gegenüber einem Staatskoloß mit unermeßlichen Hilfsmitteln.

Je ängſtlicher man von reaktionärer Seite die griechiſche Erhebung, von der das Signal zu neuer Aufregung in Europa auszugehen ſchien, als wahnſinnigen Taumel herabzuſetzen ſuchte, deſto engeres Bündniß ſchloß der Humanismus mit den neuen Kreuzrittern.

Der bayeriſche Thronfolger war der erſte Fürſt, der dem kühnen Unternehmen ſeine wärmſte Gunſt zuwandte. Begeiſtert pries er den „anbrechenden Tag im Oſten":

„Vaterland der herrlichſt größten Helden,
Thron der ewig unerreichten Kunſt,
Ewig hohes Vorbild aller Welten,
Reichgeſchmückte mit der Muſen Gunſt,
Du, der edlern Menſchheit treue Wiege,
Hochbegabte Hellas! ſiege, ſiege!

Rufet ſehnend jedes Volk dir zu
Heimath alles Schönen, alles Hohen,
Unterdrückt in dir, doch nicht entflohen
War es, ſieg' im heil'gen Kampfe du!"

Da der Sieg den Freiheitskämpfern lächelt, ruft er der Homerbüſte in ſeinem Arbeitszimmer zu:

„Freue dich, alter Homer, denn frey iſt wieder dein Hellas,
Nicht mehr lies't der Sklav', einzig der Freye dich nun!"

Wie eifrig Ludwig die europäiſche Politik in der griechiſchen Angelegenheit verfolgte, ergiebt ſich aus einem eigenhändigen Koncept „Ergebniß der geleſenen Geſandtſchaftsberichte":

„Am 10. Juny 1825. Oeſterreichiſcher Seits nicht mehr erpicht gegen die Griechen, aber der ſtattfindenden Lage nach auch nicht zu ihren Gunſten ſich verwenden können. Allgemeines Abwarten des Ergebniſſes dieſes Feldzuges. Ruſſiſcher Seits Mißvergnügen über Oeſterreichs Benehmen. Jenes feſthaltend auf Beharrung Spaniſcher Herrſchaft in Amerika, mehr als Oeſterreich. Schweden, Niederlande erklären, daß ſie Englands Beiſpiel, Amerika betreffend, ohne Nachahmung laſſen würden, wenn es ihr Vortheil. Wahrſcheinlich ergebnißloſes Ende. Mit Heſſen, Baaden, Naſſau, Mauthverband betreffend, Unterhandlungen in Stuttgart. Daſelbſt theilweiſe Niederlaſſung des Ruſſiſchen Geſandten v. Anſtetten (Baadens alter Freund, Bayerns Gegner in der Erbheimfalls-Angelegenheit). Ruſſiſcher Einfluß daſelbſt leicht dadurch zu bewirken.

Kaiſer Alexander hat vorgeſchlagen, Krieg gegen die Türken zu führen, zu Billigem gegen die Griechen ſie zu bewegen und der eigenen erlittenen Beleidigungen wegen, Oeſterreich aber hat ihn weit von ſich geworfen, Frankreich auch und Alexander gab nach.

Am 27. Juny 1825. Oeſterreichiſcher Conſul in Griechenland ernannt. ... Wie Griechen heuer ſiegen, ſcheint, daß Frankreich, Oeſterreich und England nicht weit entfernt, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen."

Als die Theilnahme des Abendlands ſich mehr und mehr durch thatſächliche Beweiſe, durch finanzielle Opfer kundgab, bildete ſich unter dem Protektorat des Kronprinzen auch in München ein

Griechenverein. Der Vorstand Thiersch schreibt 1822 an Jacobs: „Sollte mir einmal einfallen, die Geschichte dieser Tage und das unselbständige und charakterlose Verfahren der Machthabenden bei dieser Gelegenheit zu schreiben, so würde dabei Niemand in günstigerem Licht erscheinen können, als ein oft verkannter und hochgestellter Fürst, Kronprinz Ludwig, der auch bei dieser Gelegenheit das Aechte seines Wesens nicht verleugnet hat."

Thronbesteigung und erste Regierungshandlungen. Verlegung der Hochschule von Landshut nach München.

Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum, das König Max Joseph 1824 feierte, war für das ganze Land ein wahres Familienfest, hingen doch Alle mit gleicher Liebe an „Vater Max". Wie von einer Ahnung gedrungen, schloß der König seine Ansprache an die 1825 zum dritten Mal versammelten Landstände mit warmem Dank für die bei jener Feier bezeugte Liebe und Treue seiner Unterthanen, „ehe er aus ihrer Mitte schiede". Es war wirklich ein Abschiedswort. Sein 69. Namensfest war sein letzter Lebenstag. Von einem Ballfest heimgekehrt entschlummerte er in der Nacht des 12. October 1825.

Der Thronfolger hielt sich eben im Bade Brückenau auf. Da die Erscheinung eines Kometen in den ersten Stunden des 15. October zu erwarten war, hatte er Befehl gegeben, ihn zu wecken, sobald das Gestirn sich blicken lasse. In der nämlichen Stunde langte die Depesche an, welche dem Sohne den Tod des Vaters meldete, den Prinzen auf den Königsthron berief. Am 18. October kam er in München an, wo jeder festliche Empfang unterbleiben mußte. Am folgenden Tag übernahm er die Regierung und leistete den Eid auf die Verfassung. Er verband damit eine herzliche Ansprache an die versammelten Staatsdiener. „Dasjenige," schloß er, „was der von mir gesprochene Eid als König, an der Stelle meines erlauchten Vaters mir auferlegt zu erfüllen, habe ich den besten Willen und erwarte von der Gnade Gottes, daß er mir die Kraft dazu verleihen

werde. Schwer ist es, nach einem König, wie der uns entrissene war, zu herrschen, ihn erreichen, unmöglich."

Erwartungsvoll sah das Volk den ersten Regierungshandlungen seines Fürsten entgegen. Der edelste Gruß wurde ihm aus beredtem Dichtermund geboten, Platen richtete an ihn die berühmte Ode:

„Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf,
Zu dir sich auf, mit Trauer und Stolz zugleich .....
.....
Des Thrones glatte Schwelle, wie selbstbewußt,
Wie fest betrittst du sie, wie gereift im Geist,
Ja, leichter hebt dein freies Haupt sich,
Seit die metallene Last ihm zufiel.
Dir schwellt erhabne Güte das Herz, mit ihr,
Was mehr noch frommt als Güte, — der tiefe Sinn! ...
.....
Allein, wie sehr du Wünsche des Tags verstehst,
Nicht horchst du blindlings jedem Geräusch, du nimmst
Das Zepter, jenem Josef ungleich,
Nicht in die weltliche Faust der Neurung.
Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in dir,
Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit,
In's Wappenschild uralter Sitte
Fügst du die Rosen der jüngsten Freiheit!"

Auch Rückert begrüßte begeistert die Thronbesteigung Ludwigs. „Sei du ein christlicher Fürst", rief ihm Görres zu, „Säule zugleich dem Glauben und Schützer der Geistesfreiheit und dein Beispiel möge die Zeloten von zweierlei Art verstummen machen, die beide mit einander unvereinbar halten."

In welch verschiedenartigen Metamorphosen naht sich die Himmelstochter Hoffnung den Stufen eines Thrones! Eine Schrift Wellmer's: Was haben wir Bayern von der Thronveränderung zu hoffen? vertritt das Programm der zahlreichen Feinde des konstitutionellen Princips: nur durch Wiederherstellung der reinen Monarchie könne sich der Staat auf der Höhe halten, der König allein lenke als Weisel alle Kräfte zum gemeinsamen Ziel. Noch offener spricht sich die Schrift eines ehemaligen Abgeordneten „Anforderung an Bayerns Landtag" aus: „der König sei an die Verfassungsurkunde nicht gebunden, wenn sie ihn Gutes zu thun hindere; da nun der König nie etwas Anderes als das Gute wollen kann, so folgt daraus, daß er

ſich über die Formen der Verfaſſung hinausſetzen darf, ſobald er ſeinen Willen auf andere Weiſe nicht durchzuſetzen vermag." Solche Stimmen im Lande waren nur der Widerhall von Wünſchen und Forderungen der Kabinete der Großmächte. Wenn daher gegen die Regierungsthätigkeit Ludwigs der Vorwurf erhoben wird, daß ſich das idiokratiſche Element oft ungeeignet in den Vordergrund drängte, ſo muß andrerſeits auch die Treue hervorgehoben werden, mit welcher der Fürſt allen jenen Verſuchungen widerſtand. Das ſchöne Wort in dem Gedicht „Königsgefühl":

„Herrlich, über freies Volk zu walten,
Nicht nach Willkür grenzenlos zu ſchalten,
Sondern in den Schranken, die beſteh'n,
In dem Edelen ſein Volk erhöh'n . . . ."

hatte hohe Bedeutung in einer Zeit, da innere und äußere Feinde der Verfaſſung keineswegs vereinzelt waren.

Die erſten Anordnungen des Königs waren ein ſelbſtredender Beweis, daß er ſich für ſeinen Beruf treffliche Erfahrungen geſammelt. Er ſtrebte ſofort da Verbeſſerungen an, wo ſich wirklich die Schattenſeite der vorigen Regierung erkennen läßt, auf dem Gebiet der Staatsfinanzen. Unter König Max I. waren die bayeriſchen Staatseinnahmen durch außerordentliche Gebietsvergrößerung um mehr als das Dreifache geſtiegen, aber auch in gleichem Maß die Ausgaben und die Schulden des Staats gewachſen. Mit den erworbenen Ländern mußten bedeutende Schulden übernommen werden, die vielen Kriege erheiſchten große Anſtrengungen und Opfer, die darauf folgenden Friedensjahre brachten Getreidenoth und Handelskriſen. Dazu kam, daß in der ſtaatswirthſchaftlichen Verwendung der Einnahmen mancherlei Fehlgriffe gemacht wurden, namentlich waren für Verwaltungszwecke unverhältnißmäßig große Summen aufgewendet worden. Im Ganzen und Großen aber war die bedeutende Schuldenlaſt eine unausweichbare Nothwendigkeit, um Bayern zu ſeinem politiſchen Rang zu erheben und es iſt ja nicht mehr als billig, daß für Vortheile, die auch für die Nachkommen erworben ſind, ein Theil der Anſtrengungen auf dieſe übertragen werde. Schwerer wiegt dagegen der Vorwurf, daß die gefährlichſte Unordnung im Staatshaushalt überhand genommen. Der ausgezeichnete Geſchichtsſchreiber der

Regierung Max Josephs, Lerchenfeld, entwirft ein trübes Bild von der in der Finanzwirthschaft eingerissenen Verwirrung. War ja doch selbst der Bestand der Staatsschuld noch keineswegs festgestellt.

Diesem Punkte widmete Ludwig die erste Sorge. Gesprächsweise äußerte er sich einmal über die Goldmacherei an den Höfen des vorigen Jahrhunderts: „Die wahre Kunst des Goldmachens besteht in einer geregelten Ordnung der Finanzen." Von diesem Grundsatz ausgehend verfehlte er in keinem Monat sich die Rechnungen seiner Kabinetskasse vorlegen zu lassen und prüfte sie bis ins Kleinste, selbst den jeweiligen Geldkurs verfolgte er stets genau. Und wie er in seinen eigenen Angelegenheiten ein trefflicher Hauswirth, so verwandte er auch vorzügliche Sorge auf die Finanzverhältnisse des Staates. Schon am 24. und 25. October 1825, wenige Tage nach seiner Thronbesteigung ernannte er zwei Kommissionen zur Berathung über Ersparungen im Civil- und Militäretat des Staatshaushaltes. Der Wunsch, das Gleichgewicht zwischen Soll und Haben endlich herzustellen, war in ihm so lebhaft, daß er selbst allen Sitzungen dieser Kommissionen, die oft halbe Tage in Anspruch nahmen, beiwohnte und unermüdet den raschesten Betrieb der angeordneten Maßregeln überwachte.

General Heydeck erzählt in einem Memoirenfragment, wie ihn der König zur Theilnahme an der militärischen Berathungskommission beizog. „Ich werde", äußerte der Monarch, „im Interesse des allgemeinen Besten nachhaltige Ersparungen einführen und Maßregeln treffen müssen, die manchem Einzelnen wehe thun werden. Fünf Millionen Pensionen in einem Staate wie Bayern! So kann und darf es nicht weiter gehen. Auch beim Heer müssen Ersparungen eintreten. Ich habe eine Kommission unter meinem Vorsitz ernannt, gestern war die erste Sitzung. Den Feldmarschall Wrede konnte ich nicht dazu nehmen, denn da würde sich jeder gescheut haben, einer anderen Meinung zu sein als er, und ich will und muß am Kriegsbudget eine Million ersparen. Ich möchte Sie auch zu dieser Kommission beiziehen, denn Sie kennen die Armee und haben mir selbst einmal in der Oelmühle zu Freiham gesagt, daß man große Ersparnisse ohne Nachtheil für das Heer bewirken könne." Als Heydeck sich sträubte, sagte der König sehr ernst: „Es ist Ihre Pflicht,

mir, der erst den Thron bestieg, mit Ihrem Wissen und mit Ihrer Erfahrung beizustehen. Ich kann mir übrigens den Grund Ihres Widerwillens erklären und finde ihn natürlich, da Sie Adjutant des Feldmarschalls sind und über Einrichtungen sprechen sollen, welche vom Fürsten herkommen und von denen manche durchaus abgeschafft werden müssen. Die Grenadier- und Kuirassiergarden müssen aufgehoben werden, ich will keine Garde, ich brauche keine, darüber hab' ich schon beschlossen. In allen anderen Dingen aber wird, wenn Sie dies beruhigen kann, die Ansicht des Feldmarschalls gehört werden. Das letzte Wort der Entscheidung aber behalte ich mir vor, denn ich bin der König." Die Frage, in welcher Weise die Gliederung des Heeres geändert werden solle, rief in der Kommission heftige Debatten hervor. Da der König zu sehr in's Streichen gerieth, rief Heydeck: „Majestät, mager darf die Armee wohl sein im Frieden, aber Blut, Nerven und Knochen müssen ihr doch bleiben". Der König ließ sich zur Ansicht der Offiziere bekehren, bestand aber hartnäckig auf Aufhebung der Garden. „Sie müssen weg! Ich kann diese Grenadiere, diese Schabenremisen nicht leiden!"

Vereinfachung der Staatsverwaltung war sein Hauptziel. Der Besoldungsetat wurde geregelt, viele überflüssige Stellen wurden eingezogen, das Generalfiskalat, das Medizinalkollegium, das geheime Taxamt aufgelöst. Wie durchgreifend diese Maßregeln wirkten, zeigt ein Vergleich des Staatshandbuchs von 1827 mit den früheren Jahrgängen. Natürlich fand diese Sparsamkeit den Beifall aller Verständigen, wenn auch bei der nothwendigen Operation die Schädigung so vieler Privatinteressen hie und da hätte schonender vollzogen werden können.

Es gelang in überraschend kurzer Zeit, den Staatskredit zu heben. Schon 1827 konnte in der Kammer die Erklärung abgegeben werden, daß Bayern zum Erstenmal seit langer Zeit kein Defizit aufzuweisen habe. Im Militäretat wurde im Jahre 1826 eine Million erspart und zwar wurde diese erste Beschränkung der Militärausgaben hauptsächlich erreicht durch Aufhebung der kostspieligen Garden und Vereinfachung des Montursystems. Bei der Artillerie dagegen sollte auf ausdrückliche Anordnung des Königs von allen Ersparungsrücksichten Abstand genommen werden.

Eine Reihe von Veränderungen im Beamtenthum schloß sich an. Die Minister Rechberg und Lerchenfeld wurden pensionirt, letzterer erhielt jedoch den wichtigen Gesandschaftsposten zu Frankfurt. Für das Ministerium des Aeußeren wurde Graf Thürheim, für das Finanzministerium Neumeyer, nach seinem Abgang Graf Armansperg im Volksmund Sparmansperg genannt, berufen. Zugleich wurde der Geschäftsgang in den Ministerien derartig organisirt, daß die Entscheidung in allen wichtigeren Fällen unmittelbar dem Monarchen zufiel, während der Wirkungskreis der Minister auf das Vorschlagsrecht und die Beaufsichtigung der unteren Behörden beschränkt blieb.

Cicero verlangt von den mit der Leitung eines Staats Betrauten, sie sollen den ganzen Körper des Staats mit ihrer Fürsorge umfassen. Wenige Regenten werden diese Mahnung so streng beobachtet haben als König Ludwig. Seine Selbstthätigkeit tritt in allen Zweigen der Staatsverwaltung entgegen, auch im untergeordnet Scheinenden. Wir werden später ausführlich auf die Regierungsprincipien des Königs eingehen müssen. Seine ersten Signate lenkten die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf ihn.

Am 24. November 1825 erfolgte die Aufhebung des Censuredikts, das in Folge der Karlsbader Beschlüsse in Bayern eingeführt war. Metternich äußerte darüber laut sein Mißfallen. Als der bayerische Gesandte in Wien dies gleichsam im Auftrag berichtete, wurde er abgerufen. Ludwigs draftische Antwort soll gelautet haben, er sei nur Gott und der beschworenen Konstitution verantwortlich, da nun Kaiser Franz nicht der liebe Gott und Metternich ganz gewiß nicht die Konstitution sei, so möge sich dieser die Schlußfolgerung selbst ziehen. „Unter den Diplomaten und Höflingen," schrieb Varnhagen in sein Tagebuch, „ist eine wahre Wuth gegen den König von Baiern; im übrigen Publikum aber freut man sich seiner Maßregeln und oft in sehr lebhaften Ausdrücken." Er notirt auch eine großes Aufsehen erregende Aeußerung Ludwigs: „Ich lerne einsehen, daß die Zersplitterung Deutschlands in viele Staaten für die Nation doch noch nothwendig und vortheilhaft ist; unter den vielen Fürsten ist doch immer einer liberal und eine heilsame Opposition gegen die anderen."

Mit größter Spannung harrte man, welche Stellung die neue Regierung gegenüber den Religionsgenossenschaften einnehmen werde.

Die Entfernung einiger Protestanten aus dem Staatsrath wurde als feindseliger Akt von den Glaubensgenossen betrachtet. Dazu kam, daß der König mit Kaiser Franz bei einer Wallfahrt in Altötting zusammenkam, auch sofort die Wiederherstellung einiger geistlicher Orden vorbereitete. Dadurch wurde die Befürchtung rege gemacht, es werde nicht bloß im Allgemeinen eine Reaktion gegen den Rationalismus der vorigen Regierung eintreten, sondern auch eine der Toleranz und Parität feindlich gesinnte Richtung die Oberhand gewinnen. Diese Besorgnisse wurden jedoch durch das energische Auftreten des Königs namentlich in der Schulfrage bald zerstreut. Bei Beeidigung des Bischofs von Eichstädt (30. October 1825) sprach er zu dem versammelten Klerus: „Wenn Sie, meine Herren, Ihre Pflicht thun und auf die wahre Volksbildung wirken, kann der König ruhig sein. Mit Gottes Hilfe wird es gehen, wie ich es für's Beste halte und will, und es muß gehen!" fügte er energisch hinzu, so daß alle Anwesenden die Ueberzeugung gewinnen mußten, dieser Regent werde sich nicht am Gängelband einer Partei führen lassen. Thiersch schreibt 1826 an Jacobs: „In kirchlichen Dingen wird es einige Festtage mehr, einige Prozessionen, Klöster u. a. geben, dabei wird es aber sein Bewenden haben. Die oberen Behörden sind so besetzt, daß an ein Uebergewicht der Geistlichen nicht zu denken ist. Der König hat eine zu gute Natur, ein zu lebhaftes Gefühl seiner Lage und seiner Bedürfnisse, um sich hier Preis zu geben". Auch Feuerbach, der sich anfänglich heftig über „Faselei und Pfafferei" ausgelassen, schreibt 1827 an seine Freundin Recke: „Unser König, wie stark auch der Schein gegen ihn sein möge, ist, wenigstens nicht wissentlich, durchaus kein Schutzherr einer über ihre Grenze hinausschreitenden Hierarchie oder Begünstiger irgend eines auf allgemeine Verfinsterung oder auf Unterdrückung des Protestantismus angelegten Planes". Der Plan, für die anwachsende protestantische Gemeinde in München ein geräumiges Gotteshaus zu bauen, wurde rasch in Angriff genommen. Die Grundsteinlegung fand in feierlichster Weise Statt. Auch die Bekenner des mosaischen Glaubens, obwohl der König nicht geneigt war, ihnen den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte einzuräumen, wurden geehrt durch die Anwesenheit des königlichen Paares bei der Einweihung der Münchner Synagoge.

In Göttingen hatte sich Ludwig mit den Einrichtungen dieser damals berühmtesten Hochschule Deutschlands bekannt gemacht. Nach seinem Regierungsantritt beschloß er nach diesem Vorbild die vaterländischen Universitäten umzugestalten. Durch die Verlegung der Hochschule von Ingolstadt nach Landshut, die auf Anregung Montgelas' erfolgte, war ein Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens, wie man ihn gehofft hatte, nicht geweckt worden, obwohl es an trefflichen Lehrern nicht fehlte. Ludwig fand ein wirksameres Mittel, um einen wahren Mittelpunkt des geistigen Lebens im Lande zu schaffen. Ein Reskript vom 3. Oktober 1826 ordnete die Verlegung der hohen Schule nach München an. Der Plan fand lebhaften Widerspruch bei vielen Räthen, die den Aufenthalt in einer größeren Stadt für den Lerneifer der Studirenden schädlich erachteten. Ludwig hielt jedoch an der Ansicht fest, daß frühzeitiger Eintritt der Jugend in das sociale Leben einer größeren Stadt und der dadurch geweckte allgemeinere Ideenaustausch für die geistige Ausbildung nur förderlich sein könne. Die Folge lehrte, wie richtig er gesehen. Schelling nannte in einer späteren akademischen Rede die Schöpfung der Münchner Universität die glücklichste That König Ludwigs. Seine Pietät für das Geschichtliche veranlaßte die Anordnung, die den akademischen Lehrern eine besondere Amtskleidung für feierliche Gelegenheiten vorschrieb. Zugleich wurde der jeweilige Rektor gleichsam als Repräsentant der Wissenschaft für hoffähig erklärt. Es lag im Plane des Königs, der Hochschule ein würdiges Haus zu schenken. Vorläufig wurde ihr der Wilhelminische Palast angewiesen, wo fast alle wissenschaftlichen Sammlungen vereinigt waren. Um den Ehrgeiz und den Produktionseifer der einheimischen Gelehrten zu ermuntern, wurden mit den berühmtesten Lehrern Deutschlands Unterhandlungen angeknüpft, sie für München zu gewinnen. An Luden, Rammer, Tieck, Thibaut, Mittermaier, Oken, Görres und Schubert erging die ehrenvolle Einladung des Königs, die leider nur von den drei letztgenannten angenommen wurde. Görres, der bereits einen Cyklus widersprechender Entwicklungsstadien durchlaufen, hielt sich damals, wegen seiner Schrift „Teutschland und die Revolution" seit mehreren Jahren von der preußischen Regierung verfolgt, in Straßburg auf, wo er seine politische Thätigkeit fortsetzte. Die Bemühungen des Berliner Kabinets,

Digitized by Google

die Berufung des kirchlich radikalen Gelehrten nach Bayern zu verhindern, blieben erfolglos; namentlich durch Sailer's Verwendung wurde ihm ein Lehrstuhl der Geschichte an der Münchner Universität übertragen. Interessant ist das Urtheil, das der neu berufene Lehrer nach seiner ersten Audienz über den König äußerte. „Es ist eine ganz absonderliche Natur, die keineswegs auf den ersten Anlauf zu durchblicken ist; der Ausdruck seines Auges, wenn er es im ruhigen Aufschlag auf den, der vor ihm steht, heftet, ist fein, geistreich und mit einiger durchleuchtenden Schalkheit gutmüthig". Dem geistvollen Görres gelang es rasch, eine große Schülerschaar um sich zu sammeln. Freilich will es den nüchternen Leser seiner später gedruckten geschichtsphilosophischen Vorträge bedünken, daß er berauschendes Feuerwasser statt klaren Weines den Hörern bot. Schubert, der Novalis unter den Naturhistorikern, ebenso Eschenmayer, gehörten einer Görres verwandten Geistesrichtung an, auch der merkwürdige Franz von Baader ist diesen Mystikern anzureihen. Es fehlte jedoch nicht an Vertretern einer freieren wissenschaftlichen Richtung, ja es war sogar der direkt ausgesprochene Wunsch des Königs, daß in München alle Elemente geistigen Strebens eine Freistätte fänden. „So ist's gut", schreibt Feuerbach, „Wasser und Feuer verträgt sich in der Natur auch nicht und doch grünt die Saat und keimt die Frucht." In der juridischen Fakultät entfalteten Gönner, Schmidtlein, Stürzer, Maurer, in der philosophischen Oken, Martius, Thiersch, Schmeller, Schorn u. A. eine bedeutsame Wirksamkeit. Namentlich Thiersch behauptete bei König Ludwig selbst großen Einfluß, den er als einer der bedeutendsten Repräsentanten des klassischen Studiums verdiente. 1827 wurde auch Schelling nach München berufen und galt bald als der Mittelpunkt der neuen Schöpfung Ludwigs. Lebhafte Ueberraschung rief die Berufung Hormayr's hervor, da er sich bei der Tiroler Insurrektion als der heftigste Gegner Bayerns hervorgethan. Er erhielt neben seinem Lehramt die Stellung eines Staatsraths. Es war ein originelles Mittel, sich einen gefährlichen Feind zum Freunde umzuwandeln.

Am 14. November 1826 erfolgte die feierliche Eröffnung der Hochschule. In der alterthümlichen Amtstracht bewegte sich der Zug der Professoren, die Insignien der Universität voraus, durch die

Straßen der Stadt. Die Zahl der Studenten war auf 1630 gestiegen. Der Festversammlung, die Professor Dresch mit einer freimüthigen Rede über die Würde der Wissenschaft eröffnete, wohnte der König persönlich an. Er erwiderte auf die Ansprache: „Nichts konnte mir besser gefallen, als was über die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung, über Freiheit des Wortes und der Mittheilung gesagt wurde. Es ist auch meine lebendigste, meine tiefste Ueberzeugung, daß hier jeder Zwang, jede Censur, auch die billigste, verderblich wirkt, weil sie statt des gegenseitigen Vertrauens, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, den Argwohn einsetzt." Wie er das Verhalten der studirenden Jugend geregelt wünschte, drückte er in seiner drastischen Redeweise einer Deputation der Studenten aus, die ihm den Dank der Hochschule überbrachten: „Ein vormaliger Studirender der Ludwigs-Maximilians-Universität dankt vielmals. Religion muß die Grundlage sein und durch das Leben geleiten. Bigotte und Obskuranten mag ich nicht, auch keine Kopfhänger. Die Jugend soll auf erlaubte Weise fröhlich sein. Raufereien dulde ich nicht. Kleiden können sich die Studirenden, wie sie wollen." Ludwig war der entschiedenste Gegner des Duells. Bald nach seinem Regierungsantritt wurden strenge Strafen für solche Selbsthilfe festgesetzt und 1842 wiederholt die Behörden zur Einschreitung angewiesen.

Die alten von der Ingolstädter Schule herübergenommenen Satzungen paßten nicht mehr für das neu aufblühende Institut. Thiersch, mit ihrer Revision betraut, suchte auf möglichst ausgedehnte Studienfreiheit und Aufhebung des alten Zwangs hinzuwirken, der nur der Ausbildung des Charakters schädlich, fand aber heftigen Widerspruch bei vielen Kollegen. Der König wollte deßhalb selbst Entscheidung treffen. Nach langer Konferenz stimmte er Thiersch's Vorschlägen mit den Worten bei: „Nun, auch wir wollen der Jugend selbst vertrauen."

Die Reorganisation der bayerischen Landesuniversität wurde ergänzt durch die Reformen, die im März 1827 für die Akademie der Wissenschaften angeordnet wurden. Während sie bisher, ohne in andere Bildungsanstalten einzugreifen, ohne direkte Selbstthätigkeit für Volkskultur isolirt stand, wurde jetzt eine enge Vereinigung mit

der Hochſchule durchgeführt. Die Akademiefonds wurden zur Beſoldung der Univerſitätslehrer, ihre großartigen Sammlungen für Unterrichtszwecke beigezogen. Auch zu den hiſtoriſchen Vereinen, die ſich unter dem Schutze der Regierung allenthalben im Lande bildeten, ſollte die Akademie in innigere Beziehung treten und ſo als erſte wiſſenſchaftliche Körperſchaft und Mittelpunkt alles geiſtigen Schaffens und Strebens, wie Schelling ſagte, jetzt erſt die wirkliche Frucht der Wiſſenſchaft pflücken.

Allerdings kehrte ſich auch manche Schattenſeite hervor, wie es bei den ſchroffen Gegenſätzen unausbleiblich war, die in der Zuſammenſetzung des Lehrkörpers neben einander traten. Anwandlungen des Neides von Seite eingeborner Gelehrten, der Ueberhebung von Seite Berufener führten zu Gehäſſigkeiten. „Die Bayern," ſchreibt Görres, „halten ungefähr auf gleiche Weiſe zu den Fremden, wie die Rheinländer zu den Preußen, es iſt kein ſonderlicher Verkehr zwiſchen beiden." Dazu kam die religiöſe Spaltung. Die neuangelegten Straßen, wo Roth, Niethammer, Thierſch u. A. wohnten, hießen eine Zeit lang das Proteſtantenviertel, wie man im Mittelalter eine Judengaſſe hatte. Es fehlte aber auch nicht an Zeichen dafür, daß ſich dieſe Kluft überbrücken laſſe und endlich, wie Feuerbach hoffte, „ein ſchöner Auferſtehungstag des Wahren, Guten und Rechten ſich zeigen werde." Ueber die Stellung, die der König gegenüber dieſen Angelegenheiten einnahm, äußerte ſich S. Boiſſerée in einem Briefe an Goethe: „Der Herr achtet nicht auf das Parteiweſen, aber er hat bisher immer gezeigt, daß jede Partei ſich täuſcht, die glaubt, ausſchließlich auf ihn zählen zu können. Sein großartig hoher Sinn giebt auch die beſte Hoffnung, daß der allerdings noch bunte, chaotiſche Zuſtand der Münchner Univerſität ſich auf eine heilſame Weiſe ordnen wird".

Neue Bemühungen für Wiedergewinnung der Jungpfalz. Zollverträge. Landtag 1827—28. Kultusverhältnisse. Schulreformen. Preßwesen.

Seit Ludwig den Thron bestiegen, setzte er seine Bemühungen, Bayern wieder in den Besitz der ganzen Rheinpfalz zu bringen, noch eifriger fort. Die Trennung des bayerischen Rheinkreises von den diesrheinischen Provinzen zog viele Nachtheile in militärischer wie commercieller Beziehung nach sich, namentlich der Handel wurde durch die fremden Mauthlinien eingeengt, die überall den Rheinkreis umgaben. Ludwig ließ in Karlsruhe ein Tauschprojekt in Vorschlag bringen, das jedoch zurückgewiesen wurde. Um Metternich an die im Rieder Vertrag eingegangenen Verbindlichkeiten zu erinnern, begab er sich selbst 1826 nach Schloß Johannisberg, erlangte jedoch nur zweideutige Versprechungen. Den günstigsten Einfluß auf die Streitfrage versprach er sich von dem ihm persönlich befreundeten Czaaren Nikolaus, der gerade auch im Jahre 1825 auf den Thron kam. Er sandte im Jänner 1826 den Fürsten Wrede mit einem eigenhändigen Schreiben an den Czaaren nach Petersburg*). „Ich fordere", heißt es darin, „von Eurer Kaiserlichen Majestät nicht mehr als daß Sie den Bestimmungen des Aachener Vertrags Ihre Zustimmung versagen, durch die Bayern seines Rechts auf den Rückfall der Pfalz verlustig gehen soll . . . Die göttliche Vorsehung hat uns zu gleicher Zeit auf den Thron berufen, Eure Majestät auf den des mächtigsten Kaiserthums,

*) Ich verdanke die Mittheilung dieses Briefes der Güte des Herrn Oberstlieutenant v. Heilmann, der im Ellinger Archiv davon Abschrift nahm.

mich auf den meines kleinen Königreiches: dies erachte ich als ein günstiges Vorzeichen für mich. Ich sehe in Rußland die stärkste Stütze Bayerns, ich wiederhole es, dies ist mein politisches Glaubensbekenntniß." Kaiser Nikolaus empfing den Feldmarschall mit Auszeichnung, die Antwort war jedoch höflich ausweichend.

Die Successionsfrage trat erneut in den Vordergrund, als Friedrich von Baden 1827 starb*). Bayern beharrte auf der Behauptung, weder die Erklärung des Großherzogs, noch die vorübergehende Anerkennung der europäischen Mächte habe den bayerischen Ansprüchen präjudiziren können. Es ist hier nicht am Platze, auf die Ausführungen der diplomatischen Denkschriften, die von beiden Seiten gewechselt wurden, näher einzugehen. In Altbayern, besonders in München wurden die Anstrengungen des Königs ungünstig beurtheilt, man befürchtete, Mannheim würde zum Schaden von München bevorzugt werden. Ein rascher militärischer Handstreich hätte vielleicht zu dauerndem

*) Mit dem badischen Erbfolgestreit wurde bekanntlich in jener Zeit der merkwürdigste Kriminalprozeß der Neuzeit, die Geschichte des räthselhaften Findlings Kaspar Hauser in Verbindung gebracht. Wie aus zahlreichen Signaten hervorgeht, nahm Ludwig an der Untersuchung regen Antheil. Namentlich Feuerbach trat für die Herkunft Hausers aus einer hohen Familie ein. Bei weiterem Verlauf der Untersuchung mehrte sich aber nach Merker's Vorgang die Zahl der Zweifler, die zur Ansicht hinneigten, es werde die dem „Kinde von Europa" bewiesene Theilnahme einem Unwürdigen, einem Betrüger geschenkt. Das angebliche Attentat 1829 und die angebliche Ermordung 1834 bieten in der That manche Indicien, die auf Täuschung und Selbstverletzung hinweisen. Hauser wollte wohl das abgekühlte Interesse an seiner Person wieder rege machen. Die Herkunft des Findlings blieb bis zum heutigen Tage unaufgeklärt. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß ein so junger Bursche von Vornherein einen so komplicirten Plan ersonnen, der psychologisches, medizinisches und polizeiliches Interesse wach rief. Erst durch die Art des Verfahrens gegen ihn — er wurde ja von den Gelehrten als förmliches Experimentirobjekt behandelt — mochte in ihm der Gedanke geweckt werden, den Roman seiner Lebensgeschichte selbstthätig weiter zu spinnen. So weit es sich aus dem Ministerialakt entnehmen läßt, beharrte Ludwig bei der von Feuerbach entwickelten Ansicht. Mit Recht rügte er das Verhalten der Gerichte nach Hausers Tod. Er signirte (26. Jänner 1834): „Die ersten polizeylichen Maasregeln erscheinen viel zu spät ergriffen. Statt eines Polizeydieners hätte wenigstens eine polizeyliche Commission augenblicklich auf die erste Anzeige sich an den Ort der That begeben und diesen besichtigen sollen, wenn es anders nicht möglich gewesen seyn sollte, daß eine gerichtliche Commission durch schleunige Communikation nach einstweiliger Bewachung des Platzes oder Sperrung des Gartens noch rechtzeitig zur Einsicht aufgefordert worden wäre. Es ist dieses der Polizeystelle im geeigneten Wege zu rügen."

Besitz der Jungpfalz verholfen, was der Diplomatie nicht gelang. Als aber später einmal die Klage laut wurde, man habe damals die günstigste Gelegenheit verpaßt, erwiderte der König: Es ist ein Haus rasch angezündet, aber schwer gelöscht*)!

Sonst war Bayerns äußere Politik, deren Leitung seit 1827 dem Justizminister Zentner, dem Schöpfer der bayerischen Verfassungsurkunde, anvertraut war, in dieser Periode in keine wichtigere Frage verwickelt. Im Bundestag zielte seine Politik darauf ab, Reibungen zwischen den beiden deutschen Großmächten zu verhüten, da es das entschiedenste Interesse an Erhaltung des Gleichgewichts hatte.

Eminent politische Bedeutung erhielt jedoch in der Folge ein Institut, das ursprünglich nur Förderung der Handelsinteressen beabsichtigte. Zwar standen nicht mehr, wie zur Zeit der Diktatur Napoleons, die deutschen Heere einander kampfbereit gegenüber, aber noch immer führte man Krieg gegen den wechselseitigen Verkehr. Eine

*) Viel Lärm verursachte ein Gerücht, es sei zur Förderung der Erbschaftsfrage ein „Raub" wichtiger badischer Archivalien beabsichtigt worden. Nach Lage der Akten reduzirt es sich auf folgenden Vorfall. Oberrechnungsrath Bowinkel aus Karlsruhe wünschte, aus badischem in bayerischen Dienst überzutreten, allerdings in der Hoffnung, daß man ihn in Bayern wohl gebrauchen können und deßhalb gut lohnen werde. Da er voraussah, daß von Seite Baden's seiner Entlassung Schwierigkeiten entgegengesetzt würden, so wollte er Maßregeln ergreifen, „daß im Falle er chikanirt würde, er noch das Heft in der Hand habe". Deßhalb brachte er (2. Oktober 1827) dem k. bayerischen Landkommissär Petersen ein paar Koffer und Packete mit Archivalien zur Aufbewahrung. Unmittelbar darauf wurde er jedoch in Karlsruhe verhaftet und durch einen badischen Beamten von Petersen die Auslieferung des Depositums verlangt. P. weigerte sich, weil die Papiere für Bayern von Wichtigkeit sein könnten. Justizminister Zentner wies ihn aber an (2. Nov. 1827), „daß zwar seine Vorsicht, die besagten Papiere zurückzuhalten und vorderſamſt den ganzen Vorgang zu höherer Kenntniß zu bringen, gut geheißen werde, daß jedoch diese Papiere unweigerlich verabfolgen zu lassen seien, da gar nicht abzusehen ist, in wiefern das dießseitige Gouvernement dabei interessirt seyn könnte und die erwähnten Gerüchte keine Beachtung verdienen." Auch dem Generalprokurator des Rheinkreises, v. Völderndorf, wurde (11. Nov. 1827) befohlen, „nach Vorschrift der Gesetze ohne Aufenthalt in dieser Sache zu verfahren, da sich überhaupt kein rechtlicher Grund finde, warum der Requisition des badischen Gerichts nicht auf das Schleunigste entsprochen werden sollte und anonyme Verläumdungen die dießseitige Staatsregierung niemals bewegen können, von dem Wege des Rechts abzuweichen." Auf Grund dieser Weisungen erfolgte die Auslieferung des gesammten Materials nach Karlsruhe.

politische Aussöhnung der Staaten hatte stattgefunden, aber auf staatswirthschaftlichem Gebiet standen sie feindseliger gegen einander als je zuvor. Bei Ludwigs Regierungsantritt waren in Deutschland nicht weniger als 22 Zollschranken aufgerichtet, jedes Land glaubte seinen eigenen Nationalreichthum zu fördern, wenn es den Nachbarn in seiner Entwicklung hemmte. Die Beendigung dieses staatswirthschaftlichen Kriegszustandes erfolgte erst mit Schöpfung des deutschen Zollvereins, der zuerst eine engere Vereinigung der Bundesglieder herbeiführte. Es wurde mit Recht darauf hingewiesen, es sei darin ein Beleg geboten, wie manches Treffliche aus den Bestimmungen der Bundesakte abzuleiten gewesen wäre, da ja das ganze Institut kraft Artikel 19 vom Bunde hätte in's Leben gerufen werden können. Doch die Einheitsidee war so geschwächt, daß sich die Regierungen seither nicht einmal auf den freieren Standpunkt erheben konnten, sich mindestens in Bezug auf Zölle und Handel als ein zusammengehöriges Ganzes zu betrachten.

Es ist Ludwigs persönliches Verdienst, richtig erkannt zu haben, welch' glückliche Bedeutung ein Anschluß Bayerns wenigstens an die süddeutschen Staaten gewinnen müsse. Mit Baden war in Folge des gespannten Verhältnisses eine Vereinigung nicht anzubahnen, mit Würtemberg aber wurde am 12. April 1827 der erste Zolltvertrag abgeschlossen, der eine neue Epoche im Nationalleben der Deutschen einleitet. Ein Artikel des Vertrags bestimmte ausdrücklich, es solle der Beitritt der übrigen angrenzenden Länder erstrebt werden. Die Durchführung der Idee für ganz Deutschland konnte nur von Preußen ausgehen, das ebenfalls zuerst mit Hessen einen Separatvertrag abschloß, dem bald andere Staaten beitraten. Bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung zu Berlin im Herbst 1828 wurde durch Cotta eine Verbindung der verschiedenen Staatengruppen angeregt, und so kam im Mai 1829 der Vertrag zu Stande, der die Grundlage des später in's Leben gerufenen Zollvereins bildete. „Ueberall", sagt Gervinus, „wurde der Vertrag als die erste, die verdienstvollste und wohlthätigste Leistung begrüßt, deren sich Deutschland zu erfreuen hatte." —

Am 17. November 1827 versammelte Ludwig zum ersten Mal die Volksvertreter um seinen Thron. In der Thronrede, die er selbst

verlas, ſind ſchlicht und klar die Anſichten des Monarchen, die Maßregeln, die er für Ordnung des Staatshaushalts für nöthig erachtete, entwickelt. Die Königsſtimme zerſtreute alle Zweifel an ſeinem feſten Willen, an der Verfaſſung feſtzuhalten und ihre zeitgemäße Ausbildung zu fördern. Kein Punkt, der für das allgemeine Intereſſe von Wichtigkeit ſchien, war übergangen. Verbeſſerung der Rechtspflege, Einführung des Steuerdefinitivums, Erleichterung des Verkehrs und der Landwirthſchaft durch Zollordnung und Culturgeſetz, Einführung des Landrathinſtituts waren zeitgemäße Verheißungen, auch ein Geſetzentwurf zu einer auf das Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gegründeten Gerichtsordnung wurde in Ausſicht geſtellt. Man erkannte, daß die Rede des Königs eigenes Werk*) und begrüßte ſie als Unterpfand des königlichen Willens freudig im ganzen Lande. Die Einmüthigkeit zwiſchen Regierung und Volksvertretung wurde auch in der ganzen Sitzungsperiode nicht getrübt. Freilich wurde der Reform der Geſetzgebung nicht ſonderlicher Vorſchub geleiſtet, doch wirkliches Verdienſt erwarb ſich die Verſammlung durch die Einführung des Inſtituts

*) Die Privatbibliothek König Ludwigs verwahrt drei verſchiedene Koncepte der Thronrede von des Königs eigener Hand, deren Korrekturen manches Intereſſe bieten.

So lautet in der erſten Faſſung die auf die Konſtitution bezügliche Stelle: „Nicht von Mängeln frey iſt unſere Verfaſſung, aber weil ſie nicht alles Gute enthält, darum werde ihre Güte nicht verkannt, unter den bey ihrer Entſtehung vorhandenen Umſtänden konnte ſie kaum anders werden und Erfahrung zeigt manches, was Theorie nicht lehren kann. Weiſe giebt unſere Verfaſſung ſelbſt die Wege an, wie Verbeſſerungen in ihr zu bewirken. Ohne daß der Stände Rechte durch ſie vermehrt würden, beſtehen die Ausübende Gewalt (Verwaltung) nachtheilig hemmende Feſſeln.“ In der zweiten Faſſung ſind die Sätze „Unter den bey ihrer Entſtehung ꝛc.“ und „Ohne daß ꝛc.“ geſtrichen. In der dritten iſt ſtatt deſſen eingefügt: „Vieles Gute iſt bereits auf den früheren Landtagen geſchehen, vieles doch bleibt zu thun übrig. Daß Landräthe noch fehlen, wirkt ſehr nachtheilig.“

Weiter heißt es in der erſten Faſſung: „Wie ich geſinnt bin, wie ich für geſetzliche Freyheit, des Thrones Rechte und die eines Jeden ſchützende Verfaſſung bin, dieſes jetzt noch zu verſichern, würde hoffentlich überflüſſig ſein.“ Im zweiten Koncept iſt dieſem Satz angefügt: „Desgleichen, daß ich Religion für das Weſentlichſte anſehe und Kunſt und Wiſſenſchaft ſehr ſchätze.“ Das dritte Koncept enthält die Abänderung: „Desgleichen, daß ich Religion als das Weſentlichſte anſehe und jeden Theil bey ſeinen Rechten (bey dem Zuſtehenden) zu behaupten wiſſen werde.“

der Landräthe, das sich im Rheinkreise vorzüglich bewährt hatte. Als bei der Budgetberathung die Regierung das günstige Resultat der finanziellen Reformen mittheilte, bekundete sich die frohe Ueberraschung der Stände durch ein herzliches: Hoch lebe der König!

Allerdings zeigt sich der Modus, wie diese Ersparungen erzielt waren, nicht über allen Tadel erhaben. An die Einschränkung des Militärbudgets knüpfte nicht ohne Grund Graf Taufkirchen die Befürchtung, sie werde allmälig der Bildung des Heeres schädlich werden. Die ständige Beurlaubung großer Abtheilungen des Friedensstands verhinderte Uebungen in größeren Massen. Von Waffen und Kriegsgeräth wurde nur das Nothwendigste angeschafft. Ludwig erklärte wiederholt, es solle Alles vermieden werden, was zur Entkräftung der Heeresmacht führen könnte, doch es gelang nicht, das richtige Verhältniß zu finden, und dieser Fehler wurde empfindlich gestraft, als sich zeigte, daß der Krieg denn doch nicht aus der Gesellschaft verbannt und für den politischen Werth eines Landes in erster Linie seine Wehrkraft maßgebend sei.

Damals hatte aber die Regierung nicht bloß die Stände, sondern überhaupt die öffentliche Meinung für sich, die fast einhellig möglichste Einschränkung des Militäretats forderte. Gegenüber den Warnungen Taufkirchens wurden auch damals die Schlagwörter Volksmiliz und Landsturm angeführt und an die Tage von Gammelsdorf und Kronach erinnert.

Indessen hielt die Regierung doch an dem Plane fest, den Bau einer Hauptfestung mit allen Kräften zu betreiben. In Mitte des Landes, an dem Strome, der immer die Operationslinie für die militärischen Bewegungen in Bayern sein wird, bot sich Ingolstadt als geeignetster Waffenplatz dar. Der König selbst legte 1828 den Grundstein zur neuen Festungsanlage.

Nach Schluß des Landtags wurde Eduard von Schenk, der Dichter des Belisar, zum Minister des Innern ernannt. Ludwig gab dem Bischof Sailer davon am 31. August 1828 Nachricht. „Ich weiß, daß es Sie freut, darum schreibe ich es Ihnen. Solche Gesinnungen wie die seinigen brauche ich an der Spitze der Staatsgeschäfte und ich wollte das Talent in der ganzen Kraft seiner Jahre am rechten Platze haben.“ Die Ernennung dieses Neuromantikers rief wieder

jene Stimmen wach, die eine Regierung Bayerns nach „rein katholischen Principien" hofften oder befürchteten. Und solche Hoffnungen und Befürchtungen fanden noch anderweitig Nahrung. Ludwig hielt sich für verpflichtet, den Bestimmungen des Konkordats nach allen Seiten hin gerecht zu werden. Durch das Konkordat war festgesetzt, der Staat solle zur Entschädigung für das an sich genommene Kirchengut einige Klöster wieder in's Leben rufen. Ludwig begünstigte nun das Wiederaufleben älterer religiöser Orden in hohem Maße. Es findet seine Erklärung in dem religiösen Sinn des Monarchen, wie in der Abneigung, die er überhaupt gegen Umsturz der Einrichtungen und Vernichtung der Denkmale alter Zeit empfand. Er sah in den Klöstern namentlich des Benedictinerordens Asyle der Wissenschaft, der Mildthätigkeit und des Friedens. 1827 wurde Kloster Metten wieder in's Leben gerufen, die Franziskaner und Kapuziner durften sich in München und vielen anderen Orten neue Ordenshäuser bauen und erhielten vom Könige reichliche Unterstützungen, ebenso die verschiedenen weiblichen Orden*). Den barmherzigen Schwestern wurde 1827 das Münchner Krankenhaus eingeräumt und ihre Verdienste um die Krankenpflege fanden auch bei solchen Anerkennung, die in der Wiederkehr der Bettelmönche nur einen Rückschritt zu erkennen vermochten. Schon 1826 wurden auch Klerikalseminare zu Speyer und Freising neu errichtet, die schon bestehenden höher dotirt.

Wenn unter der vorigen Regierung vielleicht im Purismus, der mit allem Kirchlichen wie mit den Volksgebräuchen aufräumen wollte, zu weit gegangen wurde, so suchte der Zögling der deutschen Romantik auf dem Throne im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Im Gottesdienst sollte der gewohnte Prunk entfaltet werden, die Kultusstätten sollten ihren reichen Schmuck wieder erhalten. Die Christmetten wurden wieder eingeführt, öffentliche Prozessionen überall erlaubt. Eine Aeußerung Ludwigs ist charakteristisch: „Eine Religion, welche die Kunst verwirft, kann nicht die wahre sein, deßhalb steht der Protestantismus dem Katholizismus nach." Den Einwohnern Ober-Ammergau's wurde wieder die Aufführung des Passionspieles erlaubt, die Montgelas verboten hatte. Das alte Volksschauspiel hatte übrigens

*) Näheres siehe bei Sepp, Ludwig Augustus, p. 396—420.

keinen geringeren Fürsprecher, denn Goethe. Dieser forderte Sulpiz Boisserée auf, ihm die ausführlichste Schilderung zu entwerfen. „Für dergleichen", schreibt er, „ist das südliche Deutschland fruchtbarer als das nördliche; es gehört eine mittlere Unschuld dazu, wenn dergleichen hervortreten soll."

Andererseits war jedoch König Ludwig geradezu ein Gegner aller religiösen Kopfhängerei und allen ultramontanen Zelotismus. So sprach er sich wiederholt mündlich und schriftlich gegen den Jesuitismus aus, der alles Staats- und Geistesleben nur von hierarchischer Warte aus beobachtet und alles der Restauration des alten Kirchenthums im Weg Stehende zelotisch bekämpft und verfolgt. Als die Stadt Landsberg Willens war, die aus Freiburg vertriebenen Jesuiten aufzunehmen, verbot er dies und bemerkte in dem darauf bezüglichen Brief an Minister Wallerstein (11. Juli 1834): „Seine politischen Umtriebe habe ich diesem Orden vorzuwerfen, besorge auch, daß der Benediktiner werdenden Erziehungsanstalt sie Abbruch thun würden. Teutsche Gesinnung soll in die Jugend gelegt werden, aber dieser waren die Jesuiten in Deutschland immer fremd: wo immer sie waren und sind, ihres Ordens Zweck verfolgen sie, nur ihn, Nebensache das Vaterland!" Auch bei der Stiftung der Seminare betonte er, wahrhaft apostolischer Sinn solle dort geweckt werden, nicht Fanatismus oder leerer Formalismus: „Fromm sollen meine Bayern sein, aber keine Kopfhänger!"

1827 erging energische Weisung an alle Regierungen, sie sollten innerhalb der Grenze ihrer verfassungsmäßigen Kompetenz streng darüber wachen, daß fernerhin bei Trauungen gemischter Ehen die katholischen geistlichen Behörden, „deren Verfahren in solchen Fällen weder mit dem Geist christlicher Duldung, noch mit den seit dem westphälischen Frieden in allen deutschen Staaten beobachteten Grundsätzen übereinstimme und daher auf keine Weise gebilligt werden könne", sich keine Verletzung ihrer Pflichten gegen den Staat zu Schulden kommen ließen.

Es wäre wohl nur eine Forderung der Billigkeit, daß Gewinns, der auch in dieser Periode der Regierung König Ludwigs überall nur Obskurantismus und mittelalterlichen Ungeschmack erblickt, auch den Anstrengungen der Regierung, die allgemeine, wie die politische Bildung

in Bayern zu heben, Aufmerksamkeit gewidmet haben möchte. Der 1829 unter Mitwirkung von Thiersch, Schenk, Schelling u. A. bearbeitete Schulplan erfreute sich auch über die Grenzen Bayerns hinaus vielseitigen Beifalls. Nur übertriebene Aengstlichkeit, die allenthalben schwarze Gespenster sehen will, konnte behaupten, daß klerikaler Einfluß den Plan diktirt habe. Diese Anklage wurde in Paulus' Sophronizon laut, in welchem Organ fast zu gleicher Zeit die Frage, ob den Juden Staatsbürgerrecht zu verleihen sei, direkt verneinend beantwortet wird. Thiersch wies solche Jesuitenriecherei gebührend zurück. Es war auch nicht dem Einfluß einer Kongregation zuzuschreiben, daß dieser Schulplan noch im nemlichen Jahre einer Revision unterworfen wurde. Ludwig schreibt von Würzburg aus an seinen Sekretär (27. August 1829): „Minister v. Schenk sagen Sie, ich wünschte den gegenwärtigen Schulplan und den vorhergehenden nach Berchtesgaden geschickt zu bekommen; gleichfalls demselben, daß mir hier inständige Vorstellungen gegen ersteren gemacht werden, daß des Latein und Griechischen zu viel, zu wenig aber dessen, wessen man bedürfe, vorgeschrieben wäre." Ludwig nahm mehrere eingreifende Aenderungen selbst vor, die den Realien, namentlich der Muttersprache eine bedeutendere Stellung einräumten.

Der beste Gradmesser für die Bildung eines Volkes ist die Landespresse, die verkörperte öffentliche Meinung. Sie war bisher in Bayern auf einem gar niedrigen Standpunkt geblieben, insbesondere das Ministerium Montgelas war einem freieren Ideenaustausch mißgünstig gewesen. Ein Erlaß des Ministeriums des Innern vom 21. Dezember 1829 erklärte als ausdrücklichen Willen des Monarchen, „daß die Freiheit der Presse innerhalb der gesetzlichen Schranken auf keine Weise beeinträchtigt und daß insbesondere dem Recht der freien Beurtheilung des amtlichen Wirkens der zum öffentlichen Dienst berufenen Personen, soweit nicht dadurch gesetzliche Ehrenrechte verletzt werden, der gebührende Schutz gewährt werden solle." So hob sich die Tagespresse unter dem Schutze der Regierung selbst. Eisenmann gab in Würzburg das freimüthige Volksblatt heraus. Das ministerielle Organ „Inland" stellt die Erklärung an die Spitze, eine Regierung, welche die Existenz einer öffentlichen Meinung aufheben wolle, würde sich nur selbst jedes Stützpunktes in derselben berauben. Saphir,

den, wie er sagte, die Preßfreiheit in Bayern reizte, gab ein Witzblatt „der deutsche Horizont" in München heraus. In Augsburg erschien seit drei Jahrzehenden die „Allgemeine Zeitung", die sich namentlich durch den Werth ihrer belletristisch-wissenschaftlichen Beilage zu einem Weltblatt erhob. In derselben Stadt wurden auch die „allgemeinen politischen Annalen" herausgegeben, vom Führer des süddeutschen Liberalismus, Rotteck, redigirt, ohne daß dem Unternehmen von Seite der Regierung Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Als Ernst Münch die bayerische Staatsregierung und den Monarchen heftig angriff, trat Rotteck energisch für sie ein. „Das bayerische Ministerium", schreibt er 1831, „mit Zentner und Armansperg findet an Bürgerfreundlichkeit und Weltansicht nur wenige seines Gleichen in Deutschland. Baierns jetziger König ist an persönlichen Anlagen, wie in öffentlichen Grundsätzen ganzen Fürstenreihen weit überlegen, er geht einen festen Schritt vorwärts zwischen Frankreichs Sturmlauf und Oesterreichs Rückgang. Sollte einst der Gedanke einer Diktatur für Deutschland in's Werk treten, so würde Bayern als reindeutscher Staat die reindeutsche Aufgabe am freiesten lösen."

Reiſen im Lande. Die Walhalla.

Ludwig lebte einfach wie ein wohlhabender Privatmann in ſeiner Reſidenz; nur bei wenigen Gelegenheiten wurde königliche Pracht zur Schau getragen. Der Wunſch, die Stunden, die nicht von Regierungsgeſchäften in Anſpruch genommen waren, in zwangloſer Muße zu genießen, führte ihn faſt jeden Sommer nach dem ſtillen Brückenau, deſſen Heilbäder ihm zuſagten. In aller Frühe wurden die Geſchäfte erledigt, dann Partien veranſtaltet, denen ſich nicht ſelten fremde Gäſte beigeſellten. Bei einer ſolchen Bergpartie 1830 rettete der König einem jungen preußiſchen Referendar Kaskel das Leben, indem er ihn vor dem Sturz von ſteilem Felſenhang bewahrte*). Der Abend wurde entweder im Kurſalon oder im engen häuslichen Kreiſe verbracht, dann gab es eine Partie Schach oder ein Lottoſpiel mit gar harmloſen Geldeinſätzen.

Im Auguſt 1827 reiſte der König von Brückenau nach Weimar, um Goethe kennen zu lernen und deſſen Geburtstag mitzufeiern. Gaus erzählt in ſeinen „Rückblicken" Ausführliches über dieſen Beſuch. Die Erſcheinung, daß ein König eine Reiſe unternahm, um einen Schriftſteller zu ehren, rief damals allgemeines Staunen hervor. „Schön, herrlich!" ruft Varnhagen aus, „dieſer König weiß, daß auch

*) Eine ähnliche Epiſode wurde auch von dem Engländer Humphrey erzählt, den König Ludwig mit perſönlicher Gefahr aus einem Seeſtrudel gerettet haben ſollte. Ludwig ſelbſt erklärte dem Schriftſteller Drobiſch, daß ihm von dieſer That nichts bekannt ſei, „aber," ſetzte er hinzu, „es freut mich doch, daß die Leute auch einmal etwas Gutes von mir gelogen haben."

Könige huldigen müſſen, und thut es in würdigſter Weiſe!" Faſt den ganzen Tag, den Ludwig in Weimar zubrachte, blieb er in Goethes Haus im Kreiſe ſeiner Familie. Er überreichte dem Dichter auch das Großkreuz ſeines Hausordens, „um den Orden zu ehren". Goethe wandte ſich dabei förmlich an den eben anweſenden Großherzog: „Wenn mein gnädiger Fürſt erlaubt?" Karl Auguſt aber rief lachend: „Alter Kerl, mach doch kein dummes Zeug!" Goethe ſchrieb bald darauf an Sulpiz Boiſſerée, der König habe ſich ſo vollſtändig theilnehmend und bekannt mit ſeinem bisherigen Weſen, Thun und Streben erwieſen, daß er es nicht dankbar genug bewundern könne. Ludwig ſelbſt, obwohl ihn das impoſante Weſen dieſes „Verſtandesmenſchen" faſt erſchreckte, widmete dieſem Zuſammenſein einen enthuſiaſtiſchen Nachruf:

„Träume her aus einem ſchön'ren Leben,
Vor der Seele mir die Tage ſchweben,
Die beglückt in Weimar ich genoß. ...."

Bei Gelegenheit ſeiner Erholungsreiſen nach Brückenau, Aſchaffenburg und Berchtesgaden beſuchte Ludwig in den erſten Jahren ſeiner Regierung faſt alle bedeutenderen Städte und Flecken ſeines Landes. Koſtſpieligen Feſtlichkeiten war er, wie er offen erklärte, abgeneigt. Er bat, die Summen, die von den Gemeindebehörden dafür ausgeſetzt wurden, lieber dem Griechenverein zufließen zu laſſen. „Statt Beleuchtung oder anderer koſtbarer Feſtlichkeiten", ſchreibt er (8. Auguſt 1829) an Grandauer, „möchte ſich viel lieber recht große Beiträge in die Unterſtützungskaſſa. Ball ohne Nachteſſen wie in Augsburg verdirbt nur den Magen." Ueberall ſuchte er ſich ſelbſt Kenntniß zu verſchaffen, welche Früchte ſeine Reformen in der Staatsverwaltung getragen. Die Kunſtſchätze Augsburgs und Nürnbergs fanden in dem königlichen Gaſt den einſichtsvollſten Verehrer, überall wurden hiſtoriſche Erinnerungen aufgefriſcht und hiſtoriſche Denkmale beſucht, ohne daß darüber der Gegenwart und ihrer Forderungen vergeſſen worden wäre.

Nirgends aber war der Empfang des Monarchen herzlicher und glänzender als in Rheinbayern, das er im Juni 1829 beſuchte, der Jubel galt eben hier nicht bloß dem Könige, ſondern auch dem

Rheinländer. Ludwig unterbrach mehr als eine ceremoniöse Ansprache mit den Worten: „Ich bin ja ein Pfälzer, bin euer nächster Landsmann, ihr liebt mich, davon bin ich fest überzeugt!“ Das liebliche Neustadt, das alte Speyer, das feste Landau, das aufblühende Kaiserslautern suchten sich in Festlichkeiten zu überbieten. Der König erkundigte sich allenthalben nach den Bedürfnissen und Wünschen, nach den Vortheilen der Gewerbefreiheit, begab sich in Schulen und Gefängnisse und wohnte zu Zweibrücken einer öffentlichen Gerichtssitzung bei, um das Pfälzer Verfahren kennen zu lernen. Doch nicht bloß auf die Städte erstreckte sich das Volksfest, in allen Thälern drängten sich geschmückte Schaaren zu Roß und zu Wagen, dem Könige den Gruß zu bieten. Zu besonderer Befriedigung gereichte ihm, daß gegenüber der alten Hauptstadt des Pfälzer Landes, die er nicht zurückzugewinnen vermocht, auf bayerischem Boden eine neue Stadt hoffnungsvoll emporblühte. Wo vor wenigen Jahren nur ein Weiler lag, ragten jetzt hundert Fabrikschlote und in freundlichen Straßen tummelte sich eine arbeitsame Bevölkerung. Da der Name Rheinschanze der Bedeutung des neuen Handelsplatzes nicht mehr entsprach, gewährte Ludwig mit Freude die Bitte der Bewohner, daß Hafen und Stadt seinen Namen trügen.

Als den schönsten Festtag seiner langen Regierungszeit bezeichnet Ludwig selbst den Tag der Grundsteinlegung zur Walhalla. Am 2. Oktober 1808 hatte der Jüngling an Johannes Müller geschrieben: „Walhalla ist kein Werk für einen Kronprinzen, wäre zu kostspielig; soll ich einst König werden, errichte ich es!“ Seit dieser Zeit aber waren in seinem Auftrag durch Künstlerhand nach und nach die Brustbilder der berühmtesten Deutschen geschaffen worden. Der Platz für die Halle wurde schon 1810 bei Gelegenheit eines Besuches des Fürsten Taxis gewählt. Im Herzen Deutschlands, nördlich von der ehrwürdigen Karlingerstadt Regensburg, von der Goethe sagt: „Es liegt gar schön, schon die Gegend mußte eine Stadt herbeilocken!“ bis zu dem alten Stauf hinab, wo einst Albertus Magnus die geheimnißvollen Gesetze der Naturkräfte zu ergründen strebte, zieht sich eine langgestreckte Hügelkette längs des schönen Donaustromes hin. Eine isolirt sich erhebende Höhe, der Breuberg, sollte das Gebäude tragen. „Groß muß es werden“, schrieb Ludwig an Müller, „nicht

Digitized by Google

bloß kolossal im Raume, Größe muß auch in der Bauart sein, nicht zierlich und hübsch, hohe Einfachheit, verbunden mit Pracht, spreche sein Ganzes aus, würdig werdend dem Zweck!" 1821 wurde Klenze mit dem Bauplan betraut. Er entwarf den Riß zu einer Tempelhalle, von einem dorischen Peristyl umzogen*), und Ludwig gab seine Einwilligung. Wohl wurden schon damals Wünsche laut, die für die deutsche Walhalla einen Bau in altdeutschem Styl forderten, doch ließ sich nicht ohne Berechtigung entgegnen, ein gothisches Münster sei eben wieder nicht passend zur Aufnahme von Büsten nach antiken Vorbildern. Endlich gedieh der Plan zur Reife.

Am Jahrestag der Leipziger Schlacht 1830 zog eine festlich geschmückte Flottille von Regensburg stromabwärts. Auf beiden Ufern jubelte eine unermeßliche Volksmenge, von der Stadt tönte feierlicher Glockenschall herüber, Böllerschüsse krachten, denen das Echo der Hügel antwortete. Auf der auserwählten Stätte hinter Donaustauf sammelte sich der Kreis der Geladenen. Schenk hielt die Festrede, dann machte der König selbst die üblichen drei Hammerschläge. „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit", sprach er dabei, „fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Deutschen zusammenhalten!"

Zur Feier des Tages richtete wieder Platen an den König, dessen Thronbesteigung er begrüßt, eine begeisterte Ode:

Die Ehrenhalle.**)

Männer des Ruhmes schauen, — im Bild auch nur —
Hebt hoch das Herz, gibt Flügel dem Puls Schlag,
Mit gold'ner Kette bindet die Rede,
Hin reißt mit liebenden Armen das Beyspiel.

*) „Sehr freut mich Ihr richtig dorisches Gefühl," schrieb Klenze (4. Febr. 1830) an Heydeck, „denken Sie sich meine Freude, die Walhalla so bauen zu dürfen. Sie soll Ihnen gefallen. Dorisch ist der Bau des Menschen, wie er von Gott kam, Korinthisch, wie ihm der Kitzel über den gesunden Sinn wuchs, und gothisch, wie er in's — ich habe es ausgestrichen, alle Wahrheit ist nicht gut zu sagen!"

**) Wir fügen das ganze Gedicht ein, weil es unseres Wissens bisher noch unbekannt. Das Manuskript, von des Verfassers eigener Hand geschrieben, befindet sich in der Fideikommißbibliothek Ludwigs I., jetzt im Besitz S. kgl. Hoheit des Prinzen Luitpold von Bayern.

Nicht Jedem ſteht nach niederem Myrten Reis,!
Nach theurem Lorber der Sinn. Mich freut es,
Zweige herab von der heiligen deutſchen
Eiche zu brechen für ein edles Haupt,

Das, nicht verſchmähend, was Hellas Schönes,
Was Roma Starkes gezeugt, auch würdiget
Deutſche Sitte, und — was uns hoch ſtellt —
Ringen zum Höchſten, unſerem, Aller.

Ob ich ihn nenne, den Enkel von Herrmann,
Der hervor in Marmor deutſcher Heroen
Geſtalten rufet, ein anderer Odin
Zum Geiſter Mahl' in Walhalla ſie ſammelnd? —

Jetzt nicht! — Hinweg die ſo oft entweihte,
Dem Schwachen und Wüth'rich vergeudete Blume!
Nur von ſegnendem Volke gebrochen,
Und in der Nachwelt Kränzen duftest du

Wohlgeruch, Lob! nicht in des Knechtes
Hand, der um Gold und um Gunſt vielleicht buhlet.
Rühmlicher nennt ihn die That. — Doch wie iſt mir? —
Es hebt mich — Wo führt es gewaltig mich hin? — —

Aus grüner Welle, o hebt, auftauchet
Sein ernſtes Haupt Altwater Rhein! —
Er ſpricht, o hört des Greiſen Wort,
Der Cäſarn, und nicht dem Varus ſchlief:

„Glück auf, ihr Söhne, es hat die Vergeltern
„Den Fremdling ereilt noch vor dem Weltgericht.
„Im Staub nicht flattern mehr Teuts Adler,
„Zürnend ſchlägt der Löwe die Lenden.

„Schon gleitet die Feſſel vom Fuß mir — doch, wiſſet,
„Der Fremde, noch iſt er der ärgere Feind nicht.
„Die Ruthe war in lenkender Hand er,
„Für lang Verdientes, ſchwer Gebüßtes.

„Darum, wenn ausgekämpft erſt der eiſerne
„Kampf, dann greift in Buſen und reutet
„Das Gift dort aus der niederen Habſucht,
„Des Kriechen und Heucheln und Gotteslängnens.

„Weh dem, der wähnet, nur auf der Rechtlichkeit
„Grabe ſteh' feſt des Ruhmes Säule!
„Wo wohnte noch Ehre und Recht und Wahrheit,
„Wohnten ſie nicht in der Fürſten Bruſt, denn

„Glänzende Bettler ſind meine Ritter,
„Vom Dunſt der Bücher aufgeblähte
„Schwätzer die Weiſen, Knaben die Männer,
„Klingende Schellen geworden die Prieſter.

„Doch unter leichter Asche nur schlummert
„Der Götterfunke, der nimmer erstirbt im Volk.
„Ein Wort, und rings umstarren, o Fürsten!
„Euch Felsenreihen der Edlen! Das Wort heißt:

„Ehre dem Biederen! Brod dem Fleißigen!
„Dem Verdienste Achtung! Verachtung dem Schein! —
„Bildsamer Thon sind der Menschen Gemüther,
„In der Hand liegt die Form des wackeren Meisters.

„Fort denn auf dem Pfade zum Licht durch die Finsterniß,
„Du, wiedergebornes in blutiger Taufe bald,
„Mein Heldenvolk, groß im Verein der Kräfte,
„Ohnmächtig, wenn undeutscher Neid dich trennt."

Von nun an regten sich tausend fleißige Hände am Donaugestade, der königliche Gedanke wurde rasch zur That. Auch bei diesem Gebäude wurde wie bei der Glyptothek den drei Schwesterkünsten Gelegenheit geboten, mit vereinten Kräften zu wirken. Durch die Anwendung der Lithochromie im Innern wurde jene harmonische Pracht erzielt, die auf jeden Beschauer ergreifenden Eindruck ausübt und ihn leicht vergessen macht, daß in der Mischung römischer und griechischer Details in der Halle innere Widersprüche vorliegen. Die Bildwerke in den äußeren Giebeln, die Besiegung der Römer und der Franzosen durch die Deutschen darstellend, gehören zu den bedeutendsten Marmorgruppen, die seit Iktinos und Kallikrates Zeit überhaupt wieder erstanden. Wie läßt sich ihnen gegenüber am Vorwurf festhalten, Schwanthaler's Werke seien nur für den Guß, nicht für den Marmor geschaffen! Mit ihrem Bildner ringen Wagner, der im Saalfries die Entwickelung des deutschen Kulturlebens darstellte, und Rauch mit den lieblichen Ruhmesgenien um die Palme. Das prächtige eiserne Hängewerk der Decke ist nach Schinkel's Idee gefertigt.

Für die Auswahl der Namen und Bildnisse, die in die Halle der Verklärten aufgenommen werden sollten, blieben im Allgemeinen die Bestimmungen Müller's maßgebend. Der Geschichtschreiber war auch auf den Wunsch des Prinzen eingegangen, „alle diese Männer, nicht gelehrt, ohne alles Citat, aber mit lebendiger Vorstellung dessen, was jeder war und was zu sein er uns lehrt, aufzuzeichnen." Doch starb J. v. Müller, bevor er den Plan ausgeführt hatte, und Ludwig

übernahm nun selbst die Abfassung kurzer biographischer Skizzen über die „Walhallagenossen". Man mag den Styl barock nennen und den einen und andern Verstoß gegen die Geschichte tadeln, aber man muß der Objektivität des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren lassen. Einige Namen, z. B. den Vandalen Genserich, den Einsiedler von der Flüe, dessen Bedeutung Müller wohl überschätzt, u. A. möchte man vielleicht missen, andere, wie Melanchthon, Zwingli ꝛc. vermißt man ungern. Auch Luthers Bild fehlte anfänglich in der Walhalla, Ludwig war dem Reformator abgeneigt, der ihm das deutsche Schisma verschuldet zu haben schien. Später ließ er sich durch viele Vorstellungen und Bitten bewegen, sein Standbild aufzunehmen. Doch die Schilderungen des Lebens und Wirkens eines Hutten, Sickingen, Aventin, Friedrich II. u. A. in den „Walhallagenossen" beweisen, daß finsterer Geist so wenig wie engherziger Patriotismus die Wahl bestimmte. Nicht Ludwig der Bayer, sondern Friedrich der Schöne, obwohl er dem Wittelsbacher nicht bloß an Waffenglück nachstand, nicht Tilly, sondern Wallenstein und Bernhard von Weimar fanden Platz in Walhalla, ebenso die eifrige Vertheidigerin des orthodoxen Protestantismus, Landgräfin Amalie von Hessen, wie der Jünger des sinnlichen Heidenthums, Heinse.

Nach zwölf Jahren, wieder am Jahrestag des Leipziger Befreiungskampfes, öffneten sich die ehernen Thore des deutschen Ehrentempels. Unter den Klängen des von Stunz komponirten Walhallaliedes schritt der König mit großem Gefolge die majestätische Marmortreppe hinan. Das Gelübde, das er vor 35 Jahren nach der Schlacht bei Jena den zürnenden Walküren geleistet, war gelöst. Auch bei dieser Feier gab er dem Wunsche Ausdruck, Walhalla solle vor Allem zu Erstarkung deutschen Sinnes beitragen. Im Jahre 1830 war auch für ein einiges Deutschland kaum mehr als der Grundstein gelegt. Im Laufe der folgenden zwölf Jahre war an dem Bau nicht lässig fortgearbeitet worden, obwohl ein ausschweifender Partikularismus in gleicher Weise, wie das Streben nach unbedingter Einheit, das sich zu anarchischer Tendenz verirrte, die Entwickelung der Einheitsidee schädigten. Aber es waren doch wenigstens die Glieder des deutschen Volkes nicht mehr durch Zollschranken zerrissen und die deutsche Bewegung im Jahre 1840 hatte gezeigt, daß die Widerstands-

Digitized by Google

kraft dieſer Nation trotz der ſchwachen Form ihrer Vereinigung nicht mißachtet werden dürfe. —

Ein Herbſttag im Jahre 1870 neigte ſich ſchon zur Rüſte, als der Verfaſſer dieſes Lebensbildes den Eichenwald durchſchritt, der die Walhalla auf der Landſeite bis zum Gipfel des Berges den Blicken verbirgt, und endlich die herrliche Halle vor ſich liegen ſah.

„Tretet ein! Auch hier ſind Götter.“

Man vergißt die Walhalla nie. Der Kunſtkritiker Hermann Riegel, den man nicht der Parteilichkeit für den königlichen Bauherrn oder für den Architekten zeihen wird, geſteht: „Mir iſt die Walhalla, deren Lage ſchon an Aegina erinnert, ſtets wie ein Tempel des Zeus Pangermanikos erſchienen, wie ein wirkliches Heiligthum deutſcher Ehre, in dem man Andacht üben kann!“ Welche Erinnerungen werden wach, wenn wir die langen Büſtenreihen überblicken! Hier das energiſche, der Kaiſerkrone würdige Haupt Friedrich Barbaroſſa's, dort der herrliche Dürerkopf, der männliche Scharnhorſt, der häßliche und doch ſo anziehende Kant! Die letzten Sonnenſtrahlen brachen eben durch das Dachwerk und beleuchteten die Bildniſſe Stein's und Gneiſenau's, allmälig zog ſich ihr Schimmer hinüber zu dem ernſten Lutherbild.

Trittſt du hinaus durch die Erzpforte, welch' reizendes Bild! Weithin in der Ebene ein Kranz von Dörfern, deren Namen das altdeutſche Gepräge nicht verleugnen, zu beiden Seiten Hügelgebilde, von Hopfen und Reben überrankt, und mitten in dunklem Forſt, vom dämmernden Himmel ſich geiſterhaft abhebend, die weiße Marmorhalle mit dem hell ſchimmernden Treppenbau! Das Rauſchen der Donau, in der ſich ſchon die Sterne ſpiegeln, erzählt von alter Macht und Herrlichkeit, die feierliche Stille einer heiligen Einſamkeit lockt in Träume. Zur Walhalla ſchreiten die Götter auf dem Irisbogen über den Strom. Wie ſich Helena und ihre Geſpielinnen beim Anblick der Ritterburg, die Phorkyas ihnen zeigt, ſcheuer Furcht nicht erwehren können, ſo ſtaunen auch die Schutzgötter Germania's ob der fremdartigen Pracht — —

Da blitzten in der nahen Stadt feurige Garben auf! Der Dom, deſſen himmelanſtrebende Thürme der Erbauer Walhalla's vollenden

half, ſteht in einem Feuermeer. Die Stadt, in welcher Ludwig der Deutſche begraben liegt, feiert ein deutſches Siegesfeſt und die Wiedergeburt des Reiches. Das Aufleben der alten nationalen Begeiſterung half den deutſchen Waffen zum Sieg, Dank den Fürſten, die ſich als Träger der nationalen Idee bewährten, iſt als ſchönſtes Siegesmal ein ſtarkes, glückliches Deutſchland wieder erſtanden, — die edlen Wünſche des Gründers des nationalen Heiligthums Walhalla ſind zur That geworden! —

Aufſchwung des Kunſtlebens in München. Neue Bauten. Kunſtſammlungen.

Die Künſtler, welche den Prinzen als künftigen thatkräftigen Beſchützer der Kunſt gefeiert hatten, wurden in ihren Erwartungen nicht getäuſcht. Nach ſeinem Regierungsantritt ſammelte Ludwig die bedeutendſten Talente um ſeinen Thron, die nun in harmoniſcher Thätigkeit zuſammenwirkten. Ihm war es ernſt mit der Kunſt, ſie galt ihm nicht als Zeitvertreib, ſondern als das edelſte Bildungsmittel. Im richtigen Augenblicke griff er in die große Bewegung, in den neuen friſchen Aufſchwung der deutſchen Kunſt ein und wurde der Schirmherr ihrer Jugendtage.

Es iſt nicht ſelten der Vorwurf zu hören, die Kunſt ſei nach München nur als das Mädchen aus der Fremde gekommen, könne deshalb dort nur ein Schattenleben friſten, werde nie im Herzen dieſer Banauſen Wurzel faſſen. Allerdings rief Ludwig die erſten Meiſter der Kunſt aus allen Ländern deutſcher Zunge in ſeine Reſidenz. Aber gab es nicht auch bedeutende einheimiſche Talente und rangen dieſe Dorner, Wagenbauer, Gebrüder Adam, Gebrüder Quaglio, Eberhard, Bürkel, Neureuther, Haushofer, Enhuber, Ainmüller, Ziebland, Leeb, Stiglmayer, Wagner, Schwanthaler u. A. mit weniger Glück und geringerem Verdienſt um den Lorbeer, als die aus der Ferne Berufenen? Nicht wenige von den aufgeführten Künſtlern hatten ſich ſchon des Wohlwollens und der Hilfe Max Joſeph's erfreut, der zwar perſönlich keine Vorliebe für die Kunſt zeigte, aber den Beruf des Regenten, die Kunſt im Lande zu heben, wohl erkannte.

Der phantaſtiſch-ſinnliche ſüddeutſche Volkscharakter erleichtert das Einleben der Kunſt. Thorwaldſen's Ausſpruch, die Bildhauerei ſchließe ſich inniger dem Proteſtantismus an, die Malerei dem Katholizismus, fand ſeine Beſtätigung in der Thatſache, daß in Berlin die Plaſtik, in München die Malerei höheren Aufſchwung nahm. Der Landſchaftsmalerei bot das reizende bayeriſche Oberland mit ſeinen freundlichen Dörfern günſtige Stoffe, das derb gemüthliche Volkstreiben dem Genre. Anregend überdies wirkten und belehrend die großartigen Kunſtſammlungen, welche die Prunkliebe und der Geſchmack bayeriſcher Fürſten in ihrer Hauptſtadt angelegt. Als im Jahr 1800 der Kommiſſär der franzöſiſchen Rheinarmee, Reveu, die Münchener Sammlungen aufſuchte, um eine Auswahl für die Pariſer Muſeen zu treffen, rief er erſtaunt aus: „Hier iſt wirklich der Glanz und der Geſchmack der Tuilerien wieder zu finden! Wie haben es nur dieſe Fürſten angefangen, Schätze zu gewinnen, wie ſie die Könige Frankreichs nicht beſaßen!"

Ganz unberechtigt iſt freilich der ſpöttiſche Einwand nicht, die große Mehrzahl der Bevölkerung habe für den Kunſtſinn ihres Königs kein Intereſſe gehegt. Nachdem die Kunſt in Deutſchland ſo lange Zeit förmliches Geheimgut der Höfe und weniger Bevorzugter geweſen, war es nicht möglich, daß ſie plötzlich eine durchgreifende Veränderung im Leben eines Volkes hervorzurufen vermocht hätte. Daß ſie ſich aber vollzieht, daß die Pflege der Kunſt und der Wiſſenſchaft durch die bayeriſchen Könige auch höheren Schwung in den Volkscharakter gebracht, darf man wohl behaupten, ohne den Vorwurf unberechtigten Selbſtgefühls ſcheuen zu müſſen. Ludwig behielt dieſe erziehende Aufgabe der Kunſt ſtets im Auge, alle ſeine Unternehmungen waren für die Oeffentlichkeit berechnet und ſollten der Geſammtheit des Volkes zu Gute kommen.

Bei Anordnung und Ausführung ſeiner Pläne ließ ſich Ludwig allerdings auch durch fremdes Urtheil unterſtützen. Namentlich Kleuze war in den meiſten Fällen ſein Rathgeber und wurde deshalb ſcherzweiſe als „Kunſtgeneralbevollmächtigter" bezeichnet. Doch nicht nur das reiche Ganze ſo vieler Kunſtunternehmungen war die eigenſte Geiſtesarbeit des königlichen Schutzherrn, ſondern auch die Anordnung des Einzelnen, ſowie die Wahl und Beſtimmung der geeigneten Kräfte.

„Man sage, was man will," spricht Goethe zu Eckermann, „das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen."

Die Vorbereitungen zu jedem einzelnen größeren Werke wurden planmäßig in aller Stille getroffen, so daß, wenn man zur Ausführung schritt, jene Sicherheit und Schnelligkeit möglich war, die alle Welt überraschte. Und alle diese großen Summen für Bauten und Bilder und Statuen wurden aus Privatmitteln des Königs gedeckt, soweit sie nicht vom Staat übernommen wurden. Gervinus will diesen Versicherungen nicht Glauben schenken, denn „die innere Noth des Landes, die unerträglichen Lasten der Steuerpflichtigen, der traurige Stand der Finanzen unter Ludwigs Regierung" seien sprechende Zeugen dagegen. Unsere Darstellung der bayerischen Verhältnisse unter der Regierung Ludwigs I. wird genügend darthun, wie wenig begründet gerade diese Vorwürfe sind. Auch gewährt ein Einblick in die Geschäftsbücher des Kabinets, die in keinem Bankhause pünktlicher geführt wurden, die sicherste Ueberzeugung, daß für Kunstschöpfungen ausschließlich die Mittel des Kabinets zur Verwendung kamen und genügend waren.

Freilich mußte man eben deshalb mit den Mitteln in gewissem Sinn haushälterisch zu Werke gehen. Als mit Thorwaldsen Verhandlungen wegen der Reiterstatue Max I. gepflogen wurden, forderte der Künstler einen sehr hohen Preis. Klenze mußte auf Befehl des Königs ablehnen. „Sie wissen", schreibt er, „daß alles Große, was Se. Majestät unser trefflicher König in der Kunst schon gethan hat und noch thun wird, nächst den geistigen Triebfedern auf der größten Sparsamkeit und Ordnung beruht und daß sich derselbe auch das Liebste zu versagen weiß, wenn es gegen wohl überlegte Berechnung der Kräfte und Mittel geht." Thorwaldsen, solch edle Motive ehrend, erniedrigte sofort den Preis. Ludwig dachte wie der Prinz in Emilia Galotti: „Nach Brot gehen soll die Kunst nicht, aber der Künstler muß auch arbeiten wollen." Die Künstler selbst erkannten dankbar die Hilfe des Königs an. „Unser Glück", sagte Cornelius, „ist die Ausübung unseres Berufs und damit sind wir reicher, als die Reichsten!"

Berechtigter ist der Vorwurf, daß der Werth der künstlerischen Arbeit oft beeinträchtigt wurde durch das rasche Tempo, das auf Befehl des Königs angeschlagen werden mußte. Durch solche Unruhe, die bei dem halbvollendeten Werk schon an das nächste mahnte, wurde hie und da die planvolle Ausführung der Arbeit gestört; sie findet ihre Erklärung im sanguinischen Temperament des Königs, der bis zum letzten Lebenstage Entwürfe aller Art im Sinne trug.

Der Bedeutendste des Künstlerkreises um Ludwigs Thron war Cornelius.

„Leicht überzeugt man sich", urtheilte Raczinsky, „daß die Münchener Schule und die Schule des Cornelius eine und dieselbe sei; es ist unmöglich zu verkennen, daß er durch den Schwung seines Geistes alle Uebrigen mehr oder minder in die Richtung hineingezogen hat, welcher er selber folgt; die Höhe, zu welcher er sich emporgehoben, hat ihnen zum Ziele gedient und sie zu Anstrengungen vermocht, welche dieser Schule das sie unterscheidende Gepräge der Großheit geben." Um diese Sonne drehte sich eine große Zahl hellleuchtender Planeten, wenn es auch nicht an Kometen fehlte, die ihre eigene Bahn zogen. Fast jedem Talent wurde die thatkräftige Hilfe des fürstlichen Kunstfreundes zu Theil, dem diese Sorge die liebste Lebensfreude war. Aus allen deutschen Ländern zogen die Musenjünger nach München und verpflanzten neues Leben in die behäbige Isarstadt. Ernst Förster erzählt eine hübsche Episode. Er war 1827 neben anderen Schülern Cornelius' bei der Ausmalung der Arkaden mit historischen Fresken beschäftigt und eben an der Arbeit, als heftig an die Thüre geklopft wurde. Er öffnete, es war König Ludwig. Er mußte ihm nun zeigen, was bereits fertig, und Namen und Heimat eines jeden Künstlers benennen. Es kam zu Tage, daß sie den verschiedensten deutschen Ländern angehörten. Dies machte dem Könige die größte Freude. „Das ist schön!" rief er wiederholt, „aus allen Gauen Deutschlands kommen die Künstler zu mir, wir wollen aber auch ein rechtes Kunstleben führen!" Von nun an kam er fast alle Tage, um sich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen und mit den jungen Malern zu unterhalten.

Ludwig ging bei der Bestellung dieser Gemälde aus der Vaterlandsgeschichte von der Idee aus, nur die Kunst könne die Geschichte

aus dem Gedächtnisse in das Herz, aus der Gelehrtenstube in das Volk verpflanzen. Leider sind die Stoffe nicht durchgehends glücklich gewählt, auch verrathen einige Bilder noch deutlich die Schülerhand. Was aber hier, wie bei so manchen bildlichen Darstellungen in der Glyptothek und in der Residenz dem Werth des Bildes an sich Abbruch that, die zu selbstständige Betheiligung von jüngeren Künstlern, kam ihrer Entwickelung, somit der Kunst selbst zu Gute. Das beste Uebungsmittel des Schülers bleibt ja immer, wie Goethe sagt, die Theilnahme am Werke des Meisters. Als 1829 die Fresken enthüllt wurden, gab Ludwig durchaus nicht zu, daß eine eigene Wache für die Gemälde aufgestellt werde. „Man muß", sprach er, „ohne Mißtrauen den Gemeinsten im Volke an den Anblick des Schönen gewöhnen!"

Schnorr aus Leipzig erhielt schon 1825 als Weihnachtsgeschenk das Dekret einer Professur an der Münchner Akademie. Durch ihn wollte Ludwig Fresken aus der Odyssee in einer Reihe von Festsälen der neuen Residenz ausführen lassen, während durch Cornelius ebenso die längst verklungenen Sagen von Chriemhild und dem starken Hagen wieder ins Leben gerufen werden sollten. Der Plan wurde aber verrückt durch die Weigerung Overbeck's, Rom zu verlassen. Es mußte deshalb Cornelius die großen Altargemälde in der Ludwigskirche übernehmen, die Overbeck zugedacht waren, Schnorr die Nibelungensäle. Der junge Kaulbach erhielt ebenfalls Aufträge zu einem großen Freskogemälde im Odeon und zu einem Bildercyklus aus Klopstock's und Goethe's Dichtungen, ebenso Schwind zu einem Cyklus aus Tieck's Dichtungen für die Burg. Stieler, dem die Wiedergabe weiblicher Anmuth in seltener Weise gelang, wurde mit der Aufgabe betraut, Münchens schönste Mädchen und Frauen für die sogenannte Schönheitsgallerie der Residenz zu malen. Heinrich Heß, dessen Schaffen an die heiter unbefangenen Meister Italiens erinnerte, führte sein Meisterwerk aus im Freskenschmuck der Allerheiligenkirche. Auch seinem Bruder, Peter Heß, dessen Schlachtengemälde sich durch lebensvolle Darstellung auszeichnen, fehlte es nicht an königlichen Aufträgen. Neureuther, der originelle Arabeskendichter, der Thiermaler Albrecht Adam, die Genremaler Kirner, Rhomberg, Heydeck, Bürkel, die Landschafter Heinlein, Morgenstern, Hanshofer und viele Andere wurden bedacht.

Rottmann ging 1826 im Auftrag des Königs nach Sicilien. Als er, zurückgekehrt, dem Könige seine herrlichen Landschaftsskizzen zeigte, beschloß dieser sofort, solche Perlen nicht in seinen Privatgemächern zu verschließen, sondern ließ sie al fresco in den Arkaden des Hofgartens ausführen. Die herrlichen Bilder sind heute mit Recht der Stolz der Isarstadt.

Die Grundsteinlegung zu dem Dürerdenkmal zu Nürnberg 1828 gab Gelegenheit zum ersten großen Ehrenfest der deutschen Künstler, das in der jugendlich aufstrebenden Genossenschaft das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärkte.

„Wie hell leucht' uns Dein reines Licht!
Wir hören, was Dein Mund uns spricht,
Wir wollen's treu bewahren:
Eins ist, was Gutes wirkt und schafft,
Zu jeder That lebendge Kraft,
Einheit schützt vor Gefahren!
Großer Meister, bist erstanden,
Erdenbanden
Fesseln mehr Keinen,
Dein Tag soll uns ewig einen!"

So sang die Künstlerschaar an Dürer's Grab auf dem Johanniskirchhof, es war ein erhebender Morgengruß der deutschen Kunst!

1826 und 1829 brachte Ludwig wieder mehrere Wochen in Rom zu, wo er die Villa Malta, ein einfaches, aber reizend gelegenes Besitzthum, durch Kauf erwarb, um ganz ungestört in der Weltstadt leben zu können.

„Wie werth bist Du mir, liebes Asyl, wo endlich den Menschen
Findet der König auf's neu', welchen daheim er verlor!" —

Sein Nachbar war Thorwaldsen, mit dem er täglich verkehrte. Ihm empfahl er den jungen Schwanthaler, der 1826 zu mehrjährigem Aufenthalt nach Rom ging und zwar mit Unterstützung des Königs. 1830 folgte Thorwaldsen selbst der dringenden Einladung des Königs, ihn in München zu besuchen, wo die Eugenstatue in der Michaeliskirche enthüllt werden sollte. Als der Künstler in das Schloß kam, um den hohen Gönner zu begrüßen, lag dieser krank zu Bette. Er ließ aber den Gast sofort in sein Schlafgemach rufen und umarmte ihn, sich aus dem Bett erhebend, auf das Herzlichste. Der Auftrag, den er für ihn bestimmt, eine Reiterstatue des Kurfürsten Max I.

für Erzguß zu formen, hielt den genialen Meister noch längere Zeit in München fest, wo sich ihm zu Ehren Fest an Fest reihte, darunter eins in den imposanten, beleuchteten Glyptothekſälen. Es war der Wunsch des Königs, ihn ganz an München zu fesseln, um so mehr, da Thorwaldsen gerade mit dem Gedanken umging, ein Museum für seine Werke zu errichten. „Sie wissen", schrieb er in diesem Sinn an den Künstler, „hochgeschätzter Thorwaldsen, daß hier die Kunst großartig getrieben wird, daß sie blüht, außer gerade ein Zweig, an dem mir sehr viel gelegen ist, in dem Thorwaldsen der ausgezeichnetste seit Jahrtausenden. Die Bildhauerkunst liegt leider gänzlich nieder; einen trefflichen Meister derselben für München zu erwerben thut Noth, aber ich zögerte noch; eben jetzt muß ich wissen, ob und wann Bayerns Hauptstadt das Glück zu Theil wird, Sie zu besitzen." Er bot ihm eine Professur, verbunden mit dem Rang eines Staatsraths, an und wollte ein großartiges Atelier und Museum für ihn erbauen. Leider ließ sich der Meister durch die Rücksicht auf seine Vaterstadt bewegen, den Antrag abzulehnen, sonst wäre das Thorwaldsenmuseum, das Kleinod Kopenhagens, heute die herrlichste Zierde Münchens.

Eine gedeihliche Reform konnte nur angestrebt werden, indem allen Künsten Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Deshalb war es auch die vorzüglichste Sorge des Königs, jene Erfindungen zu begünstigen, die auf neue Gebiete der Kunst den Pfad bahnten.

Die Glasmalerei hatte schon im 10. Jahrhundert in Bayern geblüht, in jener Zeit erhielt das ehrwürdige Tegernseer Münster seine farbenprächtigen Fenster. In den letzten Jahrhunderten war aber allenthalben diese edle Kunst vernachlässigt worden. Dem Nürnberger Frank gebührt das Verdienst, die verschollene Technik förmlich neu entdeckt zu haben. In München gewann die Kunst zuerst wieder den alten Ruhm, namentlich seit Ainmüller die Anstalt leitete. Ein Auftrag des Königs gab Gelegenheit zur ersten bedeutenderen That des jungen Instituts. Die von ihm bestellten Glasgemälde für den Regensburger Dom nach den Cartons von H. Heß glückten überraschend, wenn es auch nicht gelang, die satte, üppige Farbe der erhaltenen alten Domfenster zu erreichen.

Auch für die Porzellanmalerei war ein Auftrag Ludwigs Epoche machend. In der Münchner Anstalt, wo bisher nur nach

Handwerksschablone gearbeitet worden, hatte Kronprinz Ludwig 1810 ein großes Service mit Kopien der vorzüglichsten Gemälde der Münchener Gallerie fertigen lassen, der erste Anstoß zu künstlerischer Entwickelung. Auch später förderte Ludwig diesen Kunstzweig fort und fort, so daß München die bedeutendsten Meister aufzuweisen hat und eine vorzügliche Sammlung von Porzellanmalereien besitzt. Welchen Fortschritt weist das letzte von Ludwig 1868 bestellte Gemälde Wustlich's, eine Kopie der Pieta van Dyk's, gegen das erste 1810 gefertigte Tellerbild auf!

Wie die Glasmalerei, so hatte auch die Gießkunst schon früher in Bayern eine Blüthezeit erlebt. Der Werth von Krumper's Meisterwerken an den Portalen der Residenz, an der Michaelskirche u. a. ist in der jüngsten Zeit erst nach Gebühr von der Kunstgeschichte gewürdigt worden. Auch diese Kunst war im vorigen Jahrhundert gleichsam verloren gegangen. Schon Max Joseph faßte den Plan, sie wieder ins Leben zu rufen und baute für diesen Zweck ein Gießhaus in München, doch geschah der entscheidende Schritt vom Handwerk zur Kunst erst unter Ludwig, dem das Institut für seine monumentalen Pläne von höchster Wichtigkeit war. 1826 wurde die große Erzgießerei gebaut. Das erste bedeutendere Gußwerk, die Bildsäule Max Joseph's, war noch ein gewagtes Experiment, gelang aber so glücklich, daß es keiner der übrigen Statuen Münchens, das in der Folge fast überreich an Erzbildern wurde, an feiner und geschmackvoller Ausführung nachsteht. Seitdem wetteifert das Institut, durch welches Ludwig allein eine lange Reihe prächtiger Werke ausführen ließ, mit den ersten Gießereien Europas.

Der Aufschwung des Kunstlebens, wie es sich in München entfaltete, erregte bald die Aufmerksamkeit des Auslandes. Im englischen Parlament wurde das Geständniß laut, das ganze reiche Großbritannien leiste nicht für die Kunst, was in München dafür geschehe. Vor Allem interessant aber ist es zu beobachten, welch bedeutenden Eindruck diese Kunstbestrebungen auf Goethe und einen nicht minder feinfühlenden Kunstfreund, Sulpiz Boisserée, machten. Letzterer kam 1827 nach München, um den Verkauf seiner Gemäldesammlung ins Werk zu setzen, und hatte dabei die beste Gelegenheit, das wahre Wesen der artistisch-wissenschaftlichen Bewegung, die Ludwig hervor-

Digitized by Google

gerufen hatte, kennen zu lernen. „Es ist hier," schreibt er an Goethe, „ein überaus reicher Boden und eine sehr belebte Welt, ja es giebt wenig Städte, die so viel Hilfsmittel für die Kunst- und Alterthumsfreunde haben. Dazu kommt noch der Versuch, auch den Wissenschaften einen Heerd zu gründen, und was das Wichtigste ist, das äußerst thätige, auf alles Edle und Hohe gerichtete Streben des Fürsten. Wenn über diesen Elementen der Geist des Friedens und des Segens waltet, so könnten daraus für ganz Deutschland die schönsten und heilsamsten Früchte erwachsen." Goethe forderte den Freund auf, ihm die eingehendsten Nachrichten über München und den König von Bayern mitzutheilen und Boisserée entsprach diesem Wunsch durch eine ausführliche Schilderung aller Kunstunternehmungen und Nachrichten über die Reorganisation der Universität und der Akademie „Die Ideen des Königs sind durchaus edel und großartig und diesen Charakter trägt Alles, was er bis jetzt unternommen hat, so unbefriedigend auch in manchen Stücken die Ausführung seiner Anordnungen sein mag. Wer aber wollte es einem Fürsten zur Last legen, daß er nicht immer auf eine seinem hohen Geist ganz entsprechende Weise bedient wird! Man wird nicht mehr fordern, als daß er seine Leute unter den besten und ausgezeichnetsten wähle, das aber hat der König, besonders in Rücksicht auf die Kunst gethan, und somit fallen alle Klagen, welche zu erheben wären, auf das Zeitalter." Goethe, dem König Ludwig wiederholt durch seinen Besuch in Weimar, wie durch Briefe und Geschenke Beweise seiner Verehrung gezollt, — um ein gutes Porträt des Dichterfürsten zu erhalten, sandte er Stieler nach Weimar, das äußerst gelungene Bild bestimmte er später für die neue Pinakothek, — faßte den Plan, über die Kunstthätigkeit des Königs sich in einem Memoire zu äußern. „Der Gedanke," schreibt er am 2. März 1828 an Boisserée, „hat schon geblüht und Frucht angesetzt, die nächste Zeit, hoffe ich, soll ihn zur Reife bringen." Leider stand er von dem Vorhaben wieder ab. „Vom Gelingen und Mißlingen eines incalculablen Bestrebens", schreibt er am 7. April, „ist nicht wohl im Laufe des Tages zu sprechen, daher ich denn jenen Vorsatz aufgebe, jedoch mit wiederholter Bitte, mich von Zeit zu Zeit von den dortigen Zuständen und Vorfallenheiten zu unterrichten, zu dem einzigen Zwecke, mich über ein gleichzeitiges wichtiges Beginnen

immerfort im Klaren zu erhalten." Es scheint sogar ein bestimmter Antrag von Seite des Königs, eine Berufung nach München, vorgelegen zu haben, denn in dem Briefe, womit Goethe die Widmung seines veröffentlichten Briefwechsels mit Schiller 1829 begleitete, bittet er, ihm ferner die bisher zugewandte Gnade zu bewahren, „damit, wenn es mir auch nicht verliehen war, in jene ausgebreitete königliche Thätigkeit eingeordnet mitzuwirken, mir doch das erhebende Gefühl fortdaure, mit dankbarem Herzen die großen Unternehmungen segnend, dem Geleisteten und dessen weitausgreifendem Einfluß nicht fremd geblieben zu sein." Bis zu Goethe's Tod dauerte der Briefwechsel fort, in welchem Goethe dem königlichen Freunde seine Ideen über Förderung der Kunst auseinandersetzte. Leider sind Goethe's Briefe unter dem versiegelten Nachlaß des Königs und vorderhand unserer Kenntniß entzogen, die Koncepte der kurzen Danksagungsschreiben des Königs gewähren keine näheren Aufschlüsse über jene wichtigen Beziehungen.—

Ein Weiser aus Abdera äußerte einmal, er begreife wohl den Nutzen des Mondes, der ja die Nächte erhelle, er könne aber nicht einsehen, warum am hellen Tag die Sonne am Himmel stehe. Mit diesem Tadler der Weltordnung lassen sich wohl Jene vergleichen, die nur für ökonomische Vortheile, für den Jahrmarkt des Lebens Sorge tragen und deshalb Nase rümpfend die Frage aufwerfen, was diese Glyptotheken und Pinakotheken und Bibliotheken und Walhallas nützen, warum man nicht statt solcher überflüssigen Luxusbauten lieber Markthallen und Wasserleitungen und Fabriken gebaut habe. Solche Stimmen, die gar nicht selten selbst im Landtage laut wurden, lassen sich jetzt schon seltener vernehmen. Auch diejenigen, die nicht fassen, daß das Kunstwerk an sich Anspruch auf Geltung habe und veredelnd auf Geist und Sitte des Beschauers einwirke, können sich der Thatsache nicht verschließen, daß die Förderung der Kunst durch den Mäcen auf dem bayerischen Thron eine Quelle des Wohlstands für die Bevölkerung nach der Hauptstadt leitete.

Wenn auch Ludwig keineswegs einseitig die Residenz begünstigte, sondern fast jede bedeutendere Stadt des Landes seiner Gunst ein oder mehrere Kunstdenkmale zu verdanken hat, so wurde doch München vorzugsweise königlich begabt. „Ich will", so lauteten seine eigenen

Digitized by Google

Worte, „aus München eine Stadt machen, die Teutſchland ſo zur Ehre gereichen ſoll, daß Keiner Teutſchland kennt, wenn er nicht auch München geſehen hat!“ Um das alte München, auf das vor ſeiner Regierung im Ganzen noch Mephiſto's Schilderung der mittelalterlichen Städteherrlichkeit paßte, ſchloß ſich eine neue Stadt mit breiten Straßen, prächtigen öffentlichen und geſchmackvollen Privatgebäuden. Als an der Ludwigs-, Briennerſtraße u. ſ. w. zu bauen begonnen wurde, ſpottete man über ſolche weitreichende Plane. „Um in ihrer ganzen Ausdehnung ausgeführt zu werden“, ſchrieb Lewald noch im Jahr 1835, „bedürfte es einer Bevölkerung, die für München niemals denkbar iſt; in einem Winkel des Vaterlandes gelegen, am Fuße der Tyroler Berge, lediglich durch den Hof des Königs von Bayern blühend, wird es nie mit magnetiſcher Kraft fremde Anſiedler anziehen können.“ Die Pinakothek wurde Dachauer Gemäldegallerie, der Obelisk Nymphenburger Grenzpfahl betitelt; Saphir meinte, Neu-München ſei nur ein Geſellſchaftsſpiel von einigen prächtigen Häuſern, die zuſammen kamen, um Stadt zu ſpielen. Heute haben lange Häuſerreihen längſt ihre Arme um all dieſe Bauten geſchloſſen und die Stadt weiſt die dreifache Zahl der Bevölkerung auf, wie zu Max Joſephs Zeit, und kann ſich meſſen mit Städten, die über die reichſten materiellen Mittel zu verfügen haben.

Ein anderer Tadel wird auch heute nicht ſelten erhoben. Neu-München habe keinen einheitlichen Baucharakter aufzuweiſen. Riegel ſagt in einem Aufſatz über das monumentale München: „Als König Ludwig Neu-München ſchuf, muß ihm der Gedanke vorgeſchwebt haben, die Kunſt aller gebildeten Völker vertreten zu ſehen, er baute in allen Stylarten und damit verdarb er Alles.“ Es iſt jedoch hervorzuheben, daß die gewählte Stylart in der Regel den verſchiedenartigen Zwecken der Gebäude trefflich angepaßt iſt, für die Antikenſammlung der griechiſche Tempel, für die prächtige Bildergallerie der reiche Florentiner Styl, für die Bibliothek der Uebergang zu einfacheren romaniſchen Baumotiven, für die Kirchen Wiederaufnahme der Gothik oder der altchriſtlichen Baſilikenform. Der ſtrengen Verurtheilung der Bauſchöpfungen Ludwigs, welche Riegel ausſpricht, ſind andere Urtheile von Kunſthiſtorikern, Raczinsky, Hagen u. A. gegenüber zu ſtellen, die ihre vollſte Anerkennung ausſprechen; der

Verfasser selbst fühlt sich als Laie zu technischer Kritik nicht berechtigt. Vom Anlehnen an vorhandene Muster mag ein zu ausgedehnter Gebrauch gemacht sein und ohne Zweifel ist aus diesem Grunde der Einfluß, den Ludwig auf die Entwicklung der Baukunst ausübte, nicht von so tiefgreifender Bedeutung, wie auf dem Gebiet der Malerei. Doch wurden andrerseits mit dem Aufsuchen eines neuen Baustyls so trübe Erfahrungen gemacht, daß der Werth der „todten Nachahmungen" noch unübertroffen scheint. Selbst Schinkel, der 1836 München besuchte, ließ, wie aus S. Boisserée's Briefen zu ersehen, der Münchner Kunstthätigkeit lebhafteste Anerkennung widerfahren.

Die Glyptothek war der erste Ring der glänzenden Kette öffentlicher Prachtbauten. 1826 wurde der Grundstein zum Königsbau, zur Allerheiligenkapelle, zum Odeon und zur Pinakothek gelegt. Der Königsbau, der sich an die unter Kurfürst Max I. erbaute Burg anschloß, wurde nach Klenze's Plan ausgeführt, der den Palazzo Pitti zum Muster nahm. Niemand wird der gediegenen Pracht, dem feinen, geläuterten Geschmack, der sich im Innern kund giebt, seine Bewunderung versagen können. Schildereien der ersten Meister aus dem Leben und Schaffen großer Kaiser und Fürsten wechseln mit Darstellungen aus den klassischen Dichtungen aller Völker. Ein Pariser Architekt, Lusson, urtheilte in seinen Münchner Skizzen über die Münchner Residenz: „Noch nie wurde dem Künstlergenius ein geräumigeres Feld der Thätigkeit eröffnet und noch nie sah man eine gleich große Zahl verschiedenartiger Talente zur Ausführung eines Werkes auf einem Punkte ihr Wissen und ihre Fertigkeit vereinigen."

Neben dieser eines Schirmherrn der Kunst und Literatur würdigen Wohnung sollte sich die neue Kapelle erheben, für welche ein in normännischem Styl ausgeführter Bau in Palermo als Vorbild diente. Für ihre Fenster wollte der König die Form der Domfenster zu Trient angewandt wissen, die er selbst auf seiner Reise nach Italien abzeichnete. Ueberhaupt pflegte er auch für jedes Detail besondere Aufträge zu ertheilen und wandelte unermüdlich während des Baues mit den Architekten umher, so daß er wohl scherzweise der Oberpalier genannt wurde.

Weniger glücklich war Klenze mit dem Bau des Odeons, bei dem allzusehr außer Acht gelassen wurde, daß es irdischen Zwecken dienen solle.

Der Bau eines würdigen Hauses für die Münchener Gemäldesammlung war ein längstgefühltes Bedürfniß. Unter den kunstsinnigen Vorfahren Ludwigs waren in Düsseldorf, Mannheim, Zweibrücken und München treffliche Sammlungen angelegt, die nach dem Erlöschen mehrerer Linien in München zusammenflossen. Erst Ludwig aber verfuhr nach einem bestimmten System, das eine allmälige Kompletirung aller Zweige und Schulen anstrebte. Für Erwerbung geeigneter Gemälde legte er als König eben so warmen Eifer an den Tag, wie als Kronprinz für die Antikensammlung, weit entfernt von der gewöhnlichen Schwärmerei eines Liebhabers. Aus seiner Ideenrichtung erklärt sich, daß er vor Allem strebte, die altdeutsche Schule zur Geltung zu bringen, namentlich durch Goethe's Erörterungen über diese Materie geleitet. Ein günstiges Geschick fügte, daß sich damals zum Gewinn einer herrlichen Sammlung kostbarer Perlen der deutschen Schule Gelegenheit bot. Die Gebrüder Boisserée, um die Kenntniß des deutschen Kunstalterthums hoch verdient, waren geneigt, ihre Sammlung, falls sie einer größeren angereiht würde, um niedrigen Preis zu veräußern. In aller Stille wurde 1826 Galleriedirektor Dillis nach Stuttgart gesandt, um die Gemälde zu besichtigen. Das Resultat der Prüfung war ein enthusiastisches Gutachten, es sei eine Auswahl von klassischen Meisterwerken geboten. Ebenso begeistert urtheilte Böhmer: „Die Boisserée'sche Sammlung ist in der Kunst für das religiös-nationale Leben fast von gleichem Werth, wie der Kölner Dom, und nur mit Enthusiasmus kann ich darüber sprechen." Auf Einladung des Königs begab sich Sulpiz Boisserée selbst nach München, wo Ludwig mit ihm einen Vertrag abschloß, der um den verhältnißmäßig sehr niedrigen Preis von 240,000 fl. die ganze Sammlung in Besitz des Königs Ludwig brachte. Neben den bekannteren Meistern Dürer, Holbein und Kranach waren hier auch der erfindungsreiche Hemling, der sinnige Schoreel und viele bisher noch kaum bekannte bedeutende Meister der altkölnischen und der oberdeutschen Schule mit trefflichen Werken vertreten. Ludwig äußerte sich über den Kauf in freudigster Erregtheit. „Nur wünsche ich", sagte er zu dem Verkäufer, „daß nichts davon in die Zeitungen komme und besonders, daß man den Preis nicht erfahre. Wenn man das Geld im Spiel verliert oder für Pferde ausgiebt,

meinen die Leute, es wäre recht, es müsse so sein; wenn man es aber für die Kunst verwendet, sprechen sie von Verschwendung!" Im nächsten Jahr gelang es ihm, für eine treffliche Ergänzung zu sorgen, indem er um 50,000 Gulden die Fürstlich Wallersteinische Gallerie erwarb. Nirgendwo kann jetzt der Stammbaum der deutschen Kunst gründlicher studirt werden, als in München.

Auch in Nürnberg ließ er die Moritzkapelle restauriren und räumte sie der werthvollen Sammlung altdeutscher Tafeln ein, welche die Reichsstadt behalten sollte.

Auch für die Kompletirung der in mancher Hinsicht am spärlichsten vertretenen italienischen Schulen trug er Sorge. Schon als Kronprinz hatte er durch Dillis drei prächtige Raphaels kaufen lassen und nahm auch 1815 in Paris, als es zur Herausgabe der von den Franzosen geraubten Kunstwerke kam, auf die Erwerbung manches werthvollen Stückes Bedacht. So auch später. Die herrliche Madonna Raphaels, die im Besitze des Mr. Bouning, wurde um 5000 Pfund Sterling gekauft, zwei Correggio, Titians venetianischer Nobile und viele andere. Ein Paar charakteristische Beispiele mögen zeigen, mit welchem Eifer und Verständniß er solche Geschäfte betrieb. Raphaels Cäcilia in Bologna war, seitdem er das Meisterwerk gesehen, das Ziel seiner Wünsche. 1837 schien ihm die günstige Gelegenheit zur Erwerbung gekommen. Er schrieb deshalb an den bayerischen Gesandten in Rom, indem er ihm Kredit bis zu 50,000 Skudi eröffnete: „Ich habe Andeutung, daß der Preußische Gesandte von Bunsen in Unterhandlung darüber mit dem Tesorier stehen dürfte; sicher aber ist seine Bestellung einer Kopie, die im September fertig seyn sollte. An des Originals Stelle gethan, fiele dessen Entfernung weniger auf. Da hätten wir's mit einem schönen Gegner zu thun, aber ich vertraue, daß Sie ihn die Braut nicht werden heimführen laßen. Doch wenn auch Bunsen sich nicht um dieses Gemälde bewürbe, so trachten Sie dennoch, und das unverzüglich, daß dieser Kauf für mich zu stande komme. Sollten dazu an den Tesoriere und an Andere Geschenke erforderlich seyn, so bin ich geneigt zu geben; an wen, als und wie viel für jeden, laßen Sie mich wissen. Was heute gethan werden kann, nicht auf morgen zu verschieben, finde auch bey diesem Geschäft seine Anwendung.

Geld möchte in diesem Augenblicke der Regierung willkommen seyn. Daß ich, als Bologna wider den Pabst sich empört, den Vorschlag verwarf, obgleich das Gemälde damals für Eigenthum der Stadt haltend, es zu erwerben, damit keine Geldmittel die Empörer wider den Pabst bekämen, können Sie anführen, wie sehr ich auch damals schon dessen Besitz gewünscht habe. Auch können Sie geltend machen, was ich Alles für's Beste unserer hl. Religion gethan, welche Verunglimpfungen es mir auch zugezogen hat." Der Kauf gelang damals nicht, aber der König ließ die Angelegenheit nicht mehr aus dem Auge und erwarb es endlich durch Riedels Vermittlung um 22,000 Gulden. Als die Barberigo'sche Sammlung 1847 veräußert wurde, hoffte er, gute Werke von Titian erhalten zu können. Er entsandte zu diesem Zweck Heinrich Heß und ertheilte ihm eingehende Verhaltungsmaßregeln: „Der Credit von 30,000 fl. darf ganz verwendet werden, wenn dafür und sollten es nur wenige seyn, solche Gemälde aus der Barberigo'schen Sammlung erworben werden, die zur Zierde der Pinakothek gereichen, andere will ich nicht. Nur für Zierde darf Geld ausgegeben werden, für solche alles, nichts für andere, und gar keines ist zu erwerben, wenn nicht Zierde der Pinakothek. Mit Passavant freundlich zu benehmen, damit nicht einer den anderen in die Höhe steigere, darum theilen, auf welche der eine, auf welche der andere biethe."

Während im alten Galleriegebäude die Bilder zwanglos neben einander gereiht waren, mehr zu sinnlicher Augenweide, als zu ernstem Studium für Künstler und Kunstfreunde, ging Dillis bei der Neuaufstellung von dem schon bei der Antikensammlung befolgten System aus, die Gemälde nach Nationen und Schulen zu ordnen. Auch die reichen Sammlungen an Handzeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten wurden fortwährend vermehrt, wobei man ebenfalls für systematische Ordnung Sorge trug.

Der Bau des neuen Galleriegebäudes wurde aus Staatsmitteln bestritten, wozu schon unter Max Joseph auf persönliches energisches Betreiben des Kronprinzen die Stände bedeutende Summen bewilligt. Ludwig, von der Ansicht ausgehend, daß solch herrliche Kunstschätze eigentlich Eigenthum der ganzen gebildeten Welt seien und daß somit der Staat, der sie zufällig besitze, die Verpflichtung habe, in würdigster

Weise für ihre Aufbewahrung zu sorgen, befahl, den Bau mit besonderer Pracht durchzuführen. Dies nöthigte zu mehrfachen Ueberschreitungen der bewilligten Mittel und verursachte viel Lärm und Verdruß. Der Bau, namentlich die Südseite mit den vielen Bildsäulen auf reichem Konsolengesims, gewährt einen imposanten Anblick. Die lange Gallerie auf dieser Seite wurde mit Freskobildern ausgeschmückt, die wichtigsten Momente aus der Geschichte der Malerei darstellend. Ihr Schöpfer Cornelius vereinte auch hier wieder tiefen Sinn mit heiterer Frische. Der Schmuck der inneren Räume ist reich und prächtig, ohne daß ein Zuviel in der äußeren Ausstattung die Wirkung der Gemälde störte.

Sollen jedoch solche Kunstsammlungen wirklich zur Förderung und Entwicklung der Nationalbildung beitragen, so ist für Besichtigung und Benützung größtmögliche Liberalität geboten. König Ludwig duldete durchaus nicht, daß von Fremden oder Einheimischen bei Besuch der Münchner Kunstinstitute irgend eine Steuer gezogen werde. Allerdings fand er dessenungeachtet Grund zur Klage, daß die Landeskinder weit weniger Geschmack an den hier gebotenen Genüssen fänden, als die Fremden. Daraus aber läßt sich noch kein begründeter Rückschluß auf den Unwerth von Kunstsammlungen überhaupt oder speziell für München ziehen. Dies hieße nach Einsenkung des Korns sofort das Aufschießen der Saat verlangen. Die Selbstanschauung der gediegensten Meisterwerke ist von entschiedenstem Einfluß auf die Münchner Kunst, die Wiedereinführung der Kunst in das Gewerbe, in das Privathaus bricht sich Bahn, es kann nicht ausbleiben, daß lebhafter und allseitiger das Gefühl für das, was in allen Künsten schön ist, geweckt wird. Und bei dem regen Verkehr unserer Tage kömmt Alles, was für Veredlung der Kultur und Sitte eines Volkes geschieht, auch dem Nachbar zu Gute, durch den Kunstsinn des bayerischen Königs wurde mithin ein segensreiches Element der deutschen Kulturentwicklung überhaupt befruchtet.

Politiſche Bewegung nach der Julirevolution. Die Dezemberunruhen 1830 in München. Der Landtag 1831.

Dem Tuilerienſturm in den Juliustagen 1830 antwortete ein Echo in Brüſſel und Warſchau, in kurzer Zeit war faſt ganz Europa von der revolutionären Bewegung ergriffen. Bayern, das ſich geordneter ſtaatlicher Zuſtände und einer Repräſentativverfaſſung erfreute, blieb ruhig. Als König Ludwig bei dem Oktoberfeſt unter einer ungeheuren Volksmenge erſchien, von keinem Zeichen der Gewalt umgeben, wurde er mit Jubel empfangen. Da der regneriſche Tag ſich plötzlich aufheiterte, ſprach er zu ſeiner Umgebung: „Der Himmel iſt mit uns, er iſt rein, wie Bayerns Treue!“ Auch an Wagner ſchrieb er bald darauf: „Es iſt wohlthuend, es iſt erhebend, daß, während in ſo vielen Ländern Empörung ausbrach, in Bayern, was doch an dreizehn teutſche gränzt, an keinem einzigen Orte Unordnung ausbrach, ja! daß Liebe und Anhänglichkeit für mich ſich vermehren.“

Doch auch der Süden Deutſchlands trat bald in die Bewegung ein. Unverkennbar lag eine edle Idee zu Grunde, die Idee der deutſchen Einigung, die ſchon nach den Befreiungskriegen in der öffentlichen Meinung erwacht war. Der großartige Aufſchwung des Geiſteslebens in Deutſchland konnte nicht ohne mächtigen Einfluß auf das politiſche Leben der Nation bleiben. Man forſchte nach den Urſachen, warum gerade hier die realen Verhältniſſe auf ſo niedriger Stufe, und kam zur Forderung, dieſer beſchämende Zuſtand müſſe einer würdigeren Form weichen. Dies mußte allerdings zur Oppoſition gegen die Mehrzahl der deutſchen Regierungen führen, denen

die Hauptſchuld an der Zerfahrenheit der deutſchen Zuſtände beizumeſſen war. Doch franzöſiſche Zuthat wirkte auf die Bewegung verderblich ein. Nicht bloß verließen Viele den geſetzlichen Weg, auf dem Reformen anzuſtreben ſind, und wollten den Baum fällen, um Früchte abzupflücken, ſondern die kosmopolitiſchen Ideen von Völkerlenz und Völkerverbrüderung verdrängten auch den nationalen Gedanken. Nicht Wenige von den Stürmern und Drängern jener Tage waren mehr oder minder offene Bewunderer jener chimäriſchen Gleichheit der Neufranken vom Jahr 1793 und in den phantaſtiſchen Programmen der ſogenannten Arbeitervereine in der Schweiz und in Paris tritt bereits unbemäntelt die anarchiſche Tendenz der Kommune vom Jahr 1871 auf. „Um die Summe zu ziehen", ſagt Prutz, „die Bewegung, welche zu Anfang der dreißiger Jahre in Süddeutſchland ſtattfand, iſt das Seitenſtück zu jenem Rheinbund von 1806, ein Rheinbund der Völker, wie jener der Fürſten, abſtrakt terroriſtiſch, wie jener der wahren Grundlage des Volkslebens entbehrend und darum ohne Frucht für daſſelbe, wie er, vielmehr gleich ihm die Nation in eine ſchiefe, unwürdige Stellung bringend und dadurch die Zerrüttung der Geiſter, die Spaltung der Gemüther befördernd, wie er."

Aber auch die Mittel, wodurch die Regierungen die feindſeligen Geiſter zu bannen ſuchten, arteten aus. Jeder raſche Schritt, den die Oppoſition vorwärts machte, wurde durch einen Schritt nach rückwärts geſtraft und die geſetzliche Ordnung wurde durch Maßregeln zu behaupten geſucht, die nicht nur die Revolution, ſondern auch die Reform ächteten. So bietet die Geſchichte jener Jahre ein trübes Bild, die nationale Entwicklung blieb auf lange Jahre geſchädigt.

Keine Regierung bewegte ſich vor dem Jahre 1830 weniger auf Metternich'ſchen Bahnen als die bayeriſche. Hatte ja doch vor Kurzem jener Miniſter an den Fürſten Hatzfeld geſchrieben, der König werde mit ſeinen liberalen Anwandlungen „nicht mehr weit kommen, ohne feſtzufahren". Die Julirevolution machte auf den Monarchen kaum Eindruck. Keine Verordnung läßt ſich als Merkmal einer Geſinnungsänderung auffaſſen. Einige Redakteure, die ſich unziemlich über die deutſchen Großmächte geäußert, wurden aus München ausgewieſen, doch war ſolche Strafe nur durch Rückſicht auf jene

Bundesglieder geboten, die ſich ſchon oft mißliebig über die Haltung der ſüddeutſchen Staaten vernehmen ließen.

Unter dem Einfluſſe der wachſenden politiſchen Erregtheit und vermuthlich auch auf Anregung aus dem Ausland ſteigerte ſich aber von Tag zu Tag die Feindſeligkeit, womit ein Theil der Preſſe gegen die Regierung überhaupt und namentlich gegen die Grundſätze und das Privatleben des Fürſten auftrat. Eine an und für ſich geringfügige Epiſode befeſtigte dauernder im Monarchen das allmälig erwachende Mißtrauen.

In der Chriſtnacht kam es in München zu Unruhen. Eine Studentenſchaar durchzog lärmend die Straßen, um einem kranken Kameraden, der unweit vom Karlsthor wohnte, eine Serenade nach ihrem Geſchmack zu bringen. Da die Gensd'armerie den Skandal nicht zum Schweigen bringen konnte, wurde Militär aufgeboten und es kam zu ernſten Widerſetzlichkeiten. Der König war eben in der Hofkirche bei dem mitternächtlichen Gottesdienſt anweſend, als plötzlich das Gerücht von einem in der Stadt losgebrochenen Tumult in übertriebenſter Form ſich verbreitete und große Beſtürzung hervorrief. Endlich gelang es, die Menge zu zerſtreuen, viele Studenten und Bürger wurden verhaftet. Durch das ſtrenge Einſchreiten des Militärs war aber der Unmuth einmal rege gemacht und es wiederholten ſich ſtürmiſche Scenen auch in den folgenden Nächten. Unter den verhafteten Studenten gehörten mehrere der Geſellſchaft Germania an, die für einen Zweig der alten Burſchenſchaft galt. In ihrem Kneiplokale war die Marſeillaiſe geſungen worden, ein gewiſſer Mayerhofer hinterbrachte ſogar dem König, er habe gehört, daß dieſe Studenten die Stadt an allen Enden in Brand ſtecken wollten. Dadurch wurde Ludwig zu dem Glauben verleitet, nur durch das ſtrengſte Verfahren gegen die Beſchuldigten könne größeren Gefahren vorgebeugt werden. Die Schließung der Univerſität und die Ausweiſung aller in München nicht heimathberechtigten Germanen wurde befohlen. Als Miniſter Schenk über die Geſetzlichkeit dieſer Maßregeln Bedenken äußerte, ſchrieb Ludwig zurück, die von ihm ergriffenen Mittel ſeien als Sicherheitsmaßregeln in gefährlicher Lage auch geſetzlich erlaubt. Der heftige Ton des königlichen Signats zeugt von Erbitterung und Aufregung. Tags darauf nahm er den Ausweiſungsbefehl zurück,

doch überwachte er das angeordnete Strafverfahren mit äußerster Strenge. Es stellte sich immer mehr heraus, daß man es mehr mit blindem Lärm, als mit einer Zusammenrottung aus hochverrätherischen Absichten zu thun hatte, und in diesem Sinn fiel auch das Erkenntniß aller Instanzen aus. Der König schrieb deshalb an den Justizminister Zentner: „Ich vernehme, daß über die Dezemberunruhen vom Appellgericht in Landshut auf eine Weise geurtheilt wurde, die mich stannen macht, und trage Ihnen daher auf, die Ergreifung jedes zuläßigen Mittels gegen dieses Erkenntniß alsbald zu veranlassen. Es ist keine Post zu versäumen." (13. August 1831.) Als Zentner erklärte, es sei ihm kein Mittel bekannt, das gegen das Erkenntniß noch ergriffen werden könne, beruhigte sich der König. Das Mißtrauen aber war einmal rege, er glaubte namentlich in der Universität eine Schule für gefährliche Umsturzpläne erblicken zu müssen und entzog ihr seit dieser Zeit die Gunst, die er bisher mit freudigem Stolz dieser Anstalt geschenkt.

Seine Besorgniß wurde zwar auch von Anderen getheilt. Sulpiz Boisserée schreibt darüber an Goethe: „Wir haben in den letzten Tagen hier an Ort und Stelle auch unser Theil von dieser Bewegung gehabt, wie die Schelmen in ihrer gleißenden Sprache es nennen. Es war höchst wahrscheinlich ein Versuch von Außen her, durch die Studenten den Pöbel und so die Bürger aufzuregen, aber er ist an dem gesunden Sinn der ehrlichen, derben Bayern vollkommen gescheitert, obwohl durch ungeschickte Behandlung das Unwesen so lange gedauert, daß, wenn irgend ein Stoff zur Entzündung vorhanden gewesen, großes Unheil hätte entstehen müssen." Dagegen rief der Befehl zur Schließung der Universität, der von keinem Minister kontrasignirt war, und die Umgehung der gewöhnlichen polizeilichen Vorschriften bei einem großen Theil der Landesbevölkerung Mißstimmung hervor, weil man in diesen Schritten Anzeichen eines Kabinetsregiments erblicken wollte. Unfrieden war gesäet und die Verwirrung wurde gesteigert durch die maßlose Opposition einiger Preßorgane. Keine Stimme wies ruhig und versöhnend darauf hin, daß von einer Spaltung der königlichen und volksthümlichen Interessen in einem konstitutionellen Staate keine Rede sein könne. Die radikalen Aeußerungen der Journale reizten hinwieder die Regierung zu erbitterter

Strenge; eine Verordnung vom 28. Januar 1831 unterwarf die periodischen Schriften einer strengen Censur.

In diese aufgeregte Zeit fielen die Wahlen zum Landtag. Die Oppositionspartei gewann eine entschiedene Majorität. Die Regierung antwortete mit einer Urlaubsverweigerung für die liberalen Abgeordneten, die zugleich Staatsdiener waren. Sie stand damit auf dem Boden des Gesetzes, doch indem sie sich eines rein formellen Rechts als Waffe bediente, erinnerte sie die Kammer, daß auch ihr Waffen zu Gebote ständen, und schadete sich in der öffentlichen Meinung. „Ich weiß nicht", schreibt Montgelas darüber an Frau von Zerzog, „ob es klug genannt werden kann, in einer Zeitlage, wie die gegenwärtige, an diesem sogar bestrittenen Vorrecht mit aller Hartnäckigkeit festzuhalten und sich gleich bei Beginn der Sitzung Debatten auszusetzen, die nur die Bitterkeit schüren und den Geschäftsgang hemmen werden."

Am 1. März wurde der Landtag eröffnet. Die Thronrede, die sich mit Freimuth und Offenheit über die Lage Bayerns ausspricht, hätte unter anderen Verhältnissen den günstigsten Eindruck hervorgerufen. Sie theilt die Nachricht mit, daß die Einschränkungen im Staatshaushalt gute Früchte getragen und die Finanzen bedeutend gehoben, daß der Abschluß des Zollvereins bevorstehe und zur engern Knüpfung des Bandes zwischen den Gliedern des deutschen Vaterlandes beitragen werde, sie rühmt den gesetzlichen Sinn, der sich in stürmischer Zeit fast in allen Theilen des Landes bewährte, warnt aber auch davor, der Volksgunst auf Kosten des Staatszweckes Rechnung zu tragen. „Das kann ich sagen", schließt die königliche Ansprache, — „gewissenhafter als ich hält Niemand die Verfassung, ich möchte nicht unumschränkter Herrscher seyn. Nicht nur selbst die Verfassung zu beobachten, auch sie beobachten zu machen, habe ich geschworen, werde unerschütterlich darin seyn und unerschütterlich seyn wird Bayerns Treue."

Als Freund des konstitutionellen Princips bewährte sich auch der König gleichzeitig, indem er im Bundesrath gegen das Vorgehen Oesterreichs, das die Kassirung der kurhessischen Verfassung bezweckte, entschiedenen Protest einlegen ließ.

Im bayerischen Abgeordnetenhause kam es aber trotzdem schon

in den ersten Sitzungen zu stürmischen Scenen. Die Adresse enthielt nur kühle Dankesworte und erhöhte Anforderungen. Auch Baron Closen, einem der hervorragendsten Mitglieder der liberalen Fraktion, war der nöthige Urlaub verweigert worden. Er leistete deshalb Verzicht auf den Staatsdienst. Die Frage, ob ihm, der noch als Staatsdiener gewählt wurde, nunmehr der Eintritt in die Kammer zustehe, gab das Signal zu heftigen Angriffen gegen die Regierung. Zugleich wurde die Sprache der Oppositionsorgane trotz der strengen Verordnungen täglich drohender. Die „Tribüne", sowie das „Volksblatt", das früher so maßvolle Haltung beobachtete, überboten sich jetzt in Ausdrücken leidenschaftlicher Erregtheit, streiften allmälig auch allen nationalen Charakter und allen positiven Inhalt überhaupt ab und schweiften nur noch im Reich generell-kosmopolitischer Ideen. Die Einberufung Closen's wurde mit großer Stimmenmehrheit beschlossen. Nach seinem Eintritt übergab er sofort einen Antrag, der im Hinblick auf die Vorfälle nach den Dezemberunruhen gesetzliche Sicherung der persönlichen Freiheit des Staatsbürgers beabsichtigte. Auch Rudhart, dieser beredte Vorkämpfer für Wahrheit und Recht, der sich der höchsten Achtung des Königs erfreute, griff die Maßregeln der Regierung mit Schärfe an und wies betrübt auf die zwischen Regierung und Volk eingetretene Spaltung. Sein Ruf war: Reform! Neben ihm aber gaben andere Redner, die gänzlich unter dem Einfluß einer aufgeregten Presse standen, ihrer Unzufriedenheit in excentrischer Weise Ausdruck; das Vorgehen dieser „Sprecher des Volks" konnte nur zur Revolution führen.

Wiederholt wurde der Vorwurf laut, es sei eine geheime Polizei organisirt worden. Dagegen erklärte Minister Schenk, daß zu solcher Anstalt weder die Mittel, noch der Wille vorhanden. Auch der König selbst widersprach dem Gerücht. Closen, der die Dezemberunruhen in der Kammer zur Sprache brachte, berichtet in einer Rechtfertigungsschrift eine darauf bezügliche Aeußerung des Königs. Derselbe begegnete Closen am Abend vor der Sitzung im englischen Garten und forderte ihn auf, ihm die Gründe zu entwickeln, die zu seiner Interpellation veranlassen konnten. Da er dabei auf die bedenklichen Sturmzeichen in Kassel und Braunschweig hinwies, erwiderte Closen, die Bayern seien bereits im Besitz dessen, was dort gewünscht werde,

auch ſei der König von Bayern kein Herzog von Braunſchweig und kein Kurfürſt von Heſſen. Im Laufe des Geſprächs fällt das Wort „geheime Polizei". „Da wollte ich lieber Geld dort ins Waſſer werfen", entgegnete der König, „als einen Kreuzer für geheime Polizei ausgeben."

Die Regierung war in Beſchränkung des freien Worts zu weit gegangen. Ihre Januarverordnung ſtand wenigſtens mit dem Geiſt der Verfaſſung in Widerſpruch. Der Pfälzer Abgeordnete Kulmann unterzog ſie einer heftigen Kritik und aus ſeinem Angriff entſpannen ſich die leidenſchaftlichſten Debatten. Miniſter Schenk, von einigen Rednern als Bayerns Polignac bezeichnet und förmlich in Anklageſtand verſetzt, vertheidigte ſich in maßvoller Weiſe, ja die Regierung war ſogar Willens, die mißliebige Verordnung wenigſtens theilweiſe wieder aufzuheben, und legte der Kammer den Entwurf eines neuen Preßgeſetzes vor, der mit Rückſicht auf die Zeitlage freiſinnig genannt werden muß. Die Beſprechung innerer Angelegenheiten ſollte gänzlich freigegeben ſein und nur für Artikel über auswärtige Staaten eine Cenſur fortbeſtehen. Doch die Volksvertreter wollten die Preßfreiheit voll und unverkümmert, die miniſterielle Rückſichtnahme auf Preußen und Oeſterreich deuteten ſie als das Bekenntniß der Abhängigkeit von fremdem Einfluß. Es war auch die Befürchtung maßgebend, die im Entwurf projektirte Einführung von Geſchworenengerichten für Beſtrafung von Preßvergehen werde den liberalen Organen Gefahr bringen, da von einer Volksjury z. B. in Altbayern nur die ſtrengſten Urtheile zu gewärtigen ſeien. Noch am Vorabend der Abſtimmung unterhandelte Maurer, der kurz vorher vom König in den Reichsrath berufen war, mit dem einflußreichen Abgeordneten Seuffert. „Wir wollen Alles oder Nichts bekommen!" blieb deſſen letztes Wort. „So werden Sie Nichts bekommen!" erwiderte Maurer. Wirklich wurde die Annahme des Geſetzes abgelehnt. Die Aufregung ſtieg auf beiden Seiten. „Die Preſſe aller Parteien", ſchreibt Montgelas an Frau von Zerzog, „iſt jetzt aufgebracht bis zur Wuth; die Zurückweiſung des Preßgeſetzes durch die unbegreifliche Hartnäckigkeit der Kammer wird Maßregeln nöthig machen, die neuerdings gewaltigen Lärm machen werden." Das Verhalten der Kammer iſt in der That überraſchend. Bayern iſt keine meerumfloſſene Inſel und keine

Großmacht, Rückſichten auf die übrigen deutſchen Regierungen, die nach dem Falle Warſchau's in Unterdrückung aller Reformideen Schutz gegen die Revolution ſuchten, konnten gar nicht umgangen werden. Unzeitige Hartnäckigkeit der Volksvertretung mußte die Regierung eines Mittelſtaates um ſo raſcher der Reaktion in die Arme treiben.

Auch die kirchliche Frage kam vor den Landtag. Die Weigerung katholiſcher Seelſorger, gemiſchte Ehen einzuſegnen, hatte Anlaß zu Beſchwerden gegeben. Kulmann knüpfte daran heftige Polemik gegen das heimliche und offene Wirken der Kongregation in Bayern. Es wurde jedoch anerkannt, daß die Regierung den Schritten des Klerus, die eine Aufhebung der gemiſchten Ehen bezweckten, energiſch entgegen getreten ſei. Görres wendete ſich eben deshalb entrüſtet gegen die Regierung, die „ihres Katholizismus ſich ſchäme".

Neue Kämpfe brachte die Budgetberathung. Denn obgleich der Finanzminiſter den Stand der bayeriſchen Finanzen ins günſtigſte Licht ſtellte, wurden doch bei den Nachweiſen über die Verwendung der Staatsgelder viele Ausgaben beanſtandet, namentlich die für den Freskenſchmuck der Arkaden, den Bau der Pinakothek, des Kurſaales von Brückenau und anderer öffentlicher Gebäude erwachſenden Koſten. Es ging ſogar der Beſchluß durch, der Bau der Pinakothek ſolle gänzlich eingeſtellt werden, da Nothwendigeres und Nützlicheres der Staatshilfe bedürfe. Bei Feſtſtellung der Civilliſte wurde von mehreren Rednern die Rückſicht auf die Würde der Krone außer Acht gelaſſen und in kleinlicher Weiſe gemäkelt. Rudhart und Cloſen wieſen auf die wahrhaft königliche Verwendung der Civilliſte hin, trotzdem beſchloß die Majorität beträchtliche Abzüge. Auch der Koſtenaufwand für das Militärweſen wurde wieder einer ſtrengen Beurtheilung unterworfen, insbeſondere die Ausgaben für die Feſtungsbauten und größere Uebungslager. Ebenſo gab der Armeebefehl vom 15. Juni 1830 Anlaß zu gereizten Erörterungen, man warf dem Monarchen vor, er ſehe das Beförderungsrecht nur als ein Vorrecht der Krone an und erkläre ſich nur deshalb gegen genaue Beachtung des Anciennetätsprincips. Das Wirken des Regenten ſolle überhaupt mehr ein Beobachten, als ein Selbſthandeln ſein, der Steuermann brauche nicht wie der Matroſe auf dem Verdeck und auf den Maſten zu arbeiten u. ſ. f.

Solche Behauptungen und Rügen gingen namentlich von den liberalen Vertretern Frankens und der Pfalz aus und fanden Zustimmung in den zahlreichen Adressen, die aus diesen Provinzen an die Kammer einliefen. Dagegen wurden nun auch in Altbayern Adressen in Scene gesetzt, die zwar wohl gemeint sein mochten, doch die Spaltung nur vergrößerten. Eine vom sogenannten Eremiten in Gauting, Baron von Hallberg, verfaßte Ergebenheitsadresse aus jener Gegend bat den König, er möge den Bauern nur einen Wink geben und „in Einer Stunde haben Ew. Majestät keine lebenden Feinde mehr."

Sehr wenig regierungsfreundlich aber benahm sich die altbayerische konservative Fraktion in allen gewerblichen Fragen. Daß die Regierung der Gewerbefreiheit nicht ganz abhold war, wurde von ihr als eine Gefahr „für die physische Kraft und Männerstärke des bayerischen Volkes" angesehen. Durch Gewerbefreiheit würden die schlimmsten Uebel über den Staat heraufbeschworen, Bayern werde bald einem Kirchhof voll wandelnder Leichen ähnlich werden u. s. f.

Aber all dieser unseligen Zwistigkeiten schlimmste Frucht war die Entfremdung zwischen dem König und den Ständen. Man fühlte sie heraus aus dem Ton des Landtagsabschieds. Wie anders war noch vor Kurzem die Sprache der Thronrede gewesen! „Die Sachen stehen schlimmer als je", klagt Thiersch in einem Briefe an Cetto, „der König spricht mit keinem Minister mehr, ist seit fast zwei Monaten nicht mehr im Staatsrath gewesen und scheint sehr gebeugt." Der König selbst klagt in dem Gedichte „Im Jahre 1831":

„Auf Weihrauchwolken früherhin erhoben
Bis zu dem endelosen Himmelsbogen,
In der Verleumdung Tiefe nun gezogen
Versank mein Namen durch des Sturmes Toben.
Veränderlich ist gleich den Meereswogen
Der Menschen Gunst; was selbe heute loben,
Ist morgen schon zerronnen und zerstoben,
Wer sich auf sie verläßt, der ist betrogen."

Goethe schrieb damals an S. Boisserée: „Unseren verehrten und geliebten König Ludwig kann ich in diesen Tagen mit meinen Gedanken nicht verlassen; wenn ich ihm nur im mindesten damit nutzen könnte! Es war seit längerer Zeit meine Furcht, es möchte, wie es

jenen frommen Bauherren mit der Nachwelt ging, ihm schon so mit seinen Zeitgenossen ergehen!“ Bekanntlich war es auch zwischen Goethe, der in der Kunst das höchste Mittel zur Volksbildung erblickte, und dem Weimarer Landtag einst zu einem ähnlichen Zerwürfniß gekommen, als über die Ausgaben für Kunst und Wissenschaft Rechnungsablage verlangt wurde.

Damit der Bau des Pinakothekgebäudes nicht ruhen müsse, schoß Ludwig sofort aus eigenen Mitteln ungefähr eine halbe Million Gulden vor. Auf die Schmälerung seiner Civilliste antwortete er durch eine großartige Schenkung an die Armen der Vorstadt Au.

Es lag zu Tage, daß die stürmische Zeit einen thatkräftigeren Minister verlange als Schenk. Ludwig Fürst zu Oettingen-Wallerstein, der im Laufe der Landtagsperiode als Reichsrath wiederholt in konservativ-liberalem Sinn zur Versöhnung gemahnt und durch sein scharfsinniges Budgetreferat Aufsehen erregt hatte, übernahm Schenk's Portefeuille. Auch die Minister und Ministerverweser Zentner, Stürmer und Armansperg traten gegen Schluß des Jahres 1831 zurück; Freiherr von Giese wurde Minister des Aeußeren, Zu Rhein der Justiz, Wirschinger der Finanzen, Weinrich des Krieges. Graf Karl Seinsheim, der Führer der konservativen Rechten, wurde zum Regierungspräsidenten des Isarkreises, Rudhart, der Führer des liberalen Centrums, zum Präsidenten des Unterdonaukreises befördert. Der Ministerwechsel dokumentirte Annäherung an Preußens und Oesterreichs innere Politik, denn namentlich Zentner und Stürmer waren bisher die wärmsten Vertreter eines zu Gunsten konstitutioneller Principien partikularistischen Programms gewesen.

Das Miniſterium Wallerſtein. Unruhen in der Pfalz und in Franken. Politiſche Prozeſſe.

Ludwig Fürſt zu Oettingen-Wallerſtein war ſchon während eines Aufenthalts in Paris im Jahr 1806, ſowie 1813, als er für die raſche Organiſirung der Landwehr eifrig thätig war, zum Kronprinzen Ludwig in engere Beziehungen getreten. Dieſer gab ihm auch, da dem Fürſten in Folge ſeiner Heirat mit einer Bürgerlichen das Kronoberſthofmeiſteramt entzogen worden war, ſofort nach ſeiner Thronbeſteigung das verlorene Thronlehen zurück und ernannte ihn bald darauf zum Präſidenten des Oberdonaukreiſes. Im ſtürmiſchen Landtag des Jahres 1831 wandte er ſich als Reichsrath mit beredter Energie ſowohl gegen die Oppoſition, die gegen das hiſtoriſche Recht überhaupt den Kampf eröffnete, als auch gegen jene Partei, die aus dieſem Streit für die Reaktion Kapital ſchlagen wollte. In Folge ſeiner Haltung wurde ihm die Leitung des Miniſteriums des Innern übertragen, das unter den gegebenen Verhältniſſen von wichtigſter Bedeutung war. Seine einnehmende Perſönlichkeit, ſeine Heirat, ſeine Geſchäftsgewandtheit hatten ſeinen Namen populär gemacht, es war eine ſeltene Erſcheinung, daß ſich ein Mitglied einer der erſten Familien des Landes offen für liberale Ideen erklärte.

Freilich ſtanden mit den verheißungsvollen Worten die Handlungen nicht immer im Einklang. So ſchon im Anfang. Bald nachdem das auf Wallerſteins Veranlaſſung gegründete Regierungsorgan, die Staatszeitung, in der erſten Nummer die Verfaſſungstreue und Unparteilichkeit der Regierung betonte, die Heilſamkeit einer konſtitutionellen Oppoſition anerkannte und die Förderung des deutſchen

Interesses durch das Ministerium versprach, erschien — am 1. März 1832 — ein Erlaß, der jede Association zu politischen Zwecken verbot. Die demokratischen Organe fuhren daher fort, in gehässigstem Ton gegen den Hof und die Minister zu schreiben. Aber auch die Klerikalen verhielten sich feindselig und der alte Görres sieht im neuen Regierungssystem „nichts als eine Nachäffung des juste milieu der Pariser".

In Folge der allseitigen Angriffe ließ die Regierung bald die letzten Bedenken schwinden, sich dem Vorgehen der übrigen Bundesglieder gegen die Presse anzuschließen. Die durch die Karlsbader Beschlüsse eingesetzte Bundeskommission zur Beaufsichtigung der literarischen Produktion begann wieder ihre Thätigkeit und durch den Beschluß vom 5. Juli 1832 wurde die Grenze freier Meinungsäußerung enger als je gezogen. Beleidigungen der Majestät wie der Staatsdiener wurden mit äußerster Strenge geahndet.

Nach Beendigung des letzten Landtages hatten sich in Bayern zwei Vereine gebildet, der eine bezweckte Unterstützung der freien Presse, der andere Entschädigung des aus dem Staatsdienst ausgeschiedenen Abgeordneten Closen. Beide bestanden trotz des polizeilichen Verbots im Geheimen fort. Ihre Organe waren die „Deutsche Tribüne", die von München später in die Pfalz übersiedelte, und das von Dr. Eisenmann redigirte „Volksblatt". Die Redakteure beider Blätter legten zwar große Unerschrockenheit gegen die gerichtlichen Maßregelungen, aber wenig Takt, viel Leidenschaftlichkeit, aber geringen Eifer für das wahre Nationalinteresse an den Tag. Unverhüllt wurde das Volk zum Aufstand, das Militär zur Desertion und Rebellion aufgereizt. Aehnliche Sprache wurde von kleineren Blättern nachgeplappert und der gehässigen Flugschriften war vollends kein Ende.

Durch diese Eiferer wurde namentlich im Rheinkreis der schon glimmende Funke zur Flamme angefacht. Die Einführung der Mauth 1829 hatte Unzufriedenheit geweckt und das Beispiel des unruhigen Nachbars im Westen wirkte ansteckend. Die Bewegung wurde aber erst revolutionär, als Wirth, der Redakteur der Tribüne, in die Pfalz zog und nun mit Siebenpfeiffer, Hochdörfer und anderen Führern der Opposition, wie mit den demokratischen Vereinen in ganz Deutschland in Verbindung trat. Schon bei den Festen zu Ehren

der heimkehrenden Abgeordneten Schüler und Kulmann kam es zu Demonstrationen. Es wurden z. B. bei ihrer Ankunft 102 Schüsse abgefeuert, während man gekrönte Häupter nur mit 101 Salven zu begrüßen pflegt, Kulmann erhielt eine Bürgerkrone u. s. w. Der deutsch-nationale Gedanke, der die Seele der geheimen Gesellschaften der Restaurationsperiode gewesen war, verlor sich mehr und mehr. Es wurde jetzt hervorgehoben, jede Rücksicht auf buntbemalte Grenzpfähle sei ein Vorurtheil, selbst die Muttersprache sei nur eine Zufälligkeit, von der man sich nicht knechten lassen dürfe ꝛc. Die Monarchie galt Vielen als überwundener Standpunkt. Wirth beklagt sich in seinen Schriften wiederholt darüber, er werde nur mit Unrecht für einen Feind der Fürsten gehalten, er theile ihnen ja die großartigste, göttlichste Aufgabe zu, allen besitzenden Klassen ein hochherziges Beispiel zu geben und freiwillig auf äußere Macht zu verzichten, — allerdings erblicke er aber in der Hinwegräumung der Throne die unabweisliche Aufgabe des Jahrhunderts. In der Flugschrift: „Die politische Reform Deutschlands" stieg er noch mehr auf konkretes Gebiet herab und forderte „vorläufig" zur Steuerverweigerung auf. Sogar die Kanzel wurde, wie in Luthersbrunn, zu aufreizenden Vorträgen mißbraucht. In mehreren Ortschaften kam es bei dem Aufpflanzen sogenannter Freiheitsbäume zu Exzessen und Widersetzlichkeiten.

Die Regierung behandelte diese Ausschreitungen Anfangs mit großer Nachsicht, nach der Auffassung des Monarchen selbst mit zu großer. Er ergeht sich in den Signaten, die er den Prozeßakten aus jener Zeit einfügte, in bitteren Klagen über Verschleppungen und Versäumnisse und über die Unzuverlässigkeit der Beamten. So heißt es in einem Schreiben (27. September 1832) an Zu Rhein: „Die Rechtspflege im Rheinkreise vorzüglich bey dem Appellationsgericht in Zweibrücken scheint noch immer mehr zum Schutze der politischen Umtriebe als der Ordnung und Ruhe zu wirken... (Werden einzelne Fälle von auffallenden Freisprechungen aufgeführt.) Auf wessen Seite ist hier Recht und Gesetz? Mir scheint, auch hier wolle man nur der Gunst des, wie der Artikel sagt, gereizten und zusammengelaufenen Volkes dienen..." In einem anderen Signat (18. September 1832) heißt es: „Ich finde in dem Benehmen des Bezirksgerichtes zu F. nur einen neuen Beweis, daß es den Gerichten an allem politischen

Muthe gebricht, und daß es deſto dringender nöthig iſt, mit aller Kraft dieſer Muthloſigkeit entgegen zu wirken." Appellgerichtspräſident Koch vertheidigte die Beamten, die das Geſetz ſo anwendeten, wie es vorlag, und fügte bei: „Wenn es gelänge, noch einen Gegenſtand allgemeiner Unzufriedenheit zu beſeitigen oder wenigſtens zu erleichtern, ſo könnte man die Ruhe in Rheinbayern faſt verbürgen. Die Mauth war ein ſchlimmes Geſchenk für dieſen Kreis: ſie machte den Revolutionsmännern leichteres Spiel. Iſt es denn nicht möglich, fragen ſich die Vernünftigen jeden Tag, hierin dem Volkswillen, ja wenn man will, dem Volksvorurtheil etwas nachzugeben? Warum ſucht man in fernliegenden Sachen, in Maßregeln, die vielleicht nur erbittern, Mittel, die man ſo nahe greifen könnte?".... Ludwig ließ das Memorandum Koch's ſofort dem Miniſterium des Aeußern, das die Zollvereinsunterhandlungen leitete, übermitteln, ſchrieb aber dem Appellgericht zurück: „Die in dem Urtheil entwickelte Anſicht des rückgehenden Aktes, daß es nach dem Geiſte der bayeriſchen Verfaſſung erlaubt ſey (denn auf ſolche wird dieſe Doktrin angewendet), ſelbſt mit Leidenſchaftlichkeit und in ungeeignetem Tone anzugreifen, würde zu einer ungemeſſenen Frechheit, wenn ſolche anerkannt würde, führen, und wie läßt ſich dieſe Behauptung aus der bayeriſchen Verfaſſung, die bloß eine Beſchwerde an die Stände außer den gewöhnlichen Mitteln kennt, ableiten, wie mit dem Art. 222 des Cod. pen. vereinigen, der nicht bloß die Ehre der öffentlichen Beamten, ſondern elbſt ihr Zartgefühl (leur delicatesse) geſchützt wiſſen will? Das Caſſationsgeſuch iſt zu verfolgen und die Anſicht der Gerichtsmitglieder durch jedes geſetzliche Mittel zu berichtigen."

Da die getroffenen Prohibitivmaßregeln die Agitation durch die Preſſe hemmten, ſuchte man einen Erſatz in öffentlichen Volksverſammlungen. Der Journaliſt Siebenpfeiffer lud im Mai 1832 alle „Freunde der Freiheit, die nicht den armſeligen Flitterſtaat einer Krone höher ſchätzen, als die Majeſtät einer großen Nation" zu einem Nationalfeſt auf der Schloßruine zu Hambach unweit Neuſtadt an der Haardt, bei dieſem Völkermaifeſt ſolle der „Grundſtein zur Wiedergeburt Deutſchlands gelegt werden." Die Regierung verbot anfänglich das Feſt, nahm aber, als dagegen Proteſt erhoben wurde, das Verbot zurück.

Am 27. Mai versammelte sich demzufolge eine große Volksmenge auf dem Festplatz und zog, die deutsche Tricolore voran, unter Absingung des Vaterlandsliedes nach der Ruine. „Da war kein Auge thränenleer", schreibt Wirth in einer Schilderung des Festes, „da hob sich der Busen, voll von seliger Wollust, und von Mund zu Mund tönte der Ausruf: Heil, Heil dem Tage, wo Deutschlands Fahne Männer aus allen Gauen des Landes zu brüderlicher Eintracht vereinigte!" — Wie sollte aber diese Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlands erreicht werden? Wirth, Siebenpfeiffer, Große und andere Redner des Tages sprachen sich unverblümt aus. Fast ausnahmslos forderten Alle zu gewaltsamem Umsturz der bestehenden Ordnung und zur Beseitigung der deutschen Dynastien auf. Namentlich Wirth suchte den König von Bayern als „Verräther am Menschengeschlecht" zu brandmarken. Seine Rede wurde durch den Ruf: Nieder mit den Fürsten! und ein Hoch auf die „vereinigten Freistaaten Deutschlands" erwidert. Eine Frankfurter Deputation überreichte Wirth ein „Schlachtschwert." Adressen vom polnischen Nationalcomité und von den amis du peuple in Paris liefen ein, da ja „der Cultus der Freiheit allen gebildeten Völkern gemeinsam." Wahrscheinlich hatten die Leiter der Bewegung im nemlichen Zeitpunkt auf eine neue Revolution in Paris gehofft, die das Signal für eine Erhebung Deutschlands geben sollte. Ein Vorspiel zu Mannheim mißlang. Der Bericht des Staatsprokurators R. über das Hambacher Fest, den Ludwig mit allerlei Interjektionszeichen versah, faßt die Angelegenheit wohl gar zu optimistisch auf: „Durch die verschiedenen Reden ist der bessere Theil der Bürger von der Tendenz der sogen. Volksfreunde aufgeklärt worden, und allmälig fangen sie an, in den Männern, welche sie kurz zuvor noch als die Vertheidiger ihrer Rechte betrachteten und ehrten, Volksaufwiegler zu sehen, deren Ziel ist, allgemeine Anarchie und alle Schrecken derselben herbeizuführen und dadurch ihre egoistischen Absichten zu befriedigen; betrachtet man das Fest aus diesem Gesichtspunkt, so kann man wohl behaupten, daß es der allgemeinen Stimmung des Volks für Gesetz und Ordnung sehr förderlich gewesen ist." Die öffentlichen Excesse mehrten sich aber von Tag zu Tag, die Soldaten wurden wiederholt mit Steinwürfen empfangen, bei Verhaftungen nahm das Publikum Partei gegen die

Behörden. Die gegen Wirth, Siebenpfeiffer und Andere eingeleiteten Prozesse endeten fast ohne Ausnahme durch Urtheil der Assisen mit Freisprechung. Als Wirth zur Erstehung einer kurzen Gefängnißstrafe abgeführt werden sollte, wurde von Parteigenossen ein gewaltsamer Befreiungsversuch gemacht, der jedoch mißlang.

Ludwig glaubte nun durch die äußerste Strenge die wachsende Bewegung ersticken zu müssen und Feldmarschall Wrede wurde mit einem Truppenkorps nach dem Rheinkreise abgeschickt, um die Ruhe herzustellen. Viele politisch Verdächtige wurden verhaftet, mehrere Beamte entlassen oder versetzt.

Auch im Untermainkreise gährte es, und hier, wo politische Vergehen nicht wie in der Pfalz vor das Forum von Assisen, sondern vor die Polizeigerichte kamen, hatten die Prozesse gegen die der Aufwiegelung Beschuldigten weit ernstere Folgen. Schon im Jahr 1831 wurde gegen die Burschenschaft Amicitia wegen revolutionärer Indicien Untersuchung eingeleitet, wurde aber wegen Mangels an genügenden Beweisen niedergeschlagen. Auch andere sogenannte gesellige Vereine, deren Benennungen maskirte politische Verbindungen errathen ließen, z. B. die Reichsstädter, die freie Schweiz u. a. erregten den Argwohn der Polizei. Den Charakter der Unordnung und der Ungesetzlichkeit nahmen jedoch die politischen Demonstrationen in diesem Landestheil erst an, als die Nachrichten vom Hambacher Fest die Gemüther erhitzten. Es wurden nun ähnliche Volksversammlungen an mehreren Orten veranstaltet. Am 17. Juli 1832 benachrichtigte König Ludwig, der sich damals in Brückenau aufhielt, den Justizminister Zu Rhein, daß ihm von einem Komplott gegen sein und seines Ministers Leben Anzeige gemacht worden sei. Strenge Untersuchung wurde angeordnet. Der Denunciant, der die Mitglieder des Komplottes in Würzburg namhaft machte, war schlecht beleumundet, dennoch gewann seine Angabe einen Anschein von Glaubwürdigkeit, indem der angeblich zum Königsmord gedungene Student sich wirklich in Brückenau einfand und daselbst verhaftet über den Zweck seiner Reise jede Auskunft verweigerte. Das Mißtrauen des Monarchen wurde durch Nachrichten über das Treiben und Planen ähnlicher „Rächerbündnisse" in Paris gesteigert, trotzdem die unlauteren Absichten der Denuncianten wiederholt zu Tage traten. So wurde z. B.

ein relegirter Heidelberger Student, deſſen man ſich zur Beobachtung bediente, in München beim Ankleben verſchiedener Pamphlete ertappt, nachdem er kurz vorher der Polizei über die Autorſchaft ähnlicher Plakate die aufregendſten Mittheilungen gemacht hatte.

Darin ſtimmten die Nachrichten, mochten ſie nun in ihren Details mehr oder minder übertrieben und gefärbt ſein, alle überein, daß es auf eine gleichzeitige Erhebung in Deutſchland, Frankreich und Polen abgeſehen wäre. Angebliche oder wirkliche polniſche Emiſſäre ſpielten eine bedeutende Rolle bei allen geheimen Verbindungen. In Würzburg war namentlich ein gewiſſer Kurowsky thätig, der ſich aber im Laufe der gegen ihn eingeleiteten Unterſuchung als ein deutſcher vacirender Handwerksburſche entpuppte. In Mainbernheim, wo die Aufregung durch Predigten des Ortspfarrers geſteigert wurde, kam es zuerſt zu ernſteren Unruhen. Eine ähnliche Bedeutung wie das Hambacher Feſt für das Rheinland, gewann ſpäter ein Waldfeſt in Gaibach, wo Graf Schönborn zum Andenken an die Stiftung der bayeriſchen Verfaſſung eine Denkſäule errichtet hatte. Behr und Eiſenmann hielten Reden, die zwar ſo ziemlich in den Schranken eines freiſinnigen Konſtitutionalismus blieben, aber allzu eifrige Enthuſiaſten trugen Behr unter dem Rufe: Dieſer ſei unſer Frankenkönig! im Triumph umher. Dergleichen Scenen veranlaßten dann neue Unterſuchungen, in die eine große Zahl auch gemäßigter Liberaler verwickelt wurde.

Der Centralpunkt aller politiſchen Verbindungen in Deutſchland war Frankfurt. Dort kam es auch am 3. April 1833 zur wirklichen Revolte. Der klägliche Verlauf und Ausgang iſt bekannt. Poſitive Reſultate für die Sache der Einheit und Freiheit wären von jenen Politikern, die einen ſolchen Putſch ausheckten konnten, — mögen ſie auch ſonſt grundehrlich geweſen ſein — ſchwerlich je erzielt worden! Maſſenhafte Verhaftungen fanden ſtatt. 1834 waren bei den bayeriſchen Gerichten allein 142 politiſche Prozeſſe, namentlich gegen Studenten anhängig. Vom Bundestage wurde eine Centralbehörde niedergeſetzt, die ſich über den Zuſammenhang der einzelnen gegen die öffentliche Ordnung gerichteten Complote vergewiſſern ſollte. Harte Strafe, faſt immer mehrjährige Zuchthausſtrafe, traf alle Theilnehmer. Ludwig ſignirte auf das Begnadigungsgeſuch eines Studenten

Stirner: „Mit Ernst den Verbrechen gleich Anfangs begegnen, verhindert Viele, sich in Verderben zu stürzen; wäre das heillose Urtheil im Jahr 1825 nicht erfolgt, so dürften nicht Wenige zurückgehalten worden sein, sich um ihr Lebensglück gebracht und den Ihrigen Gram bereitet zu haben!“

Leider richteten die Regierungen ihren Argwohn gegen das Universitätswesen überhaupt und jeden freisinnigen Lehrer. Oken sollte schon 1832 von München nach Erlangen versetzt werden, legte aber seine Professur nieder und ging nach Zürich. Seuffert in Würzburg wurde als Assessor an ein Appellgericht versetzt, Schönlein seiner Professur enthoben. In ähnlicher Weise wurde außerhalb Bayerns gegen die Professoren Rotteck, Uhland, Welcker, Salfeld und Andere eingeschritten.

Ein geheimes Postkabinet existirte in Bayern nicht. Gerade das Studium der einschlägigen Akten gewährt diese Ueberzeugung. Als es sich 1833 um Ermittlung handelte, welche Bayern in Korrespondenz mit einem Kapitän v. Bornstädt ständen, wurden die Postbehörden um Aufschluß angegangen. Sie wiesen das Ansinnen irgend welcher Mittheilung zurück. Auf Beschwerde des Ministeriums des Innern erließ der Minister des Aeußeren an die Postadministration den Befehl, „über das Aeußere, über die Adressen, Postzeichen ꝛc. der zu bezeichnenden Korrespondenzen oder Sendstücke alle jene Aufschlüsse zu ertheilen, welche gefordert werden würden.“ Als aber die Zumuthung gemacht wurde, die Aufgeber verdächtiger Briefe sollten von den Postbeamten signalisirt, die Briefe selbst zurückgehalten werden, wies das Oberpostamt Augsburg (23. Mai 1833) diese Forderung zurück, weil „außer dem Umfange der Pflichten der königlichen Postbeamten“, und dies Verhalten des Oberpostamts wurde vom Ministerium des Aeußern als richtig anerkannt.

Die Frankfurter Vorgänge und die Umtriebe der in die Schweiz geflüchteten Volksmänner trugen dazu bei, die Strenge des Strafverfahrens gegen Behr und Eisenmann zu verschärfen, die als die Haupturheber der revolutionären Bewegung in Unterfranken angesehen wurden. Nach mehrjähriger Untersuchungshaft wurden Beide zur Festungsstrafe auf unbestimmte Zeit und zur Abbitte vor dem Bildnisse des Königs verurtheilt. Wir konnten auch nach Einsicht der

wichtigsten einschlägigen Akten nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß Behr wirklich in hochverrätherische Umtriebe verwickelt war oder auf die Gunst einer revolutionären Volksmenge ehrgeizige Pläne gebaut habe. Eher möchte man in den zahlreichen Begnadigungsgesuchen selbst jenes berechtigte Selbstgefühl vermissen, das auch der Unglückliche nicht verlieren soll. Er selbst erklärt in seiner Vertheidigungsschrift: „Friedliche Reform des meiner Ueberzeugung nach Reform Bedürfenden im friedlichen Wege des gütlich und rechtlich sich Einigens zwischen dem Monarchen und dem Volk konnte einzig mein Princip sein und bleiben, konnte einzig von mir bei gegebenen Gelegenheiten ausgesprochen werden, wie es auch nur allein geschehen ist; die Hoffnung zu dem Gewährtwerden einer solchen Reform war nicht und nie abgeschnitten, und so lang diese Hoffnung blüht, hätte ich in der That ernst wahnsinnig sein müssen, um an ein revolutionäres Streben auch nur von der weitesten Ferne denken zu können und für solchen Wahnsinn hat der Himmel mich gnädig bewahrt!“ Ludwig änderte das strenge Urtheil nicht ab, bestand auch auf der Abbitte vor seinem Bilde. „Morgen früh“, fügte er bei (13. Juni 1836), „soll Behr nach gehöriger Vorbereitung meine Entschließung vorsichtig eröffnet werden, damit seine Gesundheit keinen Schaden leide, da er sich vielleicht noch auf Begnadigung hoffte.“ Die Abbitte fand im Saal des Stadtgerichts zu München statt. Behr drückte dabei aus eigenem Antrieb seinen Schmerz aus, seinen König beleidigt zu haben, und wurde sodann auf die Festung Oberhaus abgeführt.

Es ist beklagenswerth, daß Niemand in der Umgebung des Königs damals den Muth besaß, an Ludwigs edlere Gefühle zu appelliren und dem sonst so klaren großen Geiste darzuthun, daß jene unglücklichen deutschen Jünglinge und Männer, wenn auch auf Umwegen und Irrwegen, doch nur dem unwiderstehlichen Zug nach einer politischen Entwicklung folgten, wie unselig die Einschränkung des freien Worts, durch welche die Intelligenz zu ewigem Schmugglerkrieg mit jener Geistesmaut gezwungen wurde! —

Der Gattin Behr's wies Ludwig während der Haft ihres Mannes eine beträchtliche Jahrespension aus seiner Kabinetskasse an. Erst das Jahr 1847 brachte für Behr die Befreiung, doch war ihm schon seit 1838 freie Bewegung in der Stadt Passau erlaubt. Er

würde ohne Zweifel früher die Freiheit erlangt haben, wenn er nicht abwechselnd mit unterwürfigen Bittgesuchen Drohungen an den König gerichtet hätte, so daß Ludwig auf dem Aktenstück bemerkte: „Wenn man den Behr in einem Mörser zerstoßen und ihn dann durch ein Sieb säen würde, so käme wieder der Behr heraus!"

Beim Strafverfahren gegen Eisenmann war in die Waagschale gefallen, daß der Würzburger Stadtkommissär Wiesend in seinem Zimmer „eine Art deutschen Fürstenrocks" gesehen haben wollte! Auch wiederholte Befreiungsversuche zogen ihm härtere Behandlung als Behr zu. Zwar wurde ihm 1847 die Festungsstrafe erlassen, doch blieb er seiner politischen Rechte verlustig. Am 7. März 1848 bat er deshalb um Revision seines Prozesses durch unbefangene Richter, da sich jetzt das erfüllt habe, was er vor Jahren im Volksblatt geäußert: „Der König von Bayern ist berufen, an der Spitze der freisinnigen Bewegung in Teutschland zu stehen, um ein einiges, starkes Teutschland gründen zu helfen." Er schließt seine Bitte: „Ich war und bleibe aus Gefühl und Ueberzeugung ein treuer Anhänger der konstitutionellen Monarchie mit allen ihren Consequenzen." In das deutsche Parlament gewählt, trat er, der eben aus 13jähriger Kerkerhaft entlassen war, für die Rechte des Königs von Bayern auf und rief den Führern der demokratischen Partei zu: „Einen guten Staat zu erhalten, wird nur durch das konstitutionelle Princip der Heiligkeit und Unverantwortlichkeit des Monarchen verwirklicht: hütet euch, dieses Princip anzutasten, nach seinem Sturz folgt die Sündfluth der Anarchie!" —

Die Erhebung des Prinzen Otto auf den griechiſchen Thron. Die Regentſchaft. Reiſe Ludwigs nach Griechenland.

An die Hellenen, da ich König 1825.

„Nur Gebete hatte die Seele zum Himmel zu ſenden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreyenden Kampf,
Thatlos verwehten mir in den Lüften die Töne der Lyra,
Blos in die Saiten allein durfte greifen die Hand;
Einſam erklangen dieſelben, wie Seufzer verheimlichter Liebe.
Jetzt iſt die Lyra verſtummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß ſich's geſtalte zur That, Griechen, zu euerem Heil!"

Er hielt ſein Verſprechen. Unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung brachte er aus ſeiner Privatkaſſe bedeutende Opfer. Auf der Liſte der Beiträge zur Unterſtützung der Helden des griechiſchen Aufſtandes ſtanden obenan 20,000 Gulden „von einem alten Griechenfreunde". Die Sammlung im Lande ergab im Ganzen 75,000 Gulden, eine nicht gar beträchtliche Summe; ſahen ja doch in München, wie Varnhagen erzählt, nur Wenige mit Gunſt auf das ganze Unternehmen. Doch der König ließ nicht nach, die Sache der Hellenen zu unterſtützen, trotz der verſteckten und offenen Abmahnungen des öſterreichiſchen Kabinets. Er wiederholte ſeine erſte Schenkung im folgenden Jahre und gab noch für Loskauf gefangener Griechen weitere 20,000 Franken; eine bedeutende Summe wurde auch von ſeiner Familie geſpendet. Um ſich über richtige Verwendung der Hilfsgelder zu vergewiſſern, trat er mit dem edlen Philhellenen Eynard in Korreſpondenz, der ſein halbes Vermögen für die Erhaltung des neu

erſtehenden Griechenſtaates geopfert hatte. Als der Präſident Kapodiſtria eine Kreditanſtalt für die durch den Krieg Verarmten errichtete, gab Ludwig wiederum 50,000 Gulden, wofür ihm der Nationaldank der Griechen ausgeſprochen wurde. Mit ſeiner Erlaubniß begaben ſich Oberſt Heydeck, der ſich im ſpaniſchen Krieg ausgezeichnet hatte, und mehrere Subalternoffiziere nach Griechenland, um an der Seite anderer Philhellenen am Kampfe Theil zu nehmen. Ludwig trug eifrig Sorge, daß nicht Abenteurer, ſondern wirklich opfermuthige Kampfgenoſſen beiträten. Er ſchrieb deshalb an ſeinen Sekretär (31. Juli 1826): „Sie wiederholen es Heydecker gleich und daß ich es auf ſeine und ſeiner Gefährten Seele binde: den griechiſchen Freiwilligen ſoll reiner Wein eingeſchenkt werden, denn es geht auf Tod und Leben.“ Im September 1826 beſtieg Heydeck mit ſeinen Gefährten den „Pegaſus“ zur Fahrt nach Hellas. Sie fanden die Griechen, wie Heydeck in einem Briefe an Sekretär Kreuzer*) ſchreibt, „in mehr als Regenbogenfarben abgeſtuft.“ Ueber die griechiſchen Zuſtände äußert er ſich in einem Briefe an Wrede (14. Okt. 1836): „Wer mit dem polizeilich europäiſchen Maßſtab die Dinge in Griechenland meſſen wollte, würde ſich und andere betrügen. Ein wirklich gutes, für die Freiheit vom türkiſchen Joch, für eine feſte Regierung und für das Aufhören aller Parteiungen und Plackereien bis zum Enthuſiasmus eingenommenes Volk, an deſſen Spitze ein kleiner Haufe von Menſchen, die Türkenknechte und Tyrannen ihrer Mitbürger waren, in allen Kniffen der abgefeimteſten Intrigue bewandert, ohne Treue und Glauben, oft feig bis zum Meuchelmord, von ſchmutzigem Eigennutz und erbärmlichem Ehrgeiz, die ihre eigenen Streitigkeiten zur Volksſache machen und um tauſend Thaler Bürgerblut zu vergießen ſich nicht ſchämen. Doch auch hier giebt es ehrenwerthe Männer, die für das Vaterland ihr Herzblut, ihrer Familien Glück und Alles hingeben, was ſie haben. Vor den Türken fürchten ſich die Griechen nicht, und ich glaube feſt, daß jene nie mehr Herren in Griechenland werden.“ Einen Beweis der Unbändigkeit jener Häuptlinge mußten die Ankömmlinge ſogleich am erſten Tage ihres Aufent-

*) Ich verdanke gütige Mittheilung der citirten Briefe von und an Heydeck Herrn Regimentsauditer Harlander.

halts in Nauplia erleben, da in Folge eines persönlichen Zwistes die Kommandanten von zwei Forts blutigen Kampf führten, bei welchem sogar die Kanonen der Festung mitwirkten. Heydeck, der sich namentlich militärische Einübung der poetischen Barbaren angelegen sein ließ, aber auch persönlich mit seinen Gefährten an dem Kampf gegen die Türken Theil nahm, hatte oft seine Noth mit den griechischen Kameraden, die Gehorsam und Sklaverei gleichachteten.

Mit welch eifriger Theilnahme Ludwig die Schicksale seiner Landsleute in Hellas verfolgte, erhellt aus den eigenhändigen Briefen, die er in rascher Reihenfolge an Heydeck richtete. „Gott sey mit Euch, meine braven Bayern!" schreibt er am 8. Jänner 1827, „Heydeckers, des mir so werthen, Briefe vom 26. September und 25. Oktober habe ich bekommen. Gerührt hat es mich, freudig erhoben, daß des herrlichen Bozzari's Wittwe ihren Sohn, den sie Rußlands Kaiser, den sie Allen abgeschlagen, ihren einzigen, mir anvertrauen will; mit offenen Armen soll des von mir bewunderten Helden Sohn empfangen werden. Der Mutter habe ich vor eine Pension zu geben. Wie treffend sagen Sie, daß es wünschenswerth, der Anführer Söhne möchten zusammen erzogen werden, in Teutschland, in München erzogen werden. Bewirken Sie, daß Colokotroni seinen Sohn aus dem theuren civilistischen Pensionat in Genf in das hiesige Kadettencorps thue. Ich habe bereits einen jungen Hellenen darin, ein anderer kommt, ein dritter auf Kosten des hiesigen Griechenvereines, an welchen ich gleichfalls bezahle, für beyde andere ganz; der Verein wird wohl noch sechs hier erziehen lassen. Ich gehe auch damit um, einen der geflüchteten griechischen Geistlichen hieher kommen zu lassen, damit sie im Glauben ihrer Väter unterrichtet werden: nicht als Entfremdete, hellenischer noch als sie kamen, hoffe ich, kehren sie einst in ihre freye Heimath zurück!.... Daß es Euch nur nicht wie Odysseus auf der Fahrt ergehen möge, der Anfang wenigstens war nicht gut. Hellenen, seyd einig, das thut am meisten Noth, seyd einig! Wackerer Heydecker und seine wackeren Gefährten, lebet wohl!" Am 24. April 1827 schreibt er: „Mit freudigem Gefühl habe ich die Heldenthaten meiner Bayern bey Athen vernommen, geistvoller, tapferer Heydecker! Drücken Sie meine warme Theilnahme denselben aus, Offizieren sowie Unteroffizieren. Von dem Tag an, wo der Urlaub

zu Ende geht, verlängere ich denselben auf ein Jahr, aber dessen kann Jeder überzeugt seyn, daß wenn er, und wäre es auch gleich, zurückkehrte, er von mir ebenfalls sehr gut empfangen würde. Ich glaube, Hellas ist gerettet! Nach Teutschlands Befreyung, als es unter Napoleonischer Zwangsherrschaft gebeugt, glühte ich für nichts so, als daß Hellas siegen möchte. Thätig war ich, thätig bin ich, daß Unterstützung zufließe!" Am 14. Mai 1827: „Meine Augen wurden feucht, als ich, werther und mir noch werther gewordener Heydecker, Ihren an Kreuzern geschriebenen Brief las... Die Ehre, welche Ihr, wackere Krieger, Bayerns Namen in Hellas machet, erfreut mein Herz. Schnitzlein und dem Oberfeuerwerker soll ausgedrückt werden, wie ich hoffe, daß ihre Wunden keine üble Folgen haben möchten. Mit offenen Armen sollen die sechs jungen Hellenen von mir aufgenommen werden, zu welchen, obgleich die festgesetzte Zahl hiemit voll, auch Karaiski's Neffe, wenn es diesem Helden nämlich ein lebhafter Wunsch, gesellt werden darf, der darinnen eine Anerkennung seines Werthes von meiner Seite sehen soll. Die zwey jungen bereits im Cadettencorps zu München befindlichen Hellenen machen, wie ich hörte, bedeutende Fortschritte. Als ich vor einiger Zeit unvermuthet (dieses ist meine Art) in jene Anstalt kam und dem Unterricht beywohnte, wurden mir freudige, dankbare Blicke, hellenische, zu Theil. Auch in Wien darf jetzt für die hilfsbedürftigen Griechen gesammelt werden. Wie meine vorjährige Reise nach Brückenau Hellas Unterstützung brachte, erwarte ich ein gleiches von dieser, da ich durch die als König noch nicht betretenen Städte den Weg nehmen und ebenfalls die Beleuchtungen untersagen werde, statt deren den Wunsch aussprechend, für Hellas und die inwohnenden Bedürftigen das Geld zu geben. Daß auch Hellenen, vorzüglich einflußreiche, aus eigenen Mitteln ins Münchener Cadettencorps ihre Söhne schicken aus dem Vaterlande her, desgleichen aus anderen Anstalten, ist wichtig, das bemerkte der mit seltener Geistesfähigkeit begabte Heydecker, sie drang tief in mir, diese Bemerkung: Teutsche, gründliche, kriegerische Bildung, gehorchen lernen den Oberen, das thut den Hellenen Noth, Einigkeit; in fernem Lande zusammen erzogen werden, wird heilsam auf letztere wirken. Hellas, ich hoffe es, ist dem Türkischen Joch entzogen, wenn es sich eben nicht selbst verdirbt." Am 9. Mai 1828: „Heydecker

und ihr Bayern alle, die Ihr in Hellas seyd, Ihr gereicht Bayern zur Ehre, und Ihr hauptsächlich rettet den Teutschen Namen in diesem Kampfe.... Daß ich Heydeckern aufgemuntert habe, der jedoch dessen nicht bedurfte, nach Hellas zu ziehen, sehe ich als einen der größten Dienste an, die ich Hellas erwiesen habe, doch werde ich's weder Ihnen, noch Keinem übel nehmen, kehrt er früher zurück, aber als Verdienst ansehen den von meinem ertheilten Urlaub gemachten Gebrauch. Bleibt Heydecker noch in Hellas, wird sich mancher bayerische Offizier finden, der hinziehen will. Wie viele Offiziere und Unteroffiziere, wie viel von Infanterie, Artillerie, Ingenieure, und von welchen Graden, wäre wünschenswerth, daß von Bayern sich hinbegäben und thäte dieses auch jetzo noch Noth? Da Rußland in diesem Augenblick wohl den Türkenkrieg wird beginnen und das mit einem Krieg, wie nie zuvor, wären nicht Aerzte, die zugleich Wundärzte sind, erforderlich, und wie viele?.... Daß ich der erste Fürst war, der sich für diese Sache ausgesprochen in Wort und That, ist mir ein wohlthuendes Gefühl. Hellas' Unabhängigkeit war mein Wunsch lange vor des Kampfes Beginn, sie ist mir eine Sache des Herzens, als Kronprinz, als König, wie ich denn überhaupt glaube, der nähmliche geblieben zu seyn.... Die jungen Griechen, namentlich Demetrios Bozzaris, schlagen sehr gut an, er und sein treuer Begleiter Christos tragen sich fortwährend wie in Suli....." Am 16. September 1828: „Heydeggers Namen lebt unsterblich nicht nur in den Büchern der Geschichte, sondern auch nicht minder in denen der Menschheit!.... Der Münchner griechische Verein hat jetzt so viel erübrigt, daß zwey Freyplätze im Cadettencorps für Hellenen auf immerwährende Zeit gestiftet werden können. Es wäre für dieses wieder auflebende, aufstrebende Volk gewiß sehr nützlich, wenn auch viele Wohlhabende auf eigene Rechnung nach München zur Erziehung, zur Ausbildung kämen, für Kriegswesen, für Kunst und Wissenschaft. Da bereits eine Anzahl daselbst sich befindet, hören sie nicht auf, Griechen zu bleiben, und da ein Griechisches Gotteshaus und Priester (den ich aus meiner Cabinetskasse bezahle) hier, so haben sie Unterricht in der Religion ihrer Väter und Ausübung ihres Gottesdienstes. Mannszucht, gründlichen Unterricht bedürfen die Hellenen, beydes können sie in München bekommen, welches dabey Mittel zu vielseitigem

Unterricht darbietet, wie wenige Städte, alles zugleich wird ſchwerlich in einer anderen ſo zu finden ſeyn. Graf Capodiſtrias (der zum Heil ſeines Vaterlandes geboren, bei dem Sie mich nicht vergeſſen ſollen) kann viel beytragen, daß dieſes von ſeinen Landsleuten benützt werde." Am 20. Februar 1829: „Ihren Wunſch, ins Vaterland im nächſten Frühling zurückkehren zu wollen, finde ich ſehr natürlich, obgleich für Hellas ein tief empfindlicher Verluſt, kann ich nicht entgegen ſeyn. Daß jedoch Graf Capodiſtria nicht wähne, daß ſich meine Theilnahme an Hellas vermindert habe, feurig iſt ſie, dieſes prägen Sie ihm ein, und wie eyfrig ich wünſche, daß wenigſtens die Thermopylen deſſen Gränze werden, und wie ich wünſche, daß Schweizer in griechiſchen Sold genommen werden, wozu die Heimſchickung der in Niederländiſchen Dienſten bisher befindlichen wie eine vom Himmel gegebene Gelegenheit erſcheint, auch würden Schweizer bey den großen Mächten am wenigſten Mißtrauen erregen und könnten, wenn Hellas Regierung es will, zu Anſiedlungen dienen. Daß Teutſches Weſen vorzuziehen, das gediegene, gründliche, mehr als jedes andere, glaube ich, kann behauptet werden, ein neues Verdienſt Heydeck's, bewirkt er es...."

Die jugendliche Begeiſterung, mit welcher Ludwig für die helleniſche Sache eintrat, ließ ihn leicht über die Mißgunſt hinwegſehen, die von mancher Seite ſein Beſtreben verfolgte. „Es wird freilich", ſchreibt er an ſeinen Sekretär (22. Mai 1827) „bey uns Menſchen geben, wohl nicht wenige, die, wenn ich das Jahr dieſe par tauſend und einige hundert Gulden zur Anſchaffung arabiſcher Pferde für meinen Marſtall verwendete, es ganz in der Ordnung fänden, aber ſchreyen werden, daß ich dafür Griechen erziehen laſſe; aber ich laſſe die Hunde bellen und gehe meinen Weg fort."

Das Beiſpiel, das von einem Throne aus zu Gunſten des „aufſtändiſchen Volkes" gegeben wurde, war von größter Bedeutung. „König Ludwig's großes Beiſpiel", urtheilt Maurer in ſeinem Werke über das griechiſche Volk, „hat Epoche gemacht und die Sache der Griechen wenigſtens ebenſo ſehr gefördert, wie die Schlacht von Navarin ſelbſt."

Endlich wurde die Stimmung in den Kabineten der Großmächte, welche bisher dem todesmuthigen Volk feindſelig geweſen, eine freund-

lichere. Im Juli 1827 kam der Londoner Traktat zu Stande, der aber noch die Unterordnung unter die Pforte aufs Beſtimmteſte betont. Nur die Hartnäckigkeit der Pforte, die jedes Zugeſtändniß verweigerte, führte zu jener Seeſchlacht, die für die Freiheit der Helleuen entſcheidend war. Im Jahr 1829 wäre faſt in Erfüllung gegangen, was Ludwig vor acht Jahren herbeigeſehnt: „Von Sophia's Spitze leucht' das Kreuz auf Völker, welche frey!" Auf den ſiegreichen Czaaren ſetzten jetzt die Griechenfreunde ihre Hoffnung. Auch Ludwig feierte ſein ſiegreiches Banner in Gedichten. Der Czaar hinwiederum ſchickte prächtige Geſchenke für die Salvatorkirche in München, welche Ludwig dem griechiſchen Kultus einräumte. Im Dezember 1829 wurde dort zum Erſtenmal der Gottesdienſt nach dem alten ehrwürdigen griechiſchen Kultus gefeiert. „Seltene Erſcheinung der Zeit!" ſchreibt Kreuzer an Heydeck (18. Dez. 1829), „eine griechiſche Kirche in München, und die Kirche ſo paſſend zu den alterthümlichen Bildern und Ceremonien und dazu die Art des Geſanges, kurz, man ſah ſich wie ins ſechſte Jahrhundert verſetzt!" —

Der 3. Februar 1830 brachte endlich einen Beſchluß der Londoner Konferenz, der ſich für die Unabhängigkeit Griechenlands unter einem eigenen Souverain ausſprach. In erſter Linie fand der Vorſchlag, dem Prinzen Leopold von Koburg die Krone zu übertragen, die günſtigſte Aufnahme. Als aber dieſer Kandidat ablehnte, mehrten ſich die Stimmen, die den zweiten Sohn des königlichen Philhellenen als den Würdigſten bezeichneten. Seit 1829 wirkte ſchon Thierſch durch ſeine ausgebreitete Korreſpondenz in dieſem Sinne. Er wies darauf hin, gerade weil Otto noch jung, könne er für die Regierungsgeſchäfte, die ſeiner harrten, zweckmäßig herangebildet werden, ſeine moraliſchen und intellektuellen Eigenſchaften, die bekannte Begeiſterung und die faktiſchen Verdienſte des Vaters um Hellas ſeien das kräftigſte Hilfsmittel zur Verſöhnung der Parteien, die nach Niederwerfung des äußeren Feindes das Land zerfleiſchten. H. v. Gagern ſchrieb (1. Nov. 1829) an Ludwig: Ja wohl können Ew. Majeſtät mit dem edelſten Bewußtſein ſagen und fühlen, was Sie für Griechenland gethan haben! Sie haben ganz Deutſchland vertreten, gerechtfertigt und geehrt! Aber verfolgen Sie dieſe Bahn, ſetzen Sie dieſe menſchenfreundliche Theilnahme fort! Die Griechen werden kommen, den

schuldigen Dank für Ihren Thron zu bringen. Berathen Sie sie, sagen Sie ihnen Wahrheiten, die Europa, der Civilisation, dem Gedeihen der christlichen Duldung zusagen. Mein Bestreben in Absicht des künftigen Herrschers habe ich Ew. Majestät anvertraut, vielleicht in größerem Umfang, als ich hätte thun sollen. Wissen Sie etwas besseres, so bin ich ganz gelehrig und folgsam." Die Stelle wird erläutert durch eine andere aus einem Briefe vom 2. Februar 1830: „Der Prinz Friedrich der Niederlande scheint die griechische Krone, vermuthlich seiner Gesundheit wegen, abgelehnt zu haben. Es war allerdings aus guten Gründen mein vorherrschender Wunsch. Die Wahl Leopolds von Coburg erscheint mir sehr zweideutig. Auch ist er ohne Ehe und ohne Kinder. Wenn in irgend einem Fall diese Krone wieder zu vergeben stünde, so weiß ich in der That nichts natürlicheres, als die Bestimmung des zweiten Prinzen Ew. Majestät, den man gänzlich noch dazu heranbilden könnte, und dessen hoher Nahme dort im Dankgefühl für den königlichen Vater ungemeine Popularität genießen müßte."

Ludwig selbst erklärte in einem Briefe an Thiersch, er wolle sich in die Wahlangelegenheit nicht mischen; was er für die Griechen gethan, sei aus aufrichtiger und tief empfundener Sympathie für ihr Wohl geschehen, er könne nicht wünschen, daß die Reinheit seiner Absicht durch eine Belohnung in falsches Licht gebracht werde. Auch hatte Thiersch, als er sich 1831 nach Griechenland begab, keinerlei offizielle Aufträge von Seite des Königs, ja seine Berichte, die er von dort aus dem Könige sandte, wurden nicht einmal beantwortet. Dessenungeachtet ließ er sich die Betreibung der Wahl eifrig angelegen sein. Er glaubte anfänglich, sich an den Präsidenten Kapodistria halten zu müssen, erkannte aber bald, daß dieser ehrsüchtige Mann einen Regenten nur als sein Werkzeug und als Stütze gegen die hartnäckige Opposition der nationalen Partei gebrauchen wolle. Die plötzliche Ermordung eben dieses Präsidenten durch die Verwandten des eingekerkerten Mauromichalis warf ein grelles Licht auf die Verwilderung und sittliche Verkommenheit der „Freiheitssöhne". Aber noch wiegte man sich in dem Glauben, solche Barbarei sei nur Folge der langen Knechtschaft und die „Enkel Leonidas' und Aristides'" würden sich unter einer humanen Regierung bald als würdige Glieder

des europäischen Stammes legitimiren, und als Fallmerayer auf Grund eigener Anschauung über den Volkscharakter jener Mischlingsstämme ein ungünstiges Urtheil zu fällen wagte, zog er sich den Unwillen nicht bloß des Königs, sondern überhaupt der ganzen gebildeten Welt zu. Thiersch konnte zwar vor der Zerrüttung des Landes die Augen nicht verschließen, setzte aber ebenfalls die kühnsten Hoffnungen auf die Wunderkraft eines verständigen Regiments. Von Nauplia aus schrieb er am 25. Januar 1832 an König Ludwig: „Sollte bei diesem äußersten Drange der Verhältnisse sich die Entscheidung der Mächte auf S. k. H. den Prinzen Otto vereinigen, so werden Ew. Majestät von Allem, was ein Herz für Griechenland hat, beschworen, mit der allerhöchsten Entscheidung keinen Augenblick zu säumen, und bei der tiefen Liebe und Theilnahme, welche Ew. Majestät diesem Lande bewährt, durch Annahme seiner Herrschaft für Allerhöchst dero zweiten Sohn diesem unglücklichen Volke die größte der Wohlthaten nicht vorzuenthalten: eine Verweigerung wäre seine Verzweiflung, vielleicht das Urtheil seines Todes; eine Verzögerung steigerte die Noth, welche schon jetzt fast unerträglich ist."

Die endgiltige Entscheidung der Großmächte vom 7. Mai 1832 gab den Griechen in der Person des Prinzen Otto einen Basileus. Während seiner Minderjährigkeit sollte eine Regentschaft, aus drei Räthen der Krone bestehend, das Land verwalten. Die Großmächte garantirten dem Fürsten ihrer Wahl den Besitz voller Souveränität und zugleich eine Anleihe von 60 Millionen Franken; dagegen versprach die Krone Bayern vorläufige Unterstützung Griechenlands durch Geldvorschüsse und die Aufstellung eines Hilfscorps von 3500 Bayern.

Die Wahl Otto's wurde in Griechenland enthusiastisch begrüßt. Nauplia feierte sein Geburtsfest durch Beleuchtung und öffentliche Tänze, und selbst der tapfere Held Koletti nahm Theil an der Romaika, dem alten Reigentanze der Ariadne. Die griechische Nationalversammlung bestätigte einstimmig die Wahl des Oberhaupts, so daß über ihre staatsrechtliche Begründung in keiner Weise ein Bedenken übrig blieb. Abgesandte des griechischen Volks gingen nach München, wo sie eben zur Zeit des Oktoberfestes anlangten. So war der zahlreicher als je auf dem Festplatz versammelten Volksmenge das seltene Schauspiel geboten, im Gefolge ihres Königs die Helden zu sehen,

deren Namen noch vor wenigen Jahren in Aller Munde waren, den verwegenen Seehelden Miaulis, den düster blickenden Botsaris, den männlich schönen Koliopulos. Als am nächsten Morgen vom Petersthurm die Nationalhymne feierlich herabtönte, begab sich die Gesandtschaft in festlicher Auffahrt in die Königsburg, um im Namen der Nation dem bayerischen Königssohn die Krone Griechenlands anzubieten. Am Hofe, in der Stadt, im ganzen Lande herrschte freudige Aufregung, die Tagesliteratur giebt davon Zeugniß. Man nährte die stolzesten Hoffnungen. Schon in dem Zufall, daß Griechenland und Bayern die gleichen Nationalfarben haben, erblickte man ein günstiges Vorzeichen. Man forschte nach gemeinsamen Zügen in der Geschichte der beiden Länder, die nun unauflöslich mit einander verbunden sein sollten. Man erwartete, daß den bayerischen Handelsstädten wieder wie im Mittelalter der levantinische Handel in die Hand gespielt, daß einem Theil der mittellosen Bevölkerung Bayerns ein weit günstigeres Asyl in den Fluren am Eurotas und Alpheus, als im fernen Amerika geboten, daß den Produkten bayerischer Gewerbthätigkeit eine reiche Absatzquelle eröffnet werde. Andrerseits wurden die herzlichen Worte, die der Prinz zu den Gesandten sprach, in Griechenland enthusiastisch begrüßt. Der Glückliche wurde von Allen beneidet, dem die edelste Aufgabe beschieden schien, aus den Enkeln erhabener Ahnen wieder ein Volk zu bilden, dieser Ahnen werth!

König Ludwig hatte versprochen, für die Regentschaft Männer von gemäßigten konstitutionellen Grundsätzen zu wählen. Graf Armansperg wurde von der Londoner Konferenz selbst vorgeschlagen, ebenso Staatsrath von Maurer, ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter, neben ihnen wurde noch Heydeck, der durch seinen längeren Aufenthalt mit den griechischen Verhältnissen vertraut war, ausersehen. Thiersch dagegen wurde wider Erwarten nicht in die Regentschaft gewählt, was auf seine Darstellung der späteren Verhältnisse nicht ganz ohne Einfluß geblieben zu sein scheint. Es war aber wohlberechtigt, wenn er es für einen großen Fehler erklärte, daß das Versprechen des bayerischen Ministers v. Giese, es solle eine griechische Nationalversammlung berufen werden, nicht eingelöst wurde. Maurer giebt als Grund dafür die in ganz Griechenland herrschende Parteiverwirrung an. Nicht minder maßgebend mochte auch die Thatsache

sein, daß die Vorgänge in Bayern den König gegen das konstitutionelle System überhaupt eingenommen hatten. Die Abreise der Regentschaft verzögerte sich, bis die Anleihe ins Reine gebracht war. Die Vorschüsse aus der bayerischen Staatskasse gaben bekanntlich noch nach der Thronentsagung König Ludwigs zu schweren Anklagen Anlaß. Wahr ist, daß ungefähr 1,800,000 Gulden in den Jahren 1832 und 1837 aus der Defensionskasse genommen wurden und daß 1840, als diese Kasse außer Stand war, den an sie gemachten Anforderungen zu genügen, aus der Staatskasse an sie Vorschüsse geleistet wurden. Da den Kammern nicht sofort hievon Kenntniß gegeben wurde, läßt sich der Modus dieser Verausgabung selbstverständlich nicht vertheidigen. Als aber 1849 der Abgeordnete Kolb bei der Budgetfrage zur Sprache brachte, daß diese große Schuld noch immer von Griechenland nicht bereinigt sei, leistete König Ludwig sofort aus seinem Privatvermögen vollen Ersatz. Eine Zurückzahlung erlebte er nicht, wohl aber eine andere traurige Bethätigung des griechischen „Nationaldankes".

Der Abschied des jungen Königs von München war ein ungemein herzlicher. Ermattet von der Fahrt und den vielen überwältigenden Eindrücken kam er schlafend nach Rufstein. Als er dort erwachte, konnte er sich nicht trösten, so aus einem Vaterlande geschieden zu sein, er kehrte nochmals zur Grenze zurück und bestieg einen Hügel, der eine Fernsicht über das Grenzgebiet gewährte. —

Es wurde häufig die Ansicht geäußert, die Begleitung eines bayerischen Korps habe mehr geschadet als genützt. Maurer betont jedoch, daß es nur mit solcher Unterstützung der Regierung ermöglicht war, in dem zerrütteten Lande sich zu behaupten, ohne selbst eine Parteiregierung zu werden. Die Vorgänge unmittelbar vor der Ankunft des Königs ließen nur zu deutlich erkennen, welch schwierige Stellung in diesem Lande jedes neue Regiment erwarte.

Am 30. Januar 1833 ertönte bei Tagesanbruch von den Masten der frohe Ruf, daß Nauplia in Sicht. Die vor Anker liegenden Schiffe begrüßten den König mit Geschützdonner und als sich der Pulverrauch zerstreute, lag das lachende Gefilde des klassischen Eilands vor seinen Blicken. Doch noch der nemliche Tag brachte die Nachricht von dem Blutbad in Argos. Die Begnadigung des Urhebers

Kolokotronis war der erſte Regierungsakt des Königs. Am 6. Februar ſtieg er an's Land und hielt in Nauplia feſtlichen Einzug, der durch die Meiſterhand des Malers Heß verewigt wurde.

Die Lage des Landes war geradezu eine verzweifelte. Raub und Zerſtörung waren an der Tagesordnung. Der Befreiungskampf hatte Unbändigkeit und trotzigen Widerſtand gegen ſtaatliche Ordnung und Unterordnung überhaupt großgezogen. In Athen waren keine 300 Häuſer der Zerſtörung entgangen, auch in Nauplia rauchten noch Ruinen, die Waſſerleitungen waren faſt überall vernichtet, große Strecken Landes lagen brach. Ueber die Zuſtände in der neuen Reſidenz ſchrieb der Kabinetsſekretär des Königs Otto, Lehmaier, 1833 an Kreuzer: „Im Vergleich mit allen anderen ſogenannten Städten iſt Nauplia ein Klein-Paris. Hier findet man doch wenigſtens, wenn auch ſchlechte, Häuſer und ein paar Straßen. Unſer Geld hat auch bereits Gott Merkur's ſpekulative Söhne herbeigezogen und ſo kann man für Geld, wenn auch theuer, doch das Nöthigſte ſich verſchaffen. Leider geht dadurch alles Geld wieder aus dem Lande, denn Alles bis zu jedem Stückchen Brot herab muß im Ausland gekauft werden." Die Führer des Volks hatten nur die Außenſeite europäiſcher Bildung erfaßt, deſto lebendiger war aber in ihnen der Geiſt der Intrigue und der Eiferſucht gegen alles Fremde.

So war die Lage des Landes, deſſen natürliche Beſtimmung es wäre, der Träger europäiſcher Bildung nach dem Oſten zu ſein, als die Regentſchaft an das Staatsruder trat. Ein Mitglied derſelben, Staatsrath v. Maurer, hat ſpäter ihre Handlungen und Beſtrebungen in klarer, ungeſchminkter Weiſe dem Publikum dargelegt. Niemand wird ihnen das Zeugniß verſagen können, daß ſie mit Umſicht und redlichem Eifer auf Veredlung der Bevölkerung und Beruhigung der Parteien bedacht waren. Die Geſetzbücher, die Maurer für die Griechen ſchrieb, dürfen ein Muſterwerk genannt werden. Was damals für Hebung des Ackerbaues, des Handels und der Induſtrie, für öffentliche Sicherheit, für das Schulweſen geſchah, trug manche gute Frucht noch in einer Zeit, da man einiger Mißgriffe halber das Regiment der „querköpfigen Bayern" verſpottete und ihre Verjagung betrieb. Es fehlte auch nicht an Anzeichen dafür, als ob das Anſehen der bayeriſchen Verwaltung feſte Wurzel faſſe. Kabinetsſekretär Stengel

schreibt 1834 an Kreuzer: „Jeder Frieden, Recht und Ordnung liebende Mann feiert ein Fest, so oft ein Regierungsblatt dahier erscheint, denn die Wohlthaten dieser Verordnungen werden in Kurzem reifen." Ein anderer Bayer jedoch, v. G., meint, die Situation der Bayern werde nur immer schwieriger werden, „wenn nicht 10 Griechen mehr gehangen werden, als auf der Welt sind." Montgelas beurtheilte 1833 die Lage: „Man versichert, daß Alles in Griechenland jetzt ruhig ist, daß Alles gehorcht: ich glaube es, so lange man Geld und Bajonette haben wird."

Leider fehlte es an Eintracht da, wo sie am nöthigsten gewesen wäre. Unter den Mitgliedern der Regentschaft selbst kam es bald zu Differenzen. Armansperg hatte, wie es scheint, seine persönlichen Interessen übermäßig im Auge und warf sich, um sich gegen seine Kollegen, die auf die Bildung einer starken Nationalpartei Bedacht nahmen, behaupten zu können, der russischen Partei in die Arme. Ueberdieß erregten manche Anordnungen, die im Grunde nicht viel zu bedeuten hatten, bei den Griechen großen Anstoß, weil sie mit Nationalsitten und Gewohnheiten in Widerspruch standen. Die Diplomatie der Großmächte, der an der wahren Freiheit des jungen Staates wenig gelegen war, überspann das ohnehin verwirrte Staatswesen mit einem Netz von Intriguen.

Es gelang dem englischen Gesandten Dawkins, auch das Vertrauen König Ludwigs auf Maurer und den Regentschaftsrath Abel zu untergraben, nachdem kurz vorher eine Verschwörung im eigenen Lande zu ihrem Sturze entdeckt und unterdrückt war. Namentlich Maurer wurde beschuldigt, durch Einführung seiner Institutionen einen schädlichen Liberalismus zu fördern. Im Juni 1834 erfolgte auf das ungestüme Andringen des russischen und des englischen Kabinets die Abberufung Maurers und Abels; an ihre Stelle kamen v. Kobell und Greiner.

Dieser Schritt des Königs hatte jedoch keineswegs die gehofften glücklichen Folgen. Der König selbst bereute ihn später, als er persönlich in die Lage Griechenlands klareren Einblick gewann. Eynard beklagte sich darüber mit Freimuth und in Folge dessen blieb das Verhältniß der beiden verdienstvollsten Philhellenen längere Zeit getrübt. „Ich habe beklagt und beklage noch", schrieb Eynard 1836 an Ludwig,

„daß die Forderung Englands Ew. Majestät zur Abberufung Abels und Maurer's drängte. Ich hoffte dann eine Zeit lang, Graf Armansperg werde, da ihm allein die Leitung der Geschäfte oblag, mit mehr Geschick als vorher sich dieser Aufgabe entledigen, doch die Mißgriffe wurden fortgesetzt; er hat einen ebenso redlichen als in Finanzgeschäften erfahrenen Mann verdrängt und ich mußte es sagen: er hat nun das Vertrauen beider Großmächte verloren. Der Schutz Englands war nur vorübergehend, man darf sich darauf nicht stützen. Die englische Regierung kennt keine wahre Großmuth gegen andere Regierungen, das liebe Ich, der Egoismus beherrscht Alles!"

Da Nauplia zur Residenz in mehr als einer Hinsicht sich unpassend erwies, verlegte der junge König seinen Hof nach Athen, das durch seine Geschichte zur Hauptstadt des Landes berufen ist. Die nothwendige Umwandlung der herabgekommenen Stadt kostete jedoch ungeheure Summen, um so mehr, da man sich in großartige Bauprojekte einließ. Zur Leitung der Restaurationsarbeiten wurde Klenze berufen. Vor Allem sollte das Parthenon wieder aus den Trümmern erstehen. Bei Beginn des Baues hielt Klenze selbst eine feierliche Anrede, worauf das erste durch türkisches Pulver einst herabgestürzte Säulenstück wieder auf seine Basis erhoben wurde.

Am 1. Juni 1835 übernahm König Otto selbst die Regierung. Die Lage des Reiches war noch immer kritisch. „Sie schreiben mir nichts über den Stand der Sachen in Griechenland", schrieb Kreuzer an Heydeck (13. März 1835), „nach allem, was ich erfahre, ist er nicht glänzend und wird dem jungen Könige allein überlassen bleiben, seinen Thron zu fundiren, zu construiren und zu conserviren. Eine Aufgabe, welche nur drei Arbeiten in sich befaßt, die aber schwerer sein werden, als die zwölf des Herakles." Otto beschwor den Vater, er möge nach Griechenland kommen, um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, durch welche Mittel die Ruhe befestigt, das Vertrauen der Nation dauernd gewonnen werden könne. Ludwig beschloß, dem Wunsche Folge zu leisten. Gagern schrieb am 15. November 1835 an den König: „Ew. Majestät sind im Begriff, nach Griechenland zu gehen und mein Wunsch und Segen begleiten Sie. Man zerbricht sich die Köpfe über den Zweck dieser Reise. Ganz einfach vermuthe ich, daß nicht ein Grund, sondern viele Gründe, besonders aber Be-

Digitized by Google

harrlichkeit Sie führen und beſtimmen. Sie werden auf große Schwierigkeiten ſtoßen. Wer ſah ſie nicht vor? Ob die baieriſche Nation unter den Deutſchen die am meiſten geeignete war? Neben dem ſchwierigen Charakter der Griechen mag die Eiferſucht der Mächte die Hauptſchwierigkeit in ſo vielen Beziehungen darbieten. Vor allem dünkt es mich daher erſter Geſichtspunkt, Beruf und Kunſt Ew. Majeſtät, dieſe zu beſchwichtigen, und vermöge ihres hohen, direkten, unverkennbaren Intereſſes als Vermittler in der ganzen Orientaliſchen Frage aufzutreten. Ja, ich meine, dieſe Idee ſollte im Vordergrunde Ihrer Reiſeplane ſtehen. Es wird Ihr frommes Gemüth erheben, und ſelbſt im Fall des Mißlingens werden Sie den Beifall und Dank zweier Welttheile nicht vermiſſen."

Nach glücklicher Fahrt lief die engliſche Fregatte Medea, die den König trug, im Piräus ein.

„Bläſſer wird der Mond, aus den Fluthen des Meeres erhebet
Eos ſich, ziehet hinan gegen des Himmels Gewölb,
Helios folgt, es erhellet ſich immerfort weiter die Gegend,
Deutlicher tritt hervor, was nur die Seele geſchaut,
Aufgethan iſt die Welt, in die ſchon das Kind ſich verſetzte..."

Ein König, der einſt „unter Päſtums Tempel" gedichtet: Lieber denn Erbe des Throns wär' ich Helleniſcher Bürger! konnte auf den freudigſten Empfang der Griechen rechnen und in der That glich ſeine Einfahrt in Athen einem Triumphzug. Welche Erinnerungen wurden bei jedem Schritt in der heiligen Hügelſtadt wach! Hier ſtand Demoſthenes' Rednerbühne, dort erhob ſich der Areopag, auf dieſer Straße wallte der heilige Zug nach Eleuſis, jener Platz trug die herrlichen Kunſtwerke eines Lyſipp und Praxiteles, und über all den Zeugen alter Herrlichkeit wölbt ſich der klare, tiefblaue Himmel Homer's!

Der Vorwurf, den Gervinus erhebt, der König habe den Mangel an eigentlichem Kunſtſinn dadurch dargethan, daß er ſich um die Alterthümer Griechenlands nicht gekümmert, iſt rein aus der Luft gegriffen. Schon unter der Regentſchaft hatte man, und zwar nicht ohne beſondere Rückſicht auf Ludwigs Wünſche, den Werth jener Monumente vollauf gewürdigt, die zur Tradition der großen Vorzeit

in engſter Beziehung ſtanden und deßhalb mittelbar auch von bedeutungsvollem Einfluß auf die moraliſche Wiedergeburt und Erziehung des Volkes waren. Durch den Konſervator Roß wurden alle Vorkehrungen für Erhaltung und Wiederauffindung der ehrwürdigen Ueberreſte getroffen. Roß war auch der Führer König Ludwigs bei den häufigen Wanderungen durch die Ruinen und die zahlreichen Sammlungen. Wäre ein Beweis dafür noch nöthig, ſo erhellte aus Roß' Beſchreibung dieſer Königsreiſen, welch tiefe Verehrung Ludwig den Reliquien der unübertroffenen Kunſt des alten Hellas widmete.

Im Jänner 1836 trat er eine Rundreiſe durch den Archipelagus an und berührte auch die Küſte Kleinaſiens, um das Grab des Achilles zu beſuchen. Ueberall wurde ihm begeiſterter Empfang zu Theil. Die Griechen wollten kaum glauben, daß der ſchlichte Mann im grauen Rock ein König. Die Ehrenbezeugungen waren freilich oft ſeltſamer Art. Da als ſolche im Orient das Beſprengen mit Roſenwaſſer gilt, ſo mußte der König, wenn er durch die Straßen einer Stadt fuhr, ein förmliches Bad über ſich ergehen laſſen. Als er in Paros ans Land ſtieg, wurde er ſogleich von zwei angeſehenen Bürgern in die Höhe gehoben und es machte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß ein abendländiſcher König es nicht unter ſeiner Würde achte, ſich auf eigenen Füßen zu bewegen. In Delos wurde der Apollotempel beſucht. In Anaphe ließ der König vergeblich in den Ruinen der Agora nach antiken Ueberreſten graben. Leider war auch der Erfolg in Melos nicht glücklicher. Schon im Jahre 1817 hatte der damalige Kronprinz auf dieſer Inſel den Platz, wo das Theater ſtand, zu Ausgrabungszwecken durch Haller ankaufen laſſen. Er war daher zehn Jahre ſpäter unangenehm überraſcht, als er erfuhr, durch Franzoſen ſei auf der nemlichen Inſel eine herrliche Statue ausgegraben und nach Paris geſchafft worden. Es war die Miloniſche Venus, die edelſte Perle der Louvreſammlungen. Heydeck erbot ſich, durch Zeugen nachzuweiſen, daß die Nachgrabungen unter den Ruinen des alten Theaters, alſo auf Grund und Boden des Königs von Bayern, ſtattfanden und Ludwig ließ durch den Geſandten Graf Bray in Paris den koſtbaren Schatz als ſein Eigenthum reklamiren, konnte jedoch nicht einmal das erreichen, daß ihm durch einige Büſten aus der Albaniſchen Sammlung ein kleiner Erſatz

geboten werde. Nun während der Anweſenheit des Königs wurde eifrige Nachgrabung erneut, man hoffte Seitenſtücke zur Venus zu finden, erlangte aber nur ein Paar werthloſe Fragmente.

Aber auch den Orten, die durch die Ereigniſſe der neueſten Zeit Bedeutung gewonnen, widmete Ludwig ſeine Aufmerkſamkeit. Er fuhr nach Hydra, um das tapfere Seevolk dieſes Inſelchens kennen zu lernen und beſuchte die Brüder Conturiotis in ihrer ſchlichten Behauſung. Eine Anekdote aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Griechenland iſt charakteriſtiſch dafür, wie richtig er ſelbſt den an und für ſich kleinlichen Umſtänden Beachtung ſchenkte. Sein Sohn Otto war ihm bei der Zuſammenkunft im Piräus im abendländiſchen Koſtüm entgegengetreten. Die erſte väterliche Bitte war, er ſolle ſich ihm einmal in der helleniſchen Fuſtanella zeigen und Ludwig ließ nicht nach, bis ihm der Sohn willfahrte. Die Hellenen aber waren freudig überraſcht, als bald darauf der Baſileus in griechiſcher Landestracht in ihre Mitte trat.

Am 24. März verließ Ludwig Athen, von einer großen Zahl berittener Palikaren geleitet, die dem Vater ihres Königs unzählige Zito's nachriefen. Zum Andenken an ſeinen Beſuch ſchenkte er der Stadt 50,000 Franken zur Gründung eines Krankenhauſes.

Im nächſten Jahre erhielt Ludwig vom Demarchen im Namen der Stadt Athen einen goldenen Ehrenbecher. Auch ſonſt ließen es die Griechen an Auszeichnungen für ihn nicht fehlen. Perraibos, der Geſchichtſchreiber der Sulioten, den Niebuhr eines Vergleiches mit Thukydides für würdig hielt, widmete „dem größten Wohlthäter der Hellenen" ſeine Geſchichte des griechiſchen Befreiungskampfes. Ludwig hinwieder ließ die glänzendſten Epiſoden dieſer Erhebung durch H. Heß in einer Reihe von Fresken in den Arkaden Münchens verherrlichen. Als Fallmerayer die ſlaviſchen Zweige am Stammbaum der heutigen Griechen nachwies, forderte der König den Hofrath Thierſch zur Bekämpfung dieſer Theorie auf und Thierſch entſprach dem Wunſche in einer Reihe von Artikeln in der Allgemeinen Zeitung, welche die Nationaltugenden der Griechen in hellſtem Lichte erſcheinen ließen.

Solche Zeichen geiſtigen Zuſammenhanges waren jedoch nicht kräftig genug, das Verhältniß zwiſchen einer wankelmüthigen Bevölkerung und einem ihr zum Herrſcher gegebenen Fremden dauernd zu

befestigen. Dazu wäre nöthig gewesen, daß Bayern seinen Prinzen entweder mit einer weit bedeutenderen Militärmacht oder mit reicheren Geldmitteln fort und fort hätte unterstützen können. Montgelas hatte ganz richtig geurtheilt. Und nicht allein an Macht gebrach es der Regierung König Otto's, sondern auch an Kraft und Energie, in einem Lande doppelt nöthig, das auf einer Mittelstufe zwischen Kultur und Barbarei stand. Mußte ja doch der König noch 1840 bei einer Rundreise umkehren, um einer großen Räuberbande aus dem Wege zu gehen. Die Finanzen blieben ungeregelt, mehr als einmal konnte der Staat nur durch das Mitleid oder die Eifersucht der abendländischen Mächte vom Bankerott gerettet werden. Ludwig mußte sich bald von der Richtigkeit der Worte Eynards überzeugen. Nach der Abberufung Armanspergs, die wohl auf Grund der in Griechenland gewonnenen Erfahrungen erfolgte, setzte das englische Kabinet seine Intriguen gegen den neu berufenen Rudhart fort.

Es war seltsame Fügung, daß Ludwig später gerade von dem Manne, der anfänglich der heftigste Gegner des jungen Griechenstaates war, von Metternich, Freundschaft und Schutz für ihn beanspruchte. Als es im Jahre 1841 den Anschein gewann, als wolle sich Otto mit Frankreich in ein engeres Bündniß einlassen, um Kandia der Pforte zu entreißen, bat Metternich den königlichen Vater, seinen Sohn vor diesem Schritte zu warnen. Ludwig schrieb deßhalb an den bayerischen Gesandten in Wien, Baron Lerchenfeld, (1. Febr.) er werde ganz im Sinne Metternichs handeln: „Seine freundliche Gesinnung für Griechenland freut mich ebenso sehr, als überhaupt Oesterreich unter den Großmächten diejenige ist, welche es mit Griechenland am Besten meynt."

Auch die Kinderlosigkeit Otto's verhinderte die Festigung der Zustände. Die Wirren dauerten fort, eine Partei nach der anderen kam an das Ruder, die Finanznoth verschlimmerte sich trotz der bedeutenden Vorschüsse, die aus Bayern flossen. Schon lange vor der Katastrophe, die dem klassischen Traum des königlichen Philhellenen ein trübes Ende setzte, gab sich der König düsteren Ahnungen hin. So schrieb er 1843 an Eynard: „Ich bin, wie Sie, tiefbetrübt über den Undank, dem die Bayern in Griechenland begegnen, die ihre ganze Kraft der hellenischen Sache geweiht haben. Sie können aber

nur die Opfer der Erregtheit eines Moments' sein. Aber die Zeit wird kommen, ich zweifle nicht daran, wo man der Reinheit meines Strebens und der kräftigen Hilfe, die ich zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Griechenlands brachte, Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Der Irrthum des Augenblicks verschwindet mit den Menschen und nur die Wahrheit bleibt schließlich siegreich."

Der Landtag 1834. Sociale Unternehmungen und Reformen. Anfänge der kirchlichen Bewegung. Der Landtag 1837.

Die im Juli 1830 heraufbeschworenen politischen Stürme waren vorübergezogen und es trat naturgemäß eine Periode der Abspannung und Erschlaffung auf politischem Gebiete ein. Wie in allen konstitutionellen Staaten, hatte auch in Bayern der Liberalismus durch das kampfbereite Auftreten einer radikalen Fraktion gegen das historische Recht das frühere Uebergewicht verloren. So erklärt es sich, daß der Landtag von 1834 ein völlig verändertes Bild gegenüber dem jüngst verflossenen bot, obwohl fast die nämlichen Persönlichkeiten wieder gewählt waren. Die Thronrede gab namentlich der Freude des Königs über das Gelingen des Zollvereins Ausdruck, es lasse sich hoffen, daß dadurch überhaupt das Band zwischen den einzelnen deutschen Staaten fester geknüpft werde. „Unruhen haben an einigen wenigen Orten stattgefunden, aber gerade, daß sie sich auf sehr wenige beschränkt, bezeugt des Landes gute Gesinnung."

In allen bedeutenderen Fragen ging eine große Majorität der Zweiten Kammer, sowie die Reichsrathskammer fast einstimmig mit der Regierung und Fürst Wallerstein wußte durch behutsames Auftreten jedem Zwiespalt vorzubeugen. „Zum Erstenmal", schreibt Montgelas an v. Zerzog, „ist der Hof vollkommen zufrieden mit der Kammer und hofft, daß ihre Haltung auch als Muster und Beispiel allen Ständeversammlungen Deutschlands diene." Die Verhandlungen über die Civilliste liefen rasch und glatt ab. Die Permanenz der königlichen Einnahmen wurde fast einstimmig angenommen. Sie hebt

einerseits die unwürdige Controle über das Privatleben des Fürsten auf, begründet aber auch, indem sie dem Oberhaupt erst völlig unparteiliche Ueberwachung aller Staatsorgane ermöglicht, die Freiheit des Staates selbst. Durch einen Antrag auf Aufhebung der quarta pauperum und durch Beschwerden über ungeeignetes Verhalten des katholischen Klerus bei Abschluß gemischter Ehen wurde auch die kirchliche Frage wieder hereingezogen. Warum sollte in Bayern akatholisch sein, was für Oesterreich der päpstliche Stuhl freiwillig zugestanden hatte! Wallerstein gelang noch einmal eine Vermittlung. Er erklärte, die Regierung werde zwar die mißliche Lage des untergeordneten Klerus berücksichtigen, aber auch Sorge tragen, daß den Bestimmungen der Verfassung volle Kraft gegeben werde.

Von größerer Wichtigkeit waren die Verhandlungen über die neuen Gewerbs- und Ansässigmachungsgesetze. Die Regierung glaubte sich genöthigt, die liberalen Bestimmungen des Gesetzes von 1825 wieder eindämmen und eine Erhöhung des Bürger-Census verlangen zu müssen, um nicht „eine auf Nichts angewiesene Bevölkerung ohne Besitz und Eigenthum künstlich hervorzubringen". Wallerstein pries dabei die Wichtigkeit des socialen Fortschritts. „Bayern kann ein zweites Bayern in sich selbst gewinnen durch Kultur seiner öden Gründe, durch erhöhte Ertragsfähigkeit seines Bodens, durch gute Arrondirungen, durch reelle Erweiterung seiner Industrie." Die Worte standen aber geradezu in Widerspruch mit den beantragten gesetzlichen Bestimmungen, die einen entschiedenen Rückschritt, einen Rückfall in eine unsichere Mitte zwischen den Grundsätzen des Zwangs und der Freiheit in sich begriffen. Vergebens machte Rudhart darauf aufmerksam, wie durch solche Beschränkung der Arbeitsfreiheit eine Entwicklung aller Kräfte des Landes verhindert und der Auswanderung Thür und Thor geöffnet werde. Der glänzenden Beredtsamkeit Wallersteins gelang es, alle Bedenken zu heben, und das Gesetz wurde mit großer Stimmenmehrheit angenommen.

Doch muß anerkannt werden, daß nach anderen Richtungen für Hebung des Gewerbfleißes und des Handels gerade in dieser Periode große Anstrengungen gemacht wurden. Als Mittel zur Anspornung eines rühmlichen Wetteifers wurde 1834 die erste Industrieausstellung in München ins Leben gerufen. Der Nutzen bewährte sich so deutlich,

daß von nun an ähnliche Unternehmungen periodisch wiederholt wurden.

Der König selbst gab bei vielen Gelegenheiten zu erkennen, wie hoch er Erfindungsgeist und der Hände Fleiß ehre. Bald nach seiner Thronbesteigung erhob er den genialen Mechaniker Reichenbach in den Adelstand, zum Gedächtniß Fraunhofers ließ er eine Münze schlagen. Für die Erfindung des Steindrucks hatte er schon als Kronprinz Interesse gezeigt und die Unternehmer durch Uebertragung geeigneter Arbeiten unterstützt. Er erkannte auch die Bedeutung einer geschulten Thätigkeit für höhere Ausbildung der Industrie, mehrere technische Schulen mit guter Instruktion wurden im Lande errichtet, 1827 die erste polytechnische Centralschule eröffnet. Dagegen wurde das Fabrikwesen mit Ausnahme weniger Zweige spärlicher gefördert. Ludwig sprach wiederholt die Ansicht aus, daß er in einer Vermehrung der Bevölkerung durch Zuzug fremder Arbeiter mehr Gefahren als Vortheile erblicke. Folge war, daß die Fabrikationsthätigkeit in Bayern bei dem kolossalen Aufschwung des Verkehrs im Allgemeinen hinter dem lebhafteren Streben der Nachbarstaaten zurückblieb.

Fortschreitende Vervollkommnung des Feldbau's ist für einen Agrikulturstaat, wie es Bayern vorzugsweise ist, die wichtigste Bedingung des ferneren Wohlstandes. Zwar wurde Bayern auf diesem Gebiete durch das benachbarte Würtemberg weit überflügelt, namentlich weil man dort die Bedeutung landwirthschaftlicher Schulen noch nicht ganz erkannte. Doch fehlte es an achtbarem Streben und guten Erfolgen nicht. Besonders wurde für Bewirthschaftung der Staatswaldungen in vorzüglicher Weise gesorgt. Auch das humane Gesetz über Steuernachlässe, das im Landtagsabschied von 1834 proklamirt wurde, hatte wohlthätige Folgen für den Aufschwung des Landbaues.

Der Handelsverkehr Bayerns trat durch den Abschluß der Zolleinigung der deutschen Staaten vom 22. März 1833, um die sich der König persönlich die wichtigsten Verdienste erworben, in eine neue Periode, deren segensreiche Fortschritte die Gegenwart bereits dankbar würdigen kann.

Reiche Früchte erwartete man auch von einem anderen Unternehmen, das durch unmittelbare Initiative des Königs ins Leben gerufen wurde, von der Anlegung eines schiffbaren Kanals

zwiſchen Regnitz und Altmühl, der alſo die Verbindung zwiſchen der Nordſee und dem Mittelländiſchen Meere herſtellt. Schon als Jüngling ſoll Ludwig den Plan gefaßt haben, dieſen Gedanken Karls des Großen zu verwirklichen. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung ließ er durch den Oberbaurath Pechmann einen Entwurf ausarbeiten. 1829 (19. Juni) ſchrieb er an Schenk: „Höre nichts mehr weder von dem einen noch dem andern (?) Kanal. Der zwiſchen Mayn und Donau der erſte. Jedes Jahr Verzug bringt großen Verluſt.“ Im nächſten Jahr war der Plan vollendet. Am 16. Auguſt 1833 ſchrieb Ludwig an Kreuzer: „Es ſoll mir recht erfreulich ſein, wenn ein Entwurf zur Aktiengeſellſchaft für den Kanalbau, Donau mit Mayn vereinigend, möglichſt bald aufgeſetzt werde, damit ich der nächſten Ständeverſammlung ihn vorlegen laßen kann; ob ich es thue, hängt jedoch noch von den Umſtänden ab, gerade weil ich guten Erfolg glühend wünſche.“ Da die Regierungspartei die Majorität bildete, wurde der Geſetzentwurf vorgelegt und einſtimmig angenommen. Gerade die aufgeklärte Handelswelt überließ ſich den ſtolzeſten Erwartungen über die Rentabilität der Waſſerſtraße, die dem levantiniſchen Handel eine neue Richtung zu geben beſtimmt ſchien. Auch Ludwig ſprach, als ihm im November 1836 die erſte Kanalaktie eingeſandt wurde, ſeinen wärmſten Dank aus, da nach ſeiner Ueberzeugung „Teutſchlands Handel durch dieſes Unternehmen einen großen und bleibenden Nutzen gewinnen wird.“ Leider blieb der Erfolg hinter den Erwartungen zurück und entſprach nicht den ungeheuren Koſten, welche die Herſtellung des Kanals erforderte. Stephenſon's Erfindung, welche ein Netz von Eiſenfäden um die Erde zog, ließ das ganze Unternehmen nach wenigen Jahren veraltet erſcheinen.

Es iſt wenig bekannt, daß, lange bevor Stephenſon's Lokomotive ihren Eroberungszug durch die Welt antrat, in Bayern auf Anregung des Königs an die Verwirklichung einer ähnlichen Idee gedacht wurde. Schon 1819 machte der Abgeordnete Heydenkampf auf die neu konſtruirten Eiſenbahnen nach Erfindung des Oberbergraths v. Baader aufmerkſam. Man dürfe ſich davon große kommerzielle Vortheile verſprechen, um ſo mehr, da der Erfinder ſich anheiſchig mache, die Bahn nicht bloß auf der Ebene, wie es bei den engliſchen der Fall, ſondern über Berg und Thal fortzuführen. Der Antrag zur Unter-

ſtützung Baader's wurde jedoch von der Kammer abgelehnt, zu koſtſpieligen Verſuchen fehle es an Zeit und Geld. Sofort nahm ſich Ludwig, damals Kronprinz, der Sache an. Von Brückenau aus ſchrieb er an Kreuzer (15. Juli 1819): „Als Auftrag von mir an Joſ. v. Baader, daß ich es ſehr wünſchte, ſeine intereſſante Erfindung eiſerner Straßen partheylos von Sachverſtändigen geprüft, wenn ſie vortheilhaft befunden würde, ſelbe ausgeführt zu ſehen." Baader führte für ihn ein kleines Modell aus. Nach ſeiner Thronbeſteigung überwies er dem Erfinder eine bedeutende Summe, um den Verſuch im Großen auszuführen, wozu ihm der Nymphenburger Hofgarten eingeräumt wurde. Das Reſultat war ein verhältnißmäßig überraſchend lohnendes. Von einem einzigen Pferde konnten auf den Schienen mittels der von Baader erfundenen Bergwinde und Kompenſationsmaſchine ungeheure Laſten raſch über jedes Terrain fortbewegt werden.

Aber univerſelle Bedeutung konnte die Eiſenbahnidee erſt durch die Beiziehung der Dampfkraft gewinnen. Auch dieſe Erfindung wurde in Bayern raſch praktiſch benutzt. Zu einer Zeit, da ſelbſt von Seite der praktiſchen Engländer noch die heftigſte Oppoſition gegen das neue Verkehrsmittel erhoben wurde, da Paris noch keinen Bahnhof hatte, da man in Deutſchland die neue Erſcheinung nur als Spielerei betrachtete, wurden zwiſchen Fürth und Nürnberg Eiſenſchienen gelegt, die erſten in Deutſchland. Am 7. Dezember 1835 brauſte zum Erſtenmal die Dampfmaſchine über dieſe Strecke. Montgelas beklagte ſich im Jänner 1836 in einem Briefe an Frau v. Zerzog bitter über die Verſchwendung des großen Kapitals von 180,000 Gulden, die für dieſes Unternehmen, das ſich nie rentiren könne, zu Verluſt gegangen ſeien. Für die Entwicklung des Eiſenbahnweſens in Bayern war der Einfluß Klenze's, der Vorſtand der oberſten Baubehörde war, unvortheilhaft. Wäre ein praktiſcher Ingenieur an der Spitze geſtanden, ſo wäre ohne Zweifel für dieſe neuen Unternehmungen, ſowie für Verbeſſerung der öffentlichen Straßen thatkräftiger gewirkt worden. Doch wurde die Anlegung neuer Bahnſtrecken auf Staatskoſten in verhältnißmäßig raſcher Zeit in Angriff genommen, verhältnißmäßig, indem man auch den vielſeitigen Widerſtand im eigenen Lande zu berückſichtigen hat. Wie Wallerſtein 1837 in der

Kammer erklärte, war es von vornherein des Königs eigener Plan, daß eine große Eisenbahnlinie von der nördlichen bis zur südlichen Landesgrenze durchgeführt werde. Als aber zu Gunsten des Unternehmens 1837 dem Landtag ein Gesetzentwurf über Zwangsabtretung zu öffentlichen Zwecken vorgelegt wurde, wollten noch Viele dem Kinde der Zeit Anerkennung und Pflege verweigern. Ein Redner sah in der Unterstützung des Eisenbahnbaues „die Saat von Drachenzähnen, die eine Revolution erzeugen müsse, da jetzt von der Regierung selbst am geheiligten Rechte des Besitzes gerüttelt werde", ein anderer bibelfester Redner erinnerte dringlich an das neunte Gebot, ein Dritter erblickte darin eine einseitige Begünstigung der Geldaristokratie u. s. w. Mit knapper Majorität ging das Gesetz durch, von dem in Wahrheit abhing, ob der ganze Handelsverkehr Bayern zu umgehen gezwungen werde oder nicht. In der Presse dann wurde noch lange der Streit über Nutzen oder Schaden der Eisenbahnen fortgesetzt. Auch König Ludwig wollte ihre weitere Ausdehnung nur als „nothwendiges Uebel" gelten lassen. Wer hätte auch damals geahnt, daß binnen wenigen Jahren die Eisenbahnen nicht bloß die industriellen Zwecke mächtig fördern, sondern auch für die intellektuellen Interessen nicht geringere Bedeutung gewinnen würden, als die Erfindung Gutenberg's.

Unbestreitbares Verdienst erwarb sich das Ministerium Wallerstein durch rege Thätigkeit für Hebung des Unterrichtswesens. „Giebt es noch", sprach er in einer Sitzung des Landtags 1834, „ein Heilmittel gegen die revolutionäre Stimmung in unseren Tagen, so kann es wohl nur darin bestehen, daß man einem Volke mit der That zeigt, was eine Regierung sein soll, nämlich eine Pflegerin des öffentlichen Wohles und Vermittlerin von mannigfachen göttlichen Wohlthaten." Als die erste Wohlthat galt ihm Bildung der geistigen Kräfte der Landesjugend, die Wohl und Wehe der Zukunft bedinge. Um förderliche Reformen der höheren Unterrichtsanstalten ins Leben zu rufen, suchte er die Unterstützung des geistvollsten Schulmannes, den Bayern besaß, Thiersch. Er entsandte ihn als Unterrichtskommissär nach der Pfalz und den Nachbarstaaten, um durch den Vergleich mit ihren Einrichtungen Einsicht zu gewinnen, wie und wo das öffentliche Lehrwesen Bayerns der Abhilfe bedürfe. Thiersch legte das Resultat seiner Untersuchungen in einem ausführlichen Werke dar, das

bei den nächsten Schulplänen vielseitige Berücksichtigung fand. Er gesteht zwar zu, daß die vorhandenen bayerischen Anstalten noch zu einseitig als Beamtenschulen organisirt seien, rechtfertigt sie aber gegen den Vorwurf Girardins, der in einer Abhandlung über den Unterricht in Deutschland behauptete, in Bayern werde diese Angelegenheit allzusehr durch die Pflege der Kunst beeinträchtigt. Manches geschah auch für Hebung der niederen Volksschulen, aber freilich nicht in genügendem Maße. Gab es ja doch noch 1837 Schullehrer in Bayern, die nur eine Besoldung von zweihundert Gulden hatten, mithin gezwungen waren, zu unwürdigen Nebenverdiensten ihre Zuflucht zu nehmen.

Schon in dieser Periode wurden manche Stimmen laut, die eine Umwandlung des Unterrichtswesens durch die Begründung von Jesuitenschulen forderten. Die Stadtgemeinde Landsberg wandte sich deßhalb sogar 1835 mit einer direkten Eingabe an die Regierung. Das Gesuch wurde vom Könige abschlägig beschieden. Das Motiv dieser Weigerung erhellt aus den Worten, die dem Reskript für Errichtung des Benediktinerseminars St. Stephan in Augsburg eingefügt sind. Das bezügliche 1835 erlassene Reskript fordert eine zeitgemäße Revision der Statuten des Ordens, der „eine solche Verfaßung erhalte, welche der Bildung der Ordenskandidaten für die Wissenschaft und das Lehrfach, sowie der pädagogischen Wirksamkeit der Conventualen die nöthige Entwicklung sichere und gegen jede Abweichung des Ordens von den gesetz- und verfaßungsmäßigen Rechten volle Bürgschaft leiste." Nur so werde der königlichen Absicht entsprochen werden, „da Wir nicht einem von politischer Tendenz mehr oder minder berührten, sondern einem ursprünglich teutschen, mit der Geschichte des germanischen Vaterlandes innig verwebten, um dessen Civilisation hochverdienten und wegen seiner würdigen Haltung von allen Meinungen gleich geachteten Orden die Lösung der Aufgabe anvertrauen."

Die Adoptirung klerikaler Lehrkräfte errang aber nicht so allgemeine Billigung, wie in diesem Reskript angenommen wurde. Zwar fand sie sogar Lobredner unter den Protestanten. Der Präsident des Oberkonsistoriums, Roth, pries in einer akademischen Rede über Merovingische Zustände den nützlichen Einfluß der Mönchsinstitute

auf die ſtaatliche und geiſtige Entwicklung. Dagegen verwahrten ſich im Landtag 1837 Katholiken und Proteſtanten energiſch gegen die eingeführte Neuerung. Die Debatte wurde mit leidenſchaftlicher Heftigkeit geführt. Die Vertheidiger des Kloſterweſens behaupteten, daß nur durch Kloſtererziehung Religioſität und Gehorſam gegen die Obrigkeit eingeflößt werden könne; ſolche gewagte Panegyriken riefen natürlich erbitterte Invektiven der Gegenpartei hervor. Fürſt Wallerſtein gab eine ſchwankende Erklärung. Er geſtand zwar zu, es ſei zweifelhaft, ob Inſtitutionen, die aus den ſocialen Verhältniſſen des Mittelalters hervorgegangen und für dieſe Verhältniſſe unentbehrlich waren, auch in unſrer Zeit noch nothwendig oder nützlich ſeien, aber er hob hervor, daß einer Unterſuchung dieſer Frage der Buchſtabe des Konkordats enthebe, das die Errichtung von einigen Klöſtern bedinge. Er wollte und mußte Rückſicht nehmen auf den poſitiven Willen des Monarchen, der ſich von der Wirkſamkeit der Klöſter für religiöſe, wiſſenſchaftliche und wohlthätige Zwecke ungemein Viel verſprach. „Was ſind ſelbſt die heroiſchen Thaten der Mönche in Manzoni's Verlobten gegen die Aufopferung der Münchner Barmherzigen Schweſtern während der Choleraepidemie!“ äußerte er in der kritiſchen Zeit zu einem Münchener Arzt, — „und welchen Dank haben ſie jetzt dafür!“ Die zweideutige Erklärung Wallerſteins, die zu einem Kammerbeſchluß führte, es ſolle mit Errichtung *neuer* Klöſter Einhalt gethan werden, erſchütterte daher die Stellung des Miniſters, an deſſen Beſeitigung die Vorkämpfer einer ſtreng katholiſchen Richtung in Bayern längſt arbeiteten. Dazu kam noch, daß Wallerſtein über Verwendung der Erübrigungen aus den Staatseinnahmen mit dem Finanzminiſterium in Konflikt gerieth und im Staatsrath für das Selbſtbewilligungsrecht der Stände bei Feſtſetzung des Budgets eintrat. Dies drängte zur Kriſis. Wallerſtein ſuchte um Enthebung von ſeinem Poſten nach. Sie wurde ihm am 25. Oktober 1837 unter ſehr gnädigem Ausdrucke des Dankes für ſeine Dienſte „vor dem Landtag 1837“ bewilligt. An ſeine Stelle wurde der ehemalige Rath der griechiſchen Regentſchaft, Abel, berufen, der ſeither wieder als bayeriſcher Miniſterialrath verwendet war. Seine Ernennung bedeutete den Sieg der Partei, die in Bayerns Monarchen den Schirmvogt des katholiſchen Princips in Deutſchland erblickte.

Eigene Regierungsthätigkeit des Königs.

Wir ſind bei einer Regierungsperiode angelangt, die ſchon von den Zeitgenoſſen nur in Superlativen beurtheilt, von den Kampfgenoſſen der „Erhebung des Katholizismus“ hoch geprieſen, von den Gegnern verwünſcht wurde, während ſofort nach dem Sturze dieſes „Syſtems“ die Meinungen aller Parteien faſt ausnahmslos in unbedingter Verurtheilung übereinſtimmten. Ein endgiltiges Urtheil wird erſt dann gefällt werden können, wenn dem Forſcher Einſicht in ſämmtliche offizielle Schriftſtücke ohne Rückhalt gewährt werden wird.

Ehe wir die Ereigniſſe dieſer Periode auf Grund des uns zu Gebote ſtehenden Materials ſchildern, wollen wir die Wendung, welche die eigene Regierungsthätigkeit Ludwigs genommen, im Allgemeinen charakteriſiren.

Es wurde ſchon betont, daß bei König Ludwig I. im Gegenſatz zur Regierung ſeines Vaters das idiokratiſche Element beſtimmend hervortrat. Es fand ſeine Beſchränkung durch die Verfaſſung und ein Königswort ließ uns erkennen, daß Ludwig das Heilſame und Segensreiche dieſer Machtbegrenzung wohl erfaßte und anerkannte. Namentlich vom Jahr 1831 an aber läßt ſich verfolgen, wie der Monarch mit wachſender Eiferſucht die Selbſtſtändigkeit und Ungetheiltheit der Kronrechte zu wahren ſucht, wie er mehr und mehr den volksthümlichen Wunſch nach Ausbildung der Verfaſſung auf perſönliche Eitelkeit und egoiſtiſche Nebenabſichten zurückzuführen geneigt iſt und die Intereſſen der Freiheit mit der Gewalt des Herrſchers, ja mit der geſellſchaftlichen Ordnung für unvereinbar hält. Dieſe

Sorge für Wahrung des monarchiſchen Prinzips, welches ihm durch Ausdehnung der ſtändiſchen Kompetenz gefährdet ſchien, veranlaßte den Sturz Wallerſtein's, eben ſie führte auch den Sturz des Miniſteriums Abel herbei, als dieſes ſich immer deutlicher mit einer Partei identifizirte, die als gefährliche Macht neben dem Throne ſich erhob.

Ludwig faßte das Königthum als göttliches Recht, als höchſte irdiſche Würde auf. Charakteriſtiſch für ſeine Anſchauung iſt das Verbot, daß in amtlichen Erlaſſen König und Staatsregierung neben einander geſetzt würden. „Jedes kann einzeln genannt werden", ſchrieb er (13. Febr. 1836) an Fürſt Wallerſtein, „nicht aber König und Regierung, welches ſo herauskommt, als wenn le roi règne et ne gouverne pas, was in Bayern der Fall nicht iſt." „Das darf nie angehen", heißt es in einem anderen Signate (22. Jänner 1844), das durch die Uebertretung einer Bauverordnung veranlaßt war, „daß der König verfügt und Andere thun, was ſie wollen".

Ludwig ließ aber nicht den Unterſchied zwiſchen Gewalt und Willkür aus dem Auge und vergaß nicht über den Rechten die Pflichten des Königs. Die Geſchichte wird wenige Regenten aufweiſen können, deren Thätigkeit mit der raſtloſen Ludwigs in Vergleich zu ziehen wäre. Seine Arbeitskraft war erſtaunlich. Schon vor Tagesanbruch begann er mit Erledigung der Staatsgeſchäfte. „Mein Licht iſt immer das erſte", bemerkte er zu dem Grafen P., „wenn ich morgens auf den Max-Joſeph-Platz hinausſehe, dann kommen erſt nach und nach die Lichter in den Bürgerhäuſern zum Vorſchein und wenn andere auf ihre Bureau's gingen, hatte ich ſchon alle Mappen durchgearbeitet." Auch auf Reiſen erlitt dieſe Arbeit keine Unterbrechung. Von Neapel aus ſchreibt er (10. April 1839) an ſeinen Kabinetſekretär: „Daß ich meinen heiteren Sinn behalte und meine innere Jugend und die Kräfte, dieſes wünſche ich mir, gehört zu meinen hauptſächlichſten Wünſchen. Nachdem ich zwey Tage, den erſten nur ſehr kurz, den anderen mit längerer Unterbrechung von ¼ nach 5 Uhr in der Frühe bis Abends gearbeitet, arbeitete ich geſtern eilf Stunden nur unterbrochen vom Frühſtück und war recht wohl und heiter, kann weit mehr arbeiten, wie früher, das wird Sie freuen, aber ich wiederhohle, der Süden, namentlich Sicilien, iſt Lebensbalſam dem Ihnen recht wohl gewogenen Ludwig."

In den Ministerialakten finden sich viele Tausende von eigenhändigen Signaten, eine reiche Fundgrube für den Biographen. Ludwig pflegte nicht mit den Ministern persönlich zu verkehren, außer in den Staatsrathsitzungen, welche unter seiner Regierung von großer politischer Bedeutsamkeit waren. Von sämmtlichen Ministerien wurde aber täglich über alle bedeutenderen Angelegenheiten Bericht erstattet, und der König gab sodann am Rande des Schreibens oder durch ein besonderes Billet meist eigenhändig entweder seine Bedenken zu erkennen oder ertheilte zu den Vorschlägen seine Einwilligung. Oft sind diese Signate in Frageform gekleidet, in manchen Fällen folgen an einem Tage mehrere Fragen hinter einander. Häufig wünscht er: „Möchte erst ein auf Rechtsgründe gestütztes Urtheil, ob ich befugt bin und nicht ein Gesetz oder anerkennenswerthes Herkommen verletze." In seinen Bemerkungen tritt ein scharfes Beobachtungstalent zu Tage und ebenso die Gabe der Präcision; allerdings führt das Streben nach Bündigkeit zu seltsamen Sprachwendungen. Ein gewisser Skepticismus bei der Beurtheilung fremder Vorschläge beeinträchtigte nicht nur nicht die Freiheit der Meinungsäußerung, sondern machte dem Könige auch Einwendungen und Repliken erwünscht. „Schätze Sie um so mehr, da Sie mich darauf aufmerksam machen!" erwiderte er in solchen Fällen. Wenn er auch Manches oktroyirte, was nicht von gutem Erfolge begleitet war, so läßt sich doch niemals verkennen, daß seine Entscheidung aus redlichster Absicht und Prüfung hervorging.

Seine Regierungsperiode war nur vorübergehend von politischen Stürmen heimgesucht, dies ließ ihm Muße, sich fast gleichmäßig alle Verwaltungszweige angelegen sein zu lassen. Er hatte auf der Hochschule festen Grund gelegt und fuhr auch später mit redlichem Bemühen fort, sich ausreichende Kenntnisse in den Zweigen zu erwerben, die für die Erledigung seiner Geschäfte von Belang waren. Seine Signate zeugen von gründlicher Kenntniß der Landesgesetze. Baron Lupin sagt nicht mit Unrecht in seiner Autobiographie, König Ludwig habe sich so in den Mechanismus seiner Regierung hineingearbeitet, daß er ohne Verlegenheit Minister, Präsident oder Landrichter sein könne. Er war wohl einer der eifrigsten Benützer der Hof- und

Staatsbibliothek*). Wir stoßen unter den von ihm benützten Büchern außer geschichtlichen und belletristischen Werken auf viele juristische, Göschen's Civilrecht, Mühlenbruch's, Glück's und Arndts' Pandekten, Martin's gemeinen Prozeß, Pözl's Verfassungsrecht, Walter's Rechtsgeschichte u. A. Wie überall seine Sparsamkeit hervortritt, so auch hier. Er ließ solche Werke für seine Privatbibliothek erst anschaffen, wenn er sie vorher selbst geprüft. Dafür durften aber auch nach seinem Tode alle diejenigen Werke der königlichen Hausbibliothek, die nicht auf der Staatsbibliothek vorhanden, für diese ausgesucht werden, nicht weniger als 1500 Werke.

Ludwig hatte für Alles Interesse — seine Signate geben davon Zeugniß — auch für kleinliches Detail. So verordnet er während seiner Reise nach Griechenland z. B., „von Bord der Medea, gegen die Insel Hydra fahrend" (18. Febr. 1836), daß die Schränke der Münchener Bibliothek von Eichenholz, nicht von Fichtenholz herzustellen seien, weil ersteres dauerhafter sei und dadurch 15,000 fl. Kosten des Anstrichs erspart blieben. Sein lebhafter Geist springt rasch von einem Gedanken zum andern. Wenn er z. B. den Nürnbergern seine Zufriedenheit mit der Bürgermeisterwahl ausdrückt, folgt darauf unvermittelt der Wunsch, es möge ja bei Neubauten innerhalb der Stadt der alterthümliche Styl beibehalten werden. Er liebt überhaupt drastische Wendungen. In einem Billet, das die Verzögerung der Eröffnung der Hypothek- und Wechselbank tadelt, heißt es am Schlusse: „In Bayern bleibt die Sache gern auf dem Papier, Treiben und Treiben thut noth!" Da ein Archivbeamter, der wiederholt wegen Veruntreuung ꝛc. bestraft werden mußte, um Erlaubniß zur Auswanderung nachsuchte, bemerkt Ludwig an dem Rand (9. Sept. 1847): „Bon voyage! Es ist dieses das erste Erfreuliche, was L. mir thut, daß er seine Entlaßung begehrt, die ich ihm hiemit bewillige. Wäre

*) Charakteristisch ist der Auftrag, den er Kreuzer ertheilte (3. Juli 1849): „Schloßer 18 Jahrhundert, 6. Band, habe ich richtig bekommen. Der Zeitraum von 1789 bis 1796 geht mir noch ab, wohl im 5. Band behandelt, und den wünsche ich zu bekommen aus der Hof- und Staatsbibliothek. Da ich doch nur in einem lesen kann, so erkundigen Sie sich bey deren Vorstand, ob es ihm angenehm wäre, damit währenddem die anderen Bände nicht der Benützung entzogen würden, wenn ich sie zurücksende und nur jedesmal einen mir geben ließe."

er nur nie in Dienſt getreten, das koſtbare Mainzer Archiv beſtände noch, deſſen Zernichtung faſt alles Geſchichtlichen, dieſer unerſetzliche, nie zu verſchmerzende Verluſt hätte nicht ſtattgefunden." 1831 befragte er den Generalkommiſſär v. R. „auf ſein Gewiſſen", ob die Noth im Speſſart wirklich ſo groß ſei, wie ſie der „Volksfreund" ſchildere. Der Landrichter von Rothenbuch beeilte ſich zu berichten, daß „nur 21 Einwohner von Heigenbrücken und 18 von Wisthal einige Tage ſich ohne Brod befunden hätten". Ludwig ſchickte an ihn ein Billet des folgenden lakoniſchen Inhalts: „Nur?"

Empfehlungen war er im Allgemeinen unzugänglich, dagegen wurde namentlich in der Periode Abel's der politiſche und religiöſe Leumund aller Beamten ſtreng überwacht und cenſirt, was freilich nur die Zahl der Scheinpatrioten und Scheinheiligen vermehrte.

Zwar verleitete Sparſamkeit zu mancher Härte, doch weitaus häufiger ſind die Züge von Wohlwollen und Humanität. Als ihm z. B. ein ſehr ſchlecht geſchriebener Bericht einer Kreisregierung unterbreitet wurde, notirte er am Rande: „Der dies geſchrieben, ſcheint auch zu Allem eher zu paſſen als zum Schreiber. Will dieſe Schrift nicht mehr ſehen." Nach zwei Tagen aber fügte er bei: „Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß er des Dienſtes entlaßen wird, zumal nicht, wenn er Familienvater." 1829 (4. Aug.) ſchrieb er an Staatsrath Grandaur: „Der Landrichter, überhaupt der unteren Beamtens-Claſſe Wittwen und Kinder, müſſen eine beſſere Stellung erhalten, damit doch die Lebſucht erreicht werde, aus dem Wittwen- und Waiſen-Penſionsfond geſchöpft, ohne Beytrag des Staatsärars, denn, wie ich hörte, reicht hiefür der dermalige Stand." Wenn Ludwig einen entſchiedenen Widerwillen dagegen hegte, daß nicht die geiſtige Kraft, ſondern die Zahl der Jahre über Wirkſamkeit und Wirkensfähigkeit entſcheiden ſolle, und überhaupt in ſeinen Auforderungen*) an Beamte große Strenge zeigte, ſo war er auch gegen ſich ſelbſt nicht nachſichtiger. Als die aſiatiſche Cholera zum Erſtenmal München heimſuchte, blieb er, ſo lange Krankheitsfälle vorkamen, in München,

*) Schon als Kronprinz beſchäftigte ſich Ludwig mit einer Reform der Staatsdienerpragmatik. Es liegen uns mehrere eigenhändige Koncepte mit dahin bezüglichen Notizen vor:

um mit seinem Volke die Gefahr zu theilen und selbst dafür Sorge tragen zu können, daß alle Sanitätsmaßregeln getroffen würden. Er schrieb an Wallerstein, der sich ebenfalls damals große Verdienste erwarb: „Ich will nicht, daß da gespart werde, wo es das Leben auch nur eines Einzigen meiner Unterthanen gilt." Auch ließ er sorgfältig überwachen, daß sich Aerzte und Geistliche nicht ihrer Pflicht entzögen: „Von ihnen gilt dasselbe, was von dem Offizier, der bei Beginn der Schlacht seinen Degen abgeben und quittiren wollte."

Um die Thätigkeit des Monarchen bei Gesetzreformen zu beleuchten, sei ein Beispiel aufgeführt. Der Code Napoleon, der für die

---

„Aschaffenburg 27. August 1818.

1. Wenn eines noch Lebenden Stelle Jemand erhält, hat derselbe nur nebst seinem schon empfangenden Besoldungsbetrag darauf als Mehrbezug ein Recht, um was jener weniger bezieht, als wie er die Stelle bekleidete. Denn sonst kann der Fall eintreten, daß entweder zum Nachtheil des Dienstes (Staates) das Amt von einem dazu Ungeeigneten ferner versehen wird, oder daß die Staatsausgaben zu sehr vermehrt werden. Wer eine höhere Stelle erhält, ist ohnedies erfreut.

2. Die eines Anderen Stelle versehen, haben auf keinen größeren Gehalt Anspruch als auf ihren bisherigen. Sonst könnte z. B. wenn ein Direktor abwesend oder gestorben, der seinen Dienst versehende seinen Gehalt ansprechen, und es wird nicht eingesehen, warum die ohnehin vor dem Kriegerstand so große Vortheile genießenden Beamten auch diesen haben sollen. Wenn für Kriegsdauer sich ein Beamter mit dem Schwerdte dem Vaterlande weyhet (und sehr zu wünschen ist, daß sich Viele zu Offizieren auf Kriegsdauer anbiethen), könnten sonsten die in sicherer Gemüthlichkeit Heimgebliebenen wegen der ihnen hiedurch etwas vermehrt gewordenen Arbeit, was dessen Besoldungsbetrag ausmacht, in Anspruch nehmen.

3. Statt schon nach zurückgelegten 40 Dienstjahren habe nur der 50 Jahre Staatsdiener war, das Recht, mit ganzem Gehalt in die Ruhe zu gehen. Wie viele 60jährige mag es nicht geben und wenn diese mit 20 oder etlichen und 20 Jahren Staatsdiener geworden seyend den Ruhestand mit ganzem Gehalt zu verlangen die Befugniß haben, welche Summen machet dieses nicht aus, besonders da in der Regel jene, welche die einträglichsten Stellen haben, zu den ältesten gehören."

„Bad Brückenau 20. August 1824.

Die 3 provisorischen Jahre bey der ersten Anstellung haben von nun an gleichfalls für jede Beförderung zu gelten, so daß bey Quieszirung und Pensionirung vor Ablauf der 3 Jahre nur nach der für die vorhin bekleidete Stelle bestehenden Bestimmung Anspruch zu machen ist. Kein Minister hat mehr als ein Staatsrath anzusprechen. Für die gegenwärtigen Staatsdiener gilt die seitherige Pragmatik für ihre dermaligen Stellen, Beförderte und Neuangestellte

Rheinpfalz Geltung behielt, enthält die Verfügung, daß jeder Familienvater von 7 lebenden Kindern Staatsunterstützung für einen Knaben beanspruchen könne (Gesetz vom 29. Nivose Jahr XIII.). Am 6. Juni 1836 schreibt Ludwig gelegentlich der Genehmigung eines derartigen Gesuchs: „Die Anweisung solcher Unterstützungen soll nicht von der Kreisregierung, sondern von mir ausgehen. Es befestiget das Band zwischen Monarchen und Unterthan, wenn dieser in jenem die Quelle der ihm zufließenden Wohlthaten erblickt, hienach ist die Instruktion der Kreisregierung abzuändern." Einem Gesuch vom 11. Mai 1837 fügt er bei: „Die Bitten der Gesuchsteller bewilligt. Da aber diese Unterstützungen blos Familien des Rheinkreises zu Gute kommen, dürfte es noch sehr in Erwägung zu ziehen seyn, ob die Mittel dazu nicht aus diesem Kreise allein zu schöpfen wären, worüber mir Gutachten abzugeben." Die nächstfolgende Vorstellung des Ministeriums beantwortet er (9. Dez. 1837): „Eine Unzureichenheit der Fonds kann kein Grund seyn, das Gesetz unerfüllt zu laßen. Dieses soll streng vollzogen werden. Daß aber jedesmal meine Bewilligung diesem Gesuche unterlegt werde, fände ich sehr gut." Abel beantragte nun Aufhebung des Gesetzes. Ludwig signirt darauf (8. Jänner 1838):

haben nur auf die von der neuen Pragmatik ihnen gegebenen Rechte Ansprüche, aber dem König stehts frey, sie auch nach jener zu behandeln, nicht aber mehr noch zu bewilligen."

„Würzburg 11. Oktober 1824.

Wenn ein Justizbeamter um seine Quiescenz einkömmt, soll er nur die für die anderen Staatsdiener geltenden Bestimmungen das Recht haben in Anspruch zu nehmen.

Auf jede Beförderung sind die 3 Jahre provisorisch auszudehnen in aller und jeder Beziehung, sodaß Jeder während derselben nur nach der unmittelbar vorher definitiv bekleideten Stelle zu behandeln ist. Auch wenn er stirbt, die Wittwen und Waisen, wenn's nicht ungerecht, Gerechtigkeit vor Allem."

„München 21. April 1825.

Eine erledigte Staatsdienerstelle, die fortzubestehen hat, soll länger nicht als 1 Jahr unbesetzt bleiben, für welche Zeit der oder die sie versehenden keinen höheren Bezug als ihren bisher genossenen ansprechen dürfen, dann 3 Jahre provisorisch, nach welchen, jedoch mit Beybehaltung ihres Ranges (aber nicht Gehaltes, sondern nur den vorher bekleideter Stelle anklebenden anzusprechen habend) sie auf die vorherstehende Stufe zurückversetzt werden können. (Daß dieses nach der dermaligen Pragmatik nicht stattfinden darf, trägt viel zu dem Uebermaß der Quieszenz- und Pensionslast bey, wie Mancher wäre eine Stufe unten noch zu verwenden!)"

„Ob es nicht beſſer wäre, das Geſetz aufzuheben, iſt eine andere Frage. Wenn es aber auch in Frankreich und anderen Ländern nicht gehalten wird, ſo würde es nicht rechtfertigen, wenn dieſes in Bayern geſchehe, und würde nicht minder eidbrüchig ſeyn, da Haltung der Geſetze beſchworen wurde; alſo in einer ſolchen im Geſetz genannten Anſtalt muß die Erziehung geſchehen, es zöge denn der Vater, wenn er's rechtmäßig darf, beſtimmte Geldunterſtützung vor. Demnach ſind mir Anträge zu machen. Uebrigens giebt es im Pfälziſchen Kreis der darauf Anſpruch habenden nicht viele, wenigſtens was mir bekannt iſt." Weiter am 15. Jänner 1838: „Daß der Vollzug des Geſetzes ſich blos auf die der Pfalz angehörigen Unterrichtsanſtalten zu erſtrecken habe, ſcheint mir ebenſo wenig gegründet, als daß nur Unbemittelte an der Wohlthat deſſelben Theil haben können, da das Geſetz dieſe Beſchränkung nicht enthält. Der Landrath der Pfalz ſoll, da die Koſten jetzt dem Kreiſe zur Laſt fallen, darüber vernommen werden, aber am Geſetze kann auch dieſer nicht ändern, dies muß vielmehr dem nächſten Landtage vorbehalten werden." Am 7. Auguſt 1838 analyſirt er, Paragraph für Paragraph, in ähnlicher Weiſe die Entſcheidung des Landraths und befiehlt die Vorlage eines Entwurfs an die Kammern, dem zu Folge das Geſetz, deſſen Entſtehung nur aus der Lage Frankreichs nach der Revolution erklärt werden könne, aufzuheben ſei. Beide Kammern gaben ihre Zuſtimmung. Als Abel für die inzwiſchen eingelaufenen Geſuche eine Abfindungsſumme von 40 Gulden vorſchlug, erwiderte der König (1. Dezember 1839): „Mit 40 fl., auch mit 50 fl. kann doch wohl nicht ein Knabe oder Mädchen des Jahres erzogen werden, demnach bliebe das Geſetz unvollzogen, das vorſchreibt: „sera élevé aux frais de l'état." Sehe ein, daß die Mittel, die gegebenen, nicht hinreichen, aber mir ſcheint, daß hinlängliche hätten angewieſen werden ſollen, daß es vor Allem Pflicht, das Geſetz zu erfüllen. Was wäre zu thun, damit dieſes geſchehen könne? Mir ſcheint die Anſicht des Miniſteriums den Vorzug vor jener der Kreisregierung zu verdienen. Auch ſcheint mir, daß, wenn auch dieſes Geſetz aufgehoben würde, es nicht rückzuwirken, nicht die Ertheilungen zu entziehen hätte." —

Beſondere Aufmerkſamkeit widmete der König den Begnadigungsfragen. Er ſah in der königlichen Genehmigung richterlicher Erkennt-

niſſe nicht eine Förmlichkeit, ſondern traf ſeine Entſcheidung erſt nach eingehender Prüfung des Sachverhalts und der geſetzlichen Beſtimmungen. Einige Fälle werden genügen, ſeine Thätigkeit in dieſer Richtung zu charakteriſiren. Am 29. Okt. 1827 ſignirt er auf ein Begnadigungsgeſuch eines jugendlichen Verbrechers: „Bevor ich eine Entſchließung erlaße, möchte ich die Anſicht des Miniſteriums erfahren, ob es nicht für wahrſcheinlich erachtet, daß F. ſich wieder auf Raub verlegen werde; wollte er in jungen Jahren nicht arbeiten, iſt es nicht ſehr die Frage, ob in älteren er's will? unwahrſcheinlich iſt's, daß Einen ſo lange im Zuchthaus geweſenen Jemand in Dienſt nimmt. Mir ſcheint überhaupt erforderlich, daß Maßregeln ergriffen werden, damit Jene, die aus dem Strafarbeitshauſe, aus dem Zuchthauſe kommen, Arbeit finden und nicht gewiſſermaſſen zu neuen Verbrechen gedrungen werden aus Noth." Am 22. Dezember 1838 ſignirte er auf ein Geſuch eines wegen Majeſtätsbeleidigung Verurtheilten: „Obgleich man ſagt, der Wein erfindet nicht, er ſpricht nur aus, ſo will ich doch Gnade ergehen laßen und dieſe geſammte Strafe nachlaßen. Zur Ermunterung von Vergehen ſoll's aber nicht dienen und Gleiches iſt, wenn wieder eins begangen wird, nicht zu gewärtigen. Ich ſchlafe nicht ein, und beſſer, milder iſt's, anfangs ſtrafend, um weitere Strafe zu vermeiden." Am 6. November 1846: „Ich bin gewiß nicht lax, aber ſind wir menſchlich! Wer keine Arbeit bekommt, kein Geld beſitzt, dem beides abgeſchlagen wurde, und den ganzen Tag gehungert, der nimmt Brod, und dieſes zu beſtrafen, wäre — wenigſtens — ſehr hart. Die ganze Strafe laße ich dem P. St. nach, der jedoch ernſt zu warnen iſt vor Wiederhohlung."

Digitized by Google

Bayern's Bundestags- und äußere Politik. Errichtung deutscher Nationaldenkmale.

Unter der dreiundzwanzigjährigen Regierung Ludwig's I. erfreute sich Bayern eines ungestörten Friedens. Nicht geringer Antheil an der Sicherung dieses seltenen Glücks gebührt dem Fürsten, über dessen entschieden deutsche Gesinnung gar kein Zweifel aufkommen konnte. Nicht als ob der politische Horizont ganz rein und ungetrübt geblieben wäre. Der westliche Nachbar Deutschlands hatte ja keineswegs die Hoffnung aufgegeben, die als Demüthigung aufgefaßte Grenzregulirung durch den Wiener Kongreß wieder umzustoßen. Schon im Jahr 1831 begann die Kriegspartei am Hofe des neugewählten Bürgerkönigs zu drängen und zu wühlen. Das alte Schlagwort „Befreiung des katholischen Südens von der Uebermacht des protestantischen Nordens", sagten sie, werde auch diesmal seine Wirkung nicht verfehlen und die altherkömmliche Freundschaft zwischen Frankreich und Bayern werde sich leicht wieder auffrischen lassen. Der Augenblick war bedeutungsvoll. Friedrich von Raumer, dessen Vorlesungen an der Berliner Universität damals auf Ludwig's Rath der Kronprinz besuchte, schrieb an den König (27. Jänner 1831): „Die Augen aller Gutgesinnten in Norddeutschland sind jetzt auf Ew. Majestät gerichtet. Sie leben Alle der festen, tröstlichen Ueberzeugung: die edle Begeisterung, welche Kopf und Herz des Jünglings füllte, werde, mit königlicher Manneskraft gestärkt, Deutschland aus den Gefahren erretten, die es von Neuem zu bedrohen scheinen. Verführende Schmei-

chelreden zweizüngiger Diplomaten, so wie Geschenke bringende Danaer können auf den König keinen Eindruck machen, der einen deutschen Ehrentempel gründete und in der deutschen Geschichte Ehrenstellen und Lorbeerkränze mehrfacher Art erworben hat und erwerben will. Welch Verderben, welche Schmach käme über Deutschland, wenn Baiern und Preußen, die nur in unzertrennlicher Einheit Deutschland auf ihren Flügelschwingen emporhalten können, sich in Zeiten der Noth aus mannigfaltigen, verdammlichen Rücksichten jemals verlassen könnten! Gottlob! das ist unmöglich!" — H. v. Gagern schrieb an Ludwig (24. März 1831): „Vielleicht haben sich Ew. Majestät jeweilig meiner Aeußerungen bei meiner ersten Aufwartung in ihrem innersten Cabinet gnädig erinnert. Es ist leider so zugetroffen. Frankreich ist sehr weit von ruhigem Zustande und zieht uns mit sich. Sollten sich die Dinge auf diese oder jene Weise verschlimmern, so möchte ich wohl wieder wie damals so in jenem Cabinet stehen und mein videtur ohne Rückhalt sagen. Ja, ich halte die Lage des Bairischen Königs, des mächtigsten deutschen Bundesfürsten, noch immer für sehr einfach: Nicht trachten, daß man über diese Rolle komme, nicht leiden, daß man unter diese Rolle falle."

Die Befürchtungen wegen Ludwigs Haltung konnten keinen Augenblick überdauern. Allerdings vollzog sich im bayerischen Monarchen damals eine Wandlung, er wurde mißtrauisch gegen den deutschen Liberalismus, welcher, anfänglich die Einigung Deutschlands als ersten Volkswunsch proklamirend, mehr und mehr weltbürgerliche Träume nährte. Doch die deutsche Gesinnung des Königs änderte sich nicht, und niemals konnte Frankreich unter seiner Regierung den früheren Einfluß auf Bayern gewinnen. Und wenn zwar in den nächsten Jahren die Burschenschaftstrikolore in Bayern verboten und die Theilnahme an geheimen Verbindungen streng geahndet blieb, so galt diese Abwehr den revolutionären Elementen, nicht dem nationalen Prinzip und auch in den dreißiger Jahren galt vaterländischer Gemeinsinn in Bayern auf dem Throne, wie im Bürgerhause als die erste Bürgertugend. So konnte sich denn die französische Regierung nicht verhehlen, daß auch der ehemals verwälschte Bundesgenosse im Falle eines Angriffs auf deutschen Boden entschlossen seine Pflicht erfüllen werde. Manches, was Ludwig für Bayern gethan, mag eine verschiedenartige

Beurtheilung zulaſſen, ſein Einfluß auf Deutſchlands Machtentwicklung aber verdient einſtimmige Anerkennung.

1834 geſchah von Seite des Bundestags, der im Uebrigen die internationale Stellung Deutſchlands zu geringen Ehren brachte, wenigſtens ein entſchiedener Schritt. Als die Geſandten Frankreichs und Englands Vorſtellungen gegen die Bundesbeſchlüſſe von 1832 machten, weil dieſe die Souveränität der einzelnen deutſchen Staaten einſchränkten, wurde zum Beſchluß erhoben, den fremden Mächten ſtehe weder eine Verpflichtung noch ein Recht zu, für die Unabhängigkeit einzelner Bundesglieder Sorge zu tragen, oder ſich um Abmachungen innerhalb des Bundes zu kümmern.

Dies blieb aber auf lange Zeit das einzige Einheitszeichen, nur bezüglich des Polizeiregiments war man in Frankfurt Ein Herz und Eine Seele. In eben demſelben Maße, wie die radikalen Politiker, jede hiſtoriſche Entwickelung geringſchätzend, naturrechtlichen Staatsidealen nachjagten, verknöcherte bei den Regierungen die Idee einer deutſchen Centralgewalt. Der Bundestag verwandelte ſich in eine große Polizeimaſchine und bewachte ängſtlich jede Veränderung der Staatsinſtitutionen, die für die Stabilität hätte gefährlich werden können.

Von Seite der Großmächte namentlich wurde immer wieder die Klage wiederholt, die Exiſtenz des Deutſchen Bundes ſelbſt ſei ernſtlich gefährdet durch das konſtitutionelle Prinzip, das in den ſüddeutſchen Staaten zum Siege gelangte. Der badiſche Bundestagsgeſandte v. Blittersdorf bezeichnete ja ſogar dieſe Gefahr für drohender als die weitverzweigten politiſchen Verſchwörungen. Es wurde hervorgehoben, daß ſolche Verbindungen vorzugsweiſe in den konſtitutionellen Bundesſtaaten um ſich gegriffen, weil dort „die demokratiſche Tendenz ſchon vorherrſchend".

Bayerns König hielt allen dieſen Forderungen nach Wiederherſtellung des abſoluten monarchiſchen Prinzips gegenüber treu an der beſchworenen Verfaſſung feſt. Selbſt als er gegen die vermeintlichen Uebergriffe repräſentativer Tendenzen ſich eine Stütze an den ſtabilen Elementen ſuchte, und das konſtitutionelle Leben in Bayern mehr und mehr herabſank, blieb ſich die Haltung des bayeriſchen Geſandten am Bundestag gleich, wenigſtens das Prinzip wurde treu vertheidigt. Als Ernſt Auguſt von Hannover die Aufhebung des Hannoverſchen

Staatsgrundgesetzes beschloß, stimmte Bayern in der Bundesversammlung für Aufrechthaltung der Rechte der Hannoverschen Stände und stellte sogar einen Antrag auf Einschreiten des Bundes gegen das absolutistische Vorgehen Ernst Augusts. Freilich entschied sich die Stimmenmehrheit dafür, daß die Bundesversammlung nicht einmal das Recht zur Beschwerde habe.

Ludwig war kein Freund der Triasidee, die den realen Machtverhältnissen nicht entsprach. Allerdings veranlaßte der Gegensatz zu dem absolutistischen System der Großmächte von selbst mancherlei Bestrebungen, um eine innigere Vereinigung der Mittel- und Kleinstaaten zu begründen. Auch deuten manche Zeichen darauf hin, daß Ludwig bereitwilliger dem österreichischen Kaiserstaate als Preußen den Beruf der Repräsentation der deutschen Nation anzuerkennen geneigt gewesen wäre, falls es zur Begründung einer festeren Centralgewalt gekommen wäre, doch lassen sich thatsächliche Beweise einer Preußen feindlichen Gesinnung nirgend auffinden.

Im Jahr 1837 gewann es zwar den Anschein, als würden konfessionelle Differenzen zu einem ernsteren Konflikt drängen. Als der Erzbischof von Köln wegen seiner hartnäckigen Opposition gegen die Regierung gefänglich eingezogen wurde, rief diese „Gewaltthat des für sich absolut sein wollenden Königthums" namentlich in München große Aufregung hervor. Görres und seine zahlreichen Gesinnungsgenossen, die nur der römischen Kurie absolute Machtvollkommenheit in geistlichen, wie in weltlichen Angelegenheiten zugestehen wollten, waren längst gewohnt, Preußen und den Protestantismus feindselig zu betrachten und falsch zu beurtheilen. Nun begann ein förmliches Sturmlaufen gegen die preußische Regierung. Im „Athanasius" wird der Kirche eine Gewalt eingeräumt, die sich kein Staat gefallen lassen kann. Dem Könige von Bayern wird zwar in diesen Streitschriften Lob gespendet, da er der „allerwärts gebundenen katholischen Wahrheit" in seinem Lande eine Freistätte geöffnet, wie mußte aber der Monarch, der selbst in gemischter Ehe lebte, von dem Lobe solcher Fanatiker angemuthet werden, die in ihrem Ingrimm gegen die gemischten Ehen so weit gingen, von „zweischlächtigen Bastarden" zu sprechen!

Der bekannte Skandaljäger Sugenheim „enthüllte", es habe eine

geheime Verbindung zwischen den Rheinischen, Münchener und Römischen Ultramontanen existirt, die auch den König von Bayern durch den Gedanken einer katholischen Liga gegängelt und ihren Plänen günstig gestimmt habe. Sugenheim behauptete, er sei im Besitz dieser wichtigen Korrespondenz gekommen, könne sie aber erst nach einer Reihe von Jahren veröffentlichen. Es ist eine erkleckliche Reihe von Jahren seitdem vergangen, und von den geheimnißvollen Papieren auch nicht ein Blatt ans Tageslicht gekommen. Auch K. F. Neumann erzählt, die ultramontane Partei sei entschlossen gewesen, es nicht beim Wortgezänk bewenden zu lassen, und habe einen Plan ausgeheckt, ein selbständiges Königreich Rheinfranken mit einem bayerischen Prinzen an der Spitze zu gründen. Behauptung, aber kein Beweis. In den katholischen Rheinlanden waren allerdings die Sympathien für das Haus Wittelsbach noch nicht erloschen, aus welchem so viele rheinische Kirchenfürsten hervorgingen; die Verschmelzung mit dem großen östlichen Staatskörper war eben noch nicht völlig gelungen. Auch darf man annehmen, daß Ludwig wirklich in dem Vorgehen der preußischen Regierung eine Beeinträchtigung der Rechte der Katholiken erblickte und sich vielleicht in diesem Sinne sogar äußerte. Thatsache ist auch, daß nach der Ernennung Abels die Censur sich gegen die katholische Polemik großer Nachsicht befliß. Daraus allein sind aber noch nicht so weit reichende Folgerungen zu ziehen und Neumanns mysteriöse Mittheilungen sind ohne Zweifel ebenso eine Ente, wie der Feldzugsplan, den General Raglovich 1830 entworfen haben soll, um Deutschland mit Hilfe der Liberalen für Ludwig zu erobern.

Wohl aber war Ludwig für friedliche Beilegung des Streites thätig, der den konfessionellen Fanatismus zu entfachen begann.

In das Jahr 1840 fiel der Tod Friedrich Wilhelms III. und die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Zwischen letzterem und Ludwig bestand unbestreitbar eine gewisse Aehnlichkeit sowohl bezüglich des Charakters, wie der Regierungsgrundsätze. Beide Fürsten, hochbegabt und kenntnißreich, theilten die Vorliebe für das Romantische in Kunst und Leben und waren deshalb kirchlichen Einflüssen zugänglich, ohne Finsterlinge zu sein. Beide erfaßten ihr Königsamt mit strengstem Ernst und entwickelten in seinem Dienst staunenswerthe Selbstthätigkeit, während beiden auch die Neigung

gemeinsam war, zu Zeiten die Standesrücksichten sorglos bei Seite zu schieben und die ungebundene Freiheit des Privatmannes aufzusuchen. Lebhaftigkeit des Geistes und der Empfindung trat bei beiden Königen in Worten und Handlungen zu Tage, ebenso stand beiden ein schlagfertiger Witz zu Gebot. In Folge eben dieser Charaktereigenthümlichkeiten waren über Beide die widersprechendsten Urtheile schon unter den Zeitgenossen im Umlauf, fiel ja doch ihre Regierung in die stürmische Jugendzeit des modernen Staats, dessen Ideen naturgemäß mit den Anschauungen energischer Selbstherrscher im Streit liegen mußten.

Friedrich Wilhelm IV. hatte schon als Kronprinz das Auftreten der Regierung in der Kölner Angelegenheit mißbilligt. Nach seiner Thronbesteigung geschahen sofort Schritte, um eine Versöhnung mit der katholischen Partei anzubahnen. Der König hatte nicht nur als protestantischer Fürst den höchsten Begriff von dem ihm anvertrauten Priesteramt, sondern wollte auch das katholische Element nicht als Bundesgenossen zur Neustärkung des Christenthums missen. Er trat deshalb in Verbindung mit seinem Schwager, dem König von Bayern, der gern bereit war, die Hand zum Versöhnungswerk zu bieten, und reiste 1841 selbst nach München. Auf Anregung der beiden Könige knüpfte nun Bischof Raisach von Eichstädt mit Droste-Vischering Unterhandlungen an und bewog ihn zu freiwilligem Rücktritt von seinem Amte. Ein bayerischer Bischof, Geißel von Speyer, wurde sein Nachfolger und so wurde friedlich ein Streit beigelegt, aus welchem sich ein neuer Religionskrieg zu entspinnen gedroht hatte. Der Kölner Klerus sprach Ludwig den Dank der Rheinlande aus. „Es hat mich mit wahrer Herzensfreude erfüllt", erwiderte Ludwig (18. Febr. 1842), „daß Geißel, dieser würdige Mann, meinem vielgeliebten Schwager Vertrauen eingeflößt hat und ich zur Ausgleichung dieser schwierigen Angelegenheit habe mitwirken können."

Der Kölner Handel hätte nicht eine so tief gehende Bewegung hervorrufen können, hätte nicht damals das religiöse Leben überhaupt neuen Aufschwung genommen. Der Philhellene Eynard glaubte sogar, es sei die Zeit gekommen, sich zu neuem Kreuzzug zu rüsten, und forderte den Bayernkönig auf, sich wie bei der griechischen Erhebung an die Spitze der Potentaten zu stellen. „Die letzten Vorgänge

in Syrien", schrieb er an Ludwig (31. Dezember 1840), „scheinen sie nicht Zeugniß zu geben, daß der Moment gekommen ist, wo die christlichen Monarchen das Recht haben, von der Pforte zu fordern: das Grab Christi darf nicht länger in den Händen der Ungläubigen bleiben! Ich fühle mich innerlich genöthigt, Sire, mich diesem großen Werk mit gleichem Eifer und gleicher Beharrlichkeit zu weihen, wie einst für Griechenlands Rettung, und ich flehe zu Ew. Majestät, auch dieses mein Werk zu schützen und zu fördern. Ich bin bereit, meine Zeit und einen Theil meines Vermögens dafür zu opfern. Aber wenn Europa erst sähe, daß jener großmüthige Monarch, der als der Erste den Griechen seinen Schutz gewährte, sich an die Spitze der religiösen Bewegung stellte, wer würde sich dann diesem christlichen Unternehmen nicht anschließen, wer könnte zweifeln, daß es glücklich durchgeführt werden wird? Wenn alle Souveräne sich dann mit Ew. Majestät vereinigen, dies wird erst in Wahrheit eine „heilige Allianz" sein!" — Ludwig antwortete (14. Jänner 1841): „Ich bin vollkommen damit einverstanden, daß der Plan in Bezug auf die heilige Stadt, den Sie mir vorführten, eine wahrhaft christliche Idee ist und wer würde Ihnen nicht den Dank der ganzen Christenheit zuerkennen wollen, wenn Sie durch eigene Kräfte etwas zu ihrem Gelingen beitragen könnten. Ich für meine Person kann aber unmittelbar dafür nichts thun, doch ich habe im Sinn, Ihre Idee meinem vielgeliebten Schwager, dem König von Preußen, mitzutheilen, dessen Geist für Alles empfänglich ist, was edel und groß ist."

Religiöser und vaterländischer Enthusiasmus begeisterte auch die beiden Könige für den Gedanken der Vollendung des großen Münstertorso am Rhein. Schon Petrarka schrieb, da er Köln besuchte, an Colonna: „Ich habe einen sehr schönen Tempel hier gesehen, der, obwohl noch unvollendet, nicht mit Unrecht der großartigste genannt wird." Ein halbes Jahrtausend später harrte der geniale Künstlerplan noch immer seiner völligen Verwirklichung. Im Volke hatte sich die Sage gebildet, Deutschland selbst werde so lange innerem Hader und fremdem Uebermuth preisgegeben sein, bis endlich die Begeisterung wieder so allgemein in den Deutschen wach würde, den Bau als Nationalwerk zu vollenden. Nach dem glorreichen Befreiungskampf war der Vorschlag aufgetaucht, den Kölner Dom als ein Siegesmal

mit gemeinsamen Kräften aufzubauen, doch schreckten die ungeheuren Schwierigkeiten zurück. Seitdem aber war nun auch die deutsche Kunst wieder emporgewachsen, aus der kleinen Künstlergemeinde zu Rom war selbst eine mächtige Kirche geworden. Jetzt wurde auch der Muth wach, die Arbeit so vieler Menschenalter zu würdigem Abschluß zu bringen, und die patriotische Begeisterung, die das Unternehmen als eine Ehrensache aller Deutschen betrachtete. Deshalb war das Kölner Dombaufest, bei welchem sich Friedrich Wilhelm persönlich betheiligte, zugleich ein deutsches Nationalfest. Sulpiz Boisserée schrieb damals während einer Rheinreise an Schelling: „Im Ganzen hat mir diesmal das Leben am Rhein den Eindruck eines Traumes gemacht; nachdem ich seit acht Jahren nicht mehr dort gewesen, fand ich in dem überall verbreiteten Wohlstand, in einem wahren Weltverkehr und in der vollkommen durchgedrungenen Gesinnung für die Eintracht Deutschlands die kühnsten und wärmsten Wünsche meiner Jugend verwirklicht: kam mir ja selbst der Widerhall meiner Begeisterung für den Dom von Köln entgegen, die früher in meiner Heimath wenig Anklang gefunden und ursprünglich dort für eine Thorheit war geachtet worden."

Ludwig brachte der Idee die wärmste Theilnahme entgegen. Er hielt es zunächst für Ehrensache der deutschen Fürsten, das Werk durchzuführen. Er erließ einen Aufruf, der jedoch nicht den gewünschten Erfolg hatte, denn außer dem König von Preußen war nur der Fürst des kleinsten deutschen Ländchens, Liechtenstein, zu beträchtlicheren Opfern bereit. Ludwig ließ jedoch nicht ab, das Unternehmen zu begünstigen. Unter seinem Protektorat bildeten sich zahlreiche Vereine, um die Theilnahme des Bürgerstands für das Werk zu gewinnen. Er selbst gab die köstlichste Spende, die herrlichen Glasgemälde, nach Fischer's Cartons in der Münchener Glasmalerei ausgeführt, sind sein Geschenk. —

Aus seinem warmen Gefühl für das Deutschthum entsprang auch eine Anordnung, die als gefährlich für die Konsolidirung des bayerischen Staates in staatsmännischen Kreisen viele Gegner fand. Die Territorialeintheilung Montgelas' wurde nämlich aufgehoben und die Provinzen erhielten die alten Namen zurück, die sie als Stämme des deutschen Reiches geführt.

Die neue Eintheilung des Königreiches durch Verordnung vom 29. November 1837 hatte zur Folge, daß die Vertheilung der Mitglieder der zweiten Kammer unter die einzelnen Regierungsbezirke nicht mehr der verfaſſungsmäßig vorgeſchriebenen Form genügte. Es entſtand die Frage, ob die Auflöſung des dermaligen Landtages durch ein königliches Patent allein erfolgen könne. Ludwig ſchrieb darüber (23. Juli 1839) an Abel: „Auflöſung ſcheint erforderlich, jedoch wird ſie nach der Verfaßung nur bei eröffnetem Landtag geſchehen können. Die Verfaßung darf nie verletzt werden; an ihren Wortlaut hat ſich der jüngſte Landtagsabſchied ſtreng gehalten und ſchon deshalb iſt von derſelben, um folgerecht zu bleiben, dann im Hinblick auf die in der Hannover'ſchen Verfaßungsangelegenheit am Bundestag abgegebene Stimme auch in der gegenwärtigen Sache nicht abzuweichen, ſondern ſich genau danach zu richten." Erſt nachdem der Staatsrath einſtimmig ſein Gutachten dahin abgegeben hatte, daß die Einberufung der Stände zum Behuf der Auflöſung nicht räthlich, ſondern eine Neuwahl durch königliche Erklärung anzuordnen ſei, gab Ludwig dazu ſeine Einwilligung.*) In der Thronrede, mit welcher der König 1840 die neugewählten Stände begrüßte, ſagt er: „Bayern, Pfälzer, Schwaben und Franken, ruhmvoll nennt ſie die Geſchichte; zu ſchön glänzen dieſe Namen durch eine Reihe von Jahrhunderten, als daß ſie erlöſchen ſollten, und freudig ertheilte ich den Ländern wieder ihre angeſtammten Benennungen." —

Friedrich Förſter gab 1838 zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Erinnerungsfeſtes an den deutſchen Befreiungskrieg eine Sammlung Kriegslieder heraus. König Ludwig, dem ſie gewidmet waren, ſchrieb an den Dichter (23. Febr. 1838): „Mich freut es aufrichtig, wenn ich ſehe, daß man in der gegenwärtigen Zeit jener Tage gedenkt, wo ſolche Begeiſterung und Einigkeit der teutſchen Stämme das gemeinſame teutſche Vaterland befreyt hat. Bewahren wir dieſe Zeit, mir iſt

*) „Dieſen Entwurf genehmigt", ſignirte er (20. Auguſt 1839), „jedoch mit dem Zuſatz, reſp. Aenderung, daß bis den 20. Dezember die Wahlen der Abgeordneten beendigt ſeyn müſſen. Und das können ſie werden, welche Beſchleunigung dann zeigen wird, daß keineswegs ein Hinausſchieben des Landtags in der Abſicht liegt. In die ſchöne Jahreszeit will ich den Landtag ſich nicht erſtrecken laßen. Damit dieſes vermieden werde, muß er zeitig beginnen."

ſie keine Vergangenheit) wie ich Ihnen einſt mündlich äußerte, treu im Herzen, und droht wieder ein Feind Teutſchlands Gränze, dann finde er in derſelben Eintracht, mit dem nämlichen glühenden Gefühl alle Teutſche wieder, dieſes iſt meiner Seele glühender Wunſch!"

Die Gelegenheit blieb nicht lange aus, von der Wahrheit ſolcher Empfindung Zeugniß zu geben. Die orientaliſche Frage wurde 1840 auch für Deutſchland zu einer drohenden, da mit der Verwirrung der europäiſchen Zuſtände das alte Gelüſte Frankreichs gewachſen war. Die geſammte franzöſiſche Preſſe führte eine Sprache, die dem Deutſchen die Schamröthe in die Wangen jagen mußte. Die Rüſtungen wurden offen betrieben. Aber der Triumph der Chauviniſten war verfrüht. Der deutſche Gemeinſinn war ſtärker als das Bewußtſein der politiſchen Ohnmacht, ſtärker als die Erinnerung an kaum noch beendigte konfeſſionelle Fehden, er verband die Zerklüfteten wieder wie vor dreißig Jahren, und unzufrieden war das Volk nur, weil die Regierungen mit der Loſung zum Kriege zögerten. Wenn eine plötzliche und tiefgreifende Bewegung ſich des Volksgeiſtes bemächtigt, dann findet ſich immer auch ein Schlagwort oder ein Lied, das ſo zu ſagen über Nacht in Aller Munde iſt, den Gemüthern Feuer, Zuverſicht, Schwingen giebt. Damals gewann das Rheinlied Becker's binnen wenigen Wochen weltgeſchichtliche Bedeutung. Nicht minder bedeutungsvoll war aber auch der Lohn, den Bayerns König dem Dichter zollte. Er ſandte ihm einen prächtigen Rheinweinbecher, aber noch werthvoller waren die Worte des eigenhändigen Schreibens, das er an Becker richtete (11. März 1841): „Es ſind Worte, zu ſeiner Zeit geſprochen, die in jeder zu wiederhohlen, die Ihr Lied: Der teutſche Rhein, enthält, die Anklang finden in allen teutſchen Herzen. Sie ſind hinlänglich, damit ihres Verfaßers Name unſterblich werde. Aus dieſem vergoldeten ſilbernen, von mir angegeben wordenen Pocale, den ich Ihnen hiemit ſchicke, trinken Sie oft, das ſingend: Sie ſollen ihn nicht haben, den freien, teutſchen Rhein!" —

In Ludwig war noch die Erinnerung wach an die Leidensjahre des deutſchen Volkes unter Napoleons „Protektorat". Als ihm ein Prieſter Smets 1841 ein Bändchen Gedichte widmete, ſchrieb er an ihn: „Mit Vergnügen habe ich in dieſem Buche geleſen und nicht nur ein Dichtertalent, ſondern auch Ihren jetzigen teutſchen Sinn erkannt.

Jedoch kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, eine Lobpreisung Napoleons von einem Teutschen in dieser Sammlung lieber nicht bemerkt zu haben." So oft er Pathenstelle annahm, machte er zur Bedingung: „Ludwig, und nicht Louis werde der Knabe genannt, das ist conditio, sine qua non." Am 19. Juli 1840 schrieb er an Kreuzer: „Für das aus des Großherzogs von Frankfurt (Dalberg) Verlassenschaft kommende, als Kopf der Sonne, von Strahlen rings umgebene Bildniß Napoleons in Oelfarben geben Sie 100 Gulden, unter Kunstanschaffung es verrechnend. Kunstwerk ist's zwar nicht, aber geschichtlich, wie weit die Schmeicheley ging, recht merkwürdig. Und ein solches Bild hatte ein teutscher Herrscher in seinem Gemache!" Freudig begrüßt die Thronrede im Jahre 1842 das neu erwachte deutsche Gefühl: „Herrlich war der Geist, der sich im Königreiche offenbarte, auf der rechten Seite des Rheines, wie auf der linken, so in ganz Teutschland, als die Gränze bedroht schien, jeden Teutschen durchdrang es, daß er einem gemeinsamen Vaterlande angehöre!"

Der Kriegslärm hatte auch eine engere Annäherung der deutschen Staaten zur Folge, die wenigstens auf militärischem Gebiet von Dauer blieb. Preußen erkannte jetzt, daß es seine Aufgabe nicht in einer Großmachtstellung außerhalb Deutschlands, sondern in der engsten Verbindung mit den übrigen deutschen Ländern und in der Kräftigung des deutschen Nationalgeistes zu suchen habe.

Es ist jedoch wohl eine glückliche Fügung für Deutschland zu nennen, daß Louis Philipp nicht die Kriegslust seines Hofes theilte, wußte er ja doch, daß eine Niederlage für ihn den Verlust der Krone bedeute. Das Bundesheer wäre in seiner durch den langen Frieden gelockerten Verfassung kaum im Stande gewesen, den einheitlich organisirten Streitkräften Frankreichs die Spitze zu bieten. Die Truppen der Kleinstaaten konnten nur als Miliz gelten und auch in größeren, wie z. B. in Bayern, war das Kriegsmaterial in mangelhaftestem Zustande. Die kriegerischen Drohungen des Ministeriums Thiers bewirkten endlich, daß auf Verbesserung der Bundeskriegsverfassung und auf Sicherung der zunächst gefährdeten süddeutschen Staaten Bedacht genommen wurde. Auch Bayern kam seit dieser Zeit eifriger seiner Verpflichtung nach und erwarb sich durch die Anlage der Festung Germersheim ein schätzbares patriotisches Verdienst.

Ludwig weigerte ſich wiederholt, zu einer Verbindung ſeines Erſtgeborenen mit einer Prinzeſſin des franzöſiſchen Hofes ſeine Zuſtimmung zu geben, auch das Projekt einer Vermählung Maximilian's mit einer ſavoyiſchen Prinzeſſin wurde abgelehnt. Im Dezember 1841 verbreitete ſich die erfreuliche Kunde, daß eine deutſche Prinzeſſin, Marie, die Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, mit dem bayeriſchen Thronfolger verlobt ſei. Im Oktober des nächſten Jahres fand die Vermählung ſtatt, die ſich, wie einſt vor 32 Jahren, zu einem ſchönen Landesfeſte geſtaltete. Der Bund der Kronen feſtigte aufs Neue die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen den beiden Staaten. Friedrich Wilhelm IV. beſuchte wiederholt ſeine königlichen Verwandten in München, auch zu dem Familienfeſte eilte er, das durch die Geburt des Erſtgeborenen des Kronprinzen veranlaßt war, und vertrat Pathenſtelle. Die Freude des Tages war erhöht durch die glückliche Fügung, daß der Prinz an demſelben Tage (25. Auguſt 1845), ja in der nemlichen Stunde das Licht der Welt erblickte, wie der glückliche Großvater vor nahezu 60 Jahren. —

Wann immer es galt, dem Gefühl der Zuſammengehörigkeit aller Deutſchen öffentlichen Ausdruck zu geben, trat Ludwig an die Spitze.

Als Bildhauer Bandel aus Ansbach den Plan faßte, im Teutoburger Walde ein Denkmal zu errichten, das den erſten deutſchen Helden Hermann verherrlichen ſollte, nahm Ludwig lebhaften Antheil daran. Sein Beitrag war die erſte Fürſtengabe, auch ſchlug er einige glückliche Aenderungen des Monuments vor.

Ein Siegesmal für die Befreiung Deutſchlands durch die Waffenthaten des Jahres 1813 wollte der König ſelbſt errichten. Gärtner entwarf dafür den Plan einer ernſten Tempelhalle, wie er dem idealen Sinn des Königs entſprach. Auch für dieſen deutſchen Ehrentempel wurde ein glücklicher Punkt gewählt, ein Hügel, der ſich bei Kelheim am prächtigen Donauſtrom erhebt inmitten einer lieblichen Landſchaft. Am Tage nach der Eröffnung der Walhalla, am Jahrestag des ſiegreichen Einzuges der Deutſchen in Leipzig (19. Oktober 1842), legte Ludwig ſelbſt den Grundſtein. Er war dabei umgeben von den tapferſten Veteranen der Befreiungskriege, die er durch eigenhändige Briefe zu ihrem Ehrenfeſte eingeladen hatte. Nach einer Anſprache

des Regierungspräſidenten Beisler ergriff der König ſelbſt das Wort: „Vergeſſen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorhergegangen, was in die Lage uns gebracht, daß er nothwendig geworden, und was den Sieg uns verſchafft. Vergeſſen wir nie, ehren wir immer ſeine Helden. Sinken wir nie zurück in der Zerriſſenheit Verderben. Das vereinigte Deutſchland, es wird nie überwunden!“ Bei dem Bankett brachte er den erſten Toaſt auf Deutſchland: „Unſerem gemeinſamen deutſchen Vaterland, das keinem anderen Land nachſteht, das ſich zu fühlen anfängt, das ſich von keinem Fremden mehr wird unterdrücken laſſen!“ Den zweiten Trinkſpruch brachte er aus auf die Prinzen Karl von Bayern und Wilhelm von Preußen und die übrigen anweſenden Kampfgenoſſen der Befreiungskriege.

Zwanzig Jahre währte der Bau. Nach Gärtner's Plan ſollte die in byzantiniſchem Styl in koloſſalen Dimenſionen ausgeführte Rotunde mit einer Säulenhalle umgeben werden. Klenze, der nach dem Ableben Gärtner's den Bau vollendete, ließ die Kolumnen weg und wählte an ihrer Stelle Bildſäulen von Viktorien, abwechſelnd mit antiken Kandelabern. Der innere Raum enthält nur ernſtblickende Walküren aus blendendem Marmor, die ehernen Schilde tragend, auf welchen die Namen der im heiligen Krieg gekämpften Schlachten verzeichnet ſind. In Mitte des Marmorfußbodens iſt die Inſchrift eingelegt: „Möchten die Teutſchen nie vergeſſen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch ſie geſiegt.“ 1863 wurden die ehernen Thore zum Erſtenmal geöffnet. Ludwig wohnte ſelbſt der Einweihungsfeier bei. Nach ſeiner Rückkehr nach München ſchrieb er begeiſtert an Klenze, mit dem er kurz vorher einer pekuniären Frage wegen in heftigen Zwiſt gerathen war: „Das Herrlichſte von den herrlichen Gebäuden, die Sie ausgeführt, iſt die Befreyungshalle — die Krone!“ —

Wie ſich trotz der ſchwachen Einigungsbande der deutſchen Stämme und des kläglichen Auftretens ihres Centralorgans die Einheitsidee wach erhalten hatte, trat deutlich hervor, als die freie Reichsſtadt Hamburg 1842 durch eine furchtbare Feuersbrunſt heimgeſucht wurde. Die Opferwilligkeit der Deutſchen aus allen Gauen ſchaffte für die armen Obdachloſen in kürzerer Friſt Millionen, als zu Zeiten des heiligen römiſchen Reiches ein paar Tauſend Gulden als Türkenſteuer erpreßt werden konnten. Ludwig ſchrieb von Rom aus an ſeinen

Sekretär Kreuzer (27. Mai 1842): „Fern bin ich von unſrer teutſchen Heimath, mein Herz aber iſt in ihr geblieben, der ich, tief ergriffen von Hamburgs gräßlichem Unglück, Ihnen hiemit die Weiſung ertheile, fünfzehn Tauſend Gulden aus meiner Cabinetskaſſe für diejenige Kategorie ihrer Einwohner zu ſchicken, welchen das Erträgniß der in meinem Königreiche ſtattfindenden Sammlung beſtimmt iſt. Eingedenk bin ich dabei der freundlichen Gaſtfreiheit, die mir als Göttinger Studirenden im Jahre 1804 in Hamburg wurde, die ich nie vergeſſe." —

Eine ernſte Verwicklung trat 1846 an den deutſchen Bundestag heran, da die Holſtein'ſche Verfaſſungsfrage vor ſein Forum kam. Der Vertreter der bayeriſchen Regierung erhielt als der Erſte gemeſſenſten Auftrag, auf energiſchen Proteſt gegen das Vorgehen der däniſchen Regierung zu dringen, und ſeinem Bemühen gelang es auch, eine rückhaltloſe Erklärung des Bundes zu erwirken. Als im September 1846 die Germaniſtenverſammlung zu Frankfurt tagte, wurde deshalb auf Antrag eines Schleswig-Holſteiners dem Könige, der „zuerſt gezeigt, daß nichts ihm fremd ſei, was Deutſchlands Intereſſe und Ehre berühre", der Dank der verſammelten Vertreter deutſcher Wiſſenſchaft ausgeſprochen.

Die Eiferſucht der Großmächte, ſowie die Unzulänglichkeit der Bundesverfaſſung hinderten auch diesmal eine erſprießliche Entwicklung der Angelegenheit. Radowitz entwirft ein grelles Bild von dem Zuſtande des Bundestags, aber es iſt nicht übertrieben. „Dieſe Verhandlungen des letzten Organs des gemeinſamen Vaterlandes bieten faſt nur das klägliche Bild nichtiger Rangſtreitigkeiten, unerheblicher Cabinetszwiſte und geringfügiger Privatreklamationen dar. Daß hier das Intereſſe und die Sehnſucht der größten Europäiſchen Nation vertreten werden ſollte, davon iſt ſelbſt die Spur verwiſcht worden."

Immer lebendiger aber wurde in allen Deutſchen die Sehnſucht nach einer feſteren Form der Einigung. Namentlich das Verſammlungs- und Vereinsweſen lieh ihr Kraft. Es erhielt ſich trotz aller Störungen und bildete ſich in Deutſchland ſo kräftig aus, wie bei keinem anderen Volke, weil es in einem nationalen Grundzug des deutſchen Charakters wurzelte. Während es noch immer nicht an Umſturzfreunden fehlte, die in der Intervention der Pariſer Boule-

vards und der Unterſtützung polniſcher Senſenmänner Deutſchlands Heil erblickten, mehrten ſich auch die Politiker, die mit Berückſichtigung der thatſächlichen Verhältniſſe nicht das ſcheinbar Wünſchenswertheſte, ſondern das Erreichbare anſtrebten. Auf das mächtige Aufflackern des Einheitsgedankens im Jahre 1848 und auf die Ereigniſſe, die in raſch wechſelndem Wellenſchlag in den erſten Monaten dieſes merkwürdigen Jahres auftauchten, müſſen wir ſpäter zurückkommen.

Kirchen- und Schulwesen unter Abel.

Es war Görres, der dem Könige bei seiner Thronbesteigung zurief: „Keinem Bekenntniß stehe einiges Zwangsrecht über das andere zu, und gerade jenes, das durch die Mehrzahl vorherrschend ist, soll am sorglichsten sich vor möglichem Anstoß bewahren".

Ludwig erklärte wiederholt, das Prinzip der Parität der christlichen Konfessionen sei ihm Richtschnur der Regierungsthätigkeit. Die Situation Baverns hatte sich durch den Länderzuwachs unter Max Joseph so verändert, daß ein Anknüpfen an die Tradition Maximilian's I., abgesehen von den ethischen Gegengründen, auch als politischer Fehler betrachtet werden müßte. Wenn unter Ludwigs Regierung auch schon vor 1837 dem kirchlichen Leben innigere Theilnahme gewidmet wurde, so war dies die naturgemäße Reaktion auf das übertreibende Sadducäerthum der Verwaltung Montgelas'. Es war aber nicht eine finstere, unduldsame Richtung, welche von den Ministerien Schenk und Wallerstein begünstigt wurde. Noch im Jahr 1838 schrieb ein hoher, geistlicher Würdenträger, Bischof Schwäbl von Regensburg, an König Ludwig: „Wenn die erschütternden Vorgänge in Köln zu den ernstesten Betrachtungen führen, so fühlt jeder unbefangene Bayer sich hoch erfreut, wenn er den auffallenden Gegensatz der dortigen Verhältnisse mit den vaterländischen in Vergleichung bringt, wo unter dem Schutze eines weisen und gerechten Königs die verschiedenen Konfessionen neben einander friedlich und unbefehdet ihres Glaubens leben und daher alle Ursache haben, unter so väterlichem Schutze sich glücklich zu schätzen."

Doch dieser Friede blieb nicht ungestört. Auf die Unterdrückung radikaler Uebergriffe folgte Abspannung und Stille auf politischem Gebiet, dagegen bemächtigte sich mehr und mehr eine religiöse Bewegung aller Gemüther, die schließlich nicht auf der Linie des Kirchlichen stehen blieb.

Einerseits war es ein Streit des Bestehenden, des Positiven überhaupt gegen die eingedrungenen rationalistischen Theorien. Die Berufung David Strauß' auf einen Züricher Lehrstuhl war im Stande, die literarischen Kräfte ganz Deutschlands und der Schweiz in Aufregung zu bringen. Gegen die Lehren der Jung-Hegelianer, die „armen Opfer des Philosophismus" wurde ein Kampf eröffnet, um „der gefährdeten Religion ihre alte Kraft und Sicherheit zu befestigen". Andrerseits aber regte der neuerwachte kirchliche Sinn den alten Hader der Konfessionen auf, der sich mit bitterster Leidenschaft kund gab. Unduldsamkeit, das häßliche Kind einer falschen Auffassung von Rechtgläubigkeit, ließ allenthalben den Blick auf Aeußerlichkeiten richten, das wahrhaft Christliche vernachlässigen. In Berlin wurde Racine's Athalia in demonstrativer Weise verhöhnt, weil das Stück ursprünglich für katholische Seminaristen geschrieben war, und weil man in dem Katholikenfreunde Eichendorff den Urheber der Aufführung muthmaßte. Der Mißbrauch dagegen, der katholischerseits mit dem heiligen Rock zu Trier getrieben wurde, ist bekannt. Und katholische wie protestantische Kaufleute in Breslau weigerten sich, die jüdischen Mitglieder der Kaufmannschaft bei dem Besuche Friedrich Wilhelms IV. in ihrer Stadt an den Festlichkeiten Theil nehmen zu lassen. Wahrhaft christliches Gefühl hat mit solchen Auswüchsen, wie überhaupt mit der Vermischung des Kirchlichen und Weltlichen nichts gemein; ja das innere geistige Leben kann dadurch nur gefährdet, die Ehrfurcht vor der Kirche nur untergraben werden. Niemand kennzeichnete diese Gefahren aufrichtiger, als der katholische Theologe Möhler, der von Ludwig 1835 an die Universität München berufen wurde. Die kirchliche Bewegung, die Bayern in jener Zeit ergriff, veranlaßt ihn zu der Klage: „Man leistet unserer Kirche einen schlimmen Dienst, wenn man sie in diese Bahn des Kampfes leitet, wo leider, wie wir alle Tage sehen, alles Ungeschick der Politik, alle nöthige oder überflüssige Reaktion, alle Sünden des Unverstandes im Regimente auf

dieselbe als vermeintliche Staatslehrerin zurückfallen und die heiligsten Interessen des Menschen gefährden ... Und bliebe es dabei stehen, daß blos ausgezeichnete Geister ohne herzliche Anhänglichkeit an die Kirche ihr Talent einsetzen, um durch die Kirche ihre staatlichen Theorien ins Leben einzuführen, so wäre es noch zu verschmerzen. Wir hätten wenigstens Gelegenheit, den Geist und den Muth literarischer Vormänner zu bewundern. Aber es hängt sich an dies Beispiel ein Schweif literarischer Niederträchtigkeit, die uns mit tiefem Ekel erfüllt, wo Leute ohne Sitte, ohne Geist, ohne Beruf diesen Weg betreten und alle Schuld ihres Ungeschicks auf die Kirche wälzen, Männer, die unsere Kirche verfechten um Geld und Gunst, und dieselbe als Mittel brauchen, ihre unsauberen Zwecke zu erreichen. Mir graut vor der Bitterkeit, die aus solchen Federn fließt, vor dem Abscheu, den sie in unverdorbenen Gemüthern gegen uns Katholiken aufregen, vor der Mißhandlung unsres Glaubens selbst, der sich oft peinlich recken und strecken muß, um ein tauglicher Knecht dieser Politiker zu werden!" Ein Katholik, über dessen kirchliche Treue gar kein Zweifel aufkommen kann, Fürstbischof Diepenbrock, schrieb 1842 an Passavant: „Die Hitze der Parteikämpfe hat Alles in die Extreme getrieben, man will keine Vermittlung und Verständigung, man will Krieg und Sieg, und wer sich diesen schroffen Richtungen nicht anschließt, wird verdächtigt und dadurch um die Möglichkeit eines reinen Wirkens gebracht. Dies gilt von unserer Seite ebenso sehr und vielleicht noch mehr, als von der gegenüberstehenden." Unmittelbar auf die bayerischen Zustände bezieht sich ein Brief Passavants an Diepenbrock vom Jahr 1845: „Hätten Bestrebungen und Ansichten, wie sie in Sailer und seinen Freunden Vertreter fanden, einen dauernden Einfluß in der katholischen Kirche ausgeübt, hätten namentlich diese Bestrebungen, die aber allerdings zum Theil zu vag waren und mehr eine Annäherung der Gemüther auf beiden Seiten zur Folge hatten, bestimmtere Form und Fassung erhalten, so wäre eine solche Annäherung (von Katholiken und Protestanten), wie ich glaube, zum Vortheil der ganzen Christenheit möglich, ja wahrscheinlich gewesen. Allein eine andere Richtung ist seitdem unter den Katholiken, wenn nicht herrschend, doch mächtig geworden oder hat wenigstens die lautesten und einflußreichsten Organe gefunden. Die Münchener Schule

Digitized by Google

mit ihren historisch-politischen Blättern, die große Macht der Jesuiten, die Begebenheiten in der Schweiz, die Zerwürfnisse und Gehässigkeiten, die bei gemischten Ehen entstanden, die Art, wie der Trierer Zug behandelt wurde und Aehnliches haben viele Protestanten abgeschreckt und eine größere Abneigung, nicht gegen die unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche, sondern gegen die Hierarchie und ihre unbedingten Anhänger erzeugt und dadurch jene heilsame Annäherung wenigstens verschoben."

In Bayern knüpft sich die Geschichte der kirchlich-politischen Reaktion jener Jahre vorzugsweise an den Namen des Ministers des Innern.

Carl Abel, Sohn eines Prokurators bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar, begann seine politische Laufbahn erst im Jahr 1831, da er als Regierungskommissär den Entwurf des Preßgesetzes vor der Kammer zu vertreten übernahm. Er hob den freisinnigen Charakter des Gesetzes hervor und hielt dabei eine emphatische Lobrede auf die Preßfreiheit: „Sie ist von nun an ein Dogma in unsrer politischen Glaubenslehre geworden und wer, meine Herren, könnte und möchte wohl jetzt noch der Censur das Wort reden, der Censur, dieser morschen Krücke einer schwachen, dieser lähmenden Fessel einer starken, in sich einigen Regierung?" Auch in Griechenland zeigte er sich nicht als Gegner liberaler Institutionen und wurde deshalb zugleich mit Maurer abberufen. 1836 vermählte er sich zum zweiten Mal mit einem Fräulein von Rinecker und dieses Ehebündniß soll großen Einfluß auf seine Charakterentwicklung ausgeübt haben. Wenigstens tritt erst von dieser Zeit an eine kirchliche Richtung entschiedener bei ihm hervor. Doch trat er noch 1837 bei der Klosterdebatte im Landtag keineswegs besonders energisch für den angegriffenen Klerus auf, er blieb, wie es immer seine Art war, so lange es ihm möglich schien, bei der praktischen Seite, ohne sich auf Prinzipienfragen weiter einzulassen. Klugheit, Geschäftsgewandtheit, rastlosen Eifer kann ihm selbst der Gegner nicht absprechen. In ihm erblickte der Monarch den geeigneten Sachwalter seiner Rechte. Am 4. November 1837 ernannte er ihn zum Verweser des Ministeriums des Innern, im nächsten Jahre wurde ihm das Portefeuille definitiv übertragen, wozu auch das Unterrichts- und Kultuswesen gehörte.

Digitized by Google

Es dauerte nicht lange, so wurden Klagen über Beeinträchtigung der Rechte der protestantischen Kirche laut, die um so mehr Unmuth und Besorgniß erregten, als der konfessionelle Zwist so zu sagen bereits in der Luft lag. Ein Erlaß des Kriegsministeriums gab zuerst Anlaß zu offenem Ausbruch der Feindseligkeiten. Der König hatte von dem feierlichen Eindruck gelesen, den es gemacht haben soll, als die französischen Truppen bei der Einweihung der Kirche in Bona, der Heimat des heil. Augustin, im Augenblick der Konsekration auf die Knie sanken. Es wurde nun bei der bayerischen Armee die gleiche Ehrenbezeugung vorgeschrieben. „Diese Maßregel", sagt Thiersch, „welche unter anderen Verhältnissen vielleicht wenig Aufsehen gemacht hätte, wurde in Zusammenhang mit den gleichzeitigen Beeinträchtigungen des Protestantismus und mit dem ganzen System der Regierung bald als der Hauptgegenstand für die Klagen der Protestanten hervorgehoben." Der Wortlaut der Verfassung besagt ausdrücklich, es könne keine Kirchengesellschaft verbindlich gemacht werden, an dem äußeren Gottesdienste der anderen Theil zu nehmen. Dagegen wurde eingewendet, es berühre ja der Akt der Kniebeugung der protestantischen Soldaten nicht einen Glaubensgrund, sondern sei nur eine durch die Disciplinärverhältnisse herbeigeführte Aeußerlichkeit. Es entspann sich daraus eine literarische Fehde, welche von beiden Seiten mit größter Erbitterung geführt wurde. Nur wenige Stimmen mahnten zur Versöhnung, wie Thiersch, der zwar auch für die Rechte seiner Glaubensgenossen eintrat, aber maßvoll und würdig. Friedrich Wilhelm IV. dankte ihm dafür mit warmen Worten: „In Ihrem Büchlein einet sich die schöne Form der schönen Seele, das ist's, was mir so unsäglich wohlgethan, als ich es gelesen, was mich zum Danke zwingt, und vor Allem die Stelle gegen den Schluß, wo Sie Döllinger gegen Döllinger in Schutz nehmen." Der Streit zog auch ernstere Folgen nach sich. Als Dekan Redtenbacher von Pyrbaum es den Pfarrern zur Pflicht machte, die protestantischen Soldaten über das Unzulässige der Kniebeugung zu belehren, wurde er vom Stadtgericht Nürnberg zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt, vom Könige jedoch begnadigt. Wiederholt wurde offiziell erklärt, die Ehrenbezeugung sei nur als rein militärische Salutation aufzufassen, doch der Streit war einmal aufgeregt und nun wurden auch die kaum beigelegten Zwistigkeiten

wegen der gemiſchten Ehen wieder hereingezogen. Leider beharrte die Regierung auf ihrer Beſtimmung *), obwohl ſie ſah, daß das religiöſe Gefühl der proteſtantiſchen Gläubigen ſich dagegen ſträubte, ſo daß deren Widerwillen und Abneigung ſich gegen die Regierung ſelbſt wenden mußte.

Bald kamen Klagen wegen Beeinträchtigung der Generalſynoden hinzu, indem Berathungen über einige Materien verboten wurden, die rein innere Kirchenangelegenheiten betrafen. Weiteren Anlaß zur Beſchwerde gaben die Hinderniſſe, die man der Entwicklung der proteſtantiſchen Gemeinden und der Ausübung ihres Gottesdienſtes entgegenſtellte. Den Proteſtanten in Neuburg z. B. wurde verboten, öfter als zweimal im Jahre einen Geiſtlichen in ihre Stadt zu berufen, die kleine Gemeinde in Landshut durfte dies nur einmal thun. Um den proteſtantiſchen Gemeinden in Deutſchland, die innerhalb katholiſchen Gebiets zerſtreut waren, wenigſtens das äußerliche Fortbeſtehen zu ſichern, bildete ſich der ſogenannte Guſtav-Adolph-Verein, über welchen der König von Preußen 1844 das Protektorat übernahm. Alsbald wurde den bayeriſchen Proteſtanten der Beitritt verboten, weil der Verein propagandiſtiſche Zwecke verfolge, ein Verbot, das um ſo mehr verletzen mußte, da der katholiſche Ludwigs-Miſſionsverein ſtaatlicher Begünſtigung ſich erfreute. Die „kirchliche Haltung" war bei allen Anſtellungen ein Faktor von Bedeutung, der Konvertirungseifer regte ſich deshalb namentlich unter den Beamten. Dazu kam, daß im Proteſtantismus ſelbſt eine dogmatiſirende Richtung auftrat, deren Anhänger zur Bekämpfung der rationaliſtiſchen Hauptſtrömung die Bundesgenoſſenſchaft andersgläubiger Ultra's nicht durchweg ablehnten.

Die wichtigſte Beſchwerde betraf die Abänderung der verfaſſungsmäßigen Beſtimmung, welche den Konfeſſionswechſel von Minderjährigen unterſagte. Dadurch wurde der Proſelytenmacherei Thür und Thor geöffnet.**)

---

*) Nur für die Landwehr wurde die betreffende Ordre ſchon 1840 außer Wirkſamkeit geſetzt.

**) In einer Vertheidigungsrede, welche Abel in der Staatsrathsſitzung am 26. Februar 1845 gelegentlich der Berathung über die Beſchwerden der prote-

Auch die Cenſur, ſtrenger als je geübt, ließ ſich Einſeitigkeit zu Schulden kommen. Das Schweigen der geſammten bayeriſchen Tagespreſſe über Bayerns politiſche Verhältniſſe iſt das beredteſte Zeugniß wider den Miniſter, der ſelbſt vordem die Cenſur eine morſche Krücke genannt hatte. Wurde ja doch, wie Wirth erzählt, ein Gedicht von der Cenſur geſtrichen, weil es zu freiſinnige Ideen enthalte, obwohl der Herausgeber nachwies, daß es der allbekannten gedruckten Sammlung der Gedichte des Königs entnommen war. Wie anders als vor

---

ſtantiſchen Synoden zu Bayreuth und Ansbach hielt, ſind die angeblichen Motive jener Beſtimmungen dargelegt, die Anlaß zur Klage gaben. (Das Koncept der Rede kam nach Abels Entlaſſung nebſt anderen Papieren aus ſeinem Arbeitszimmer in das Archivkonſervatorium München.)

Ueber die Beſchränkung der Kompetenz der Synoden äußert er ſich: „Die Generalſynoden wollen ſich ſelbſt zu Organen für die Handhabung der Kirchenverfaſſung ſtempeln und das Recht erlangen, unter dieſem Deckmantel und mittelſt eines daraus abzuleitenden unbeſchränkten Petitions- und Beſchwerderechts den Kreis ihrer Berathungen und die Gegenſtände derſelben ſich ſelbſtſtändig und unabhängig zu beſtimmen." So würde dann das in den Verfaſſungsgeſetzen ſanktionirte Epiſkopalſyſtem dem Kollegialſyſtem den Platz räumen und in die Hände der Kirchengemeinde das ganze Kirchenregiment kommen. Er, der Miniſter, wolle aber die verfaſſungsmäßige Organiſation des proteſtantiſchen Kirchenregiments aufrecht erhalten. „Wollte behauptet werden, daß eine Beſchränkung des Abendmahlempfangs an irgend einem Ort gegen die Proteſtanten ſtattgefunden habe, ſo muß ich dieſes geradezu als unwahr erklären; alle Beſchränkungen haben ſich nur auf die Haltung öffentlichen Gottesdienſtes bezogen und es iſt dabei gegen Katholiken und Proteſtanten ſtets nach gleichen Grundſätzen unter gewiſſenhafter Feſthaltung an den Beſtimmungen der §§ 84—88 des Edikts II. verfahren worden." Ueber den Guſtav-Adolph-Verein bemerkt er: „Welche Gefahr beſonders in der jetzigen Zeit mit der Zulaſſung von Verbindungen Hand in Hand gehe, die über alle Volksklaſſen ſich verbreitend und dieſe in einem beſonderen ſelbſtſtändigen Organismus für öffentliche, dem Gebiete der Regierungsgewalt und ihrer Obſorge angehörige Zwecke gliedernd, der Regierung gegenübertrete; wie unvermeidlich dabei die Conflikte ſeien und wie ſehr die Gefahr ſich ſteigere, wenn ſolche Verbindungen an ausländiſche ſich anſchlöſſen, die — der Aufſicht und der Einwirkung der Regierung des Inlandes entrückt — in jedem Augenblick ihr feindlich gegenübertreten könnten: darüber bedarf es wohl keiner beſonderen Ausführung. Wirft man einen unbefangenen Blick auf das Weſen und die Zwecke des Guſtav-Adolph-Vereins, um den es ſich hier allein handelt, betrachtet man dabei, wie gerade jetzt die politiſchen und religiöſen Ideen, Beſtrebungen und Aufregungen aufs Innigſte verwebt und verkettet ſind, und erinnert man ſich, daß noch vor kurzer Zeit ſelbſt in der Preußiſchen Allgemeinen Zeitung in einem die vormalige Collektenkaſſe betreffenden Aufſatze der beſagte Verein als das Corpus evangelicorum der Jetztzeit (das alte corpus

neun Jahren lautete die Erklärung Abels im Landtag 1840: Eine Begünstigung der „Buhldirne" Journalistik könne vom Staat nicht gefordert werden, da ja die Preßfreiheit in Frankreich und England zum Königsmord geführt habe, und selbst davon abgesehen, müsse das Ueberhandnehmen der Beschäftigung mit politischen Fragen der „wahren Wissenschaftlichkeit" nur schädlich werden. Nichtbayerischen Blättern, die sich mit bayerischer Politik beschäftigten, wurde der Postdebit entzogen, das bayerische Publikum sollte überhaupt möglichst vom gemeinsamen deutschen Leben abgeschlossen bleiben.

Dabei dauerte auch das Polizeiverfahren noch fort, das durch ängstliche Ueberwachung des Vereinslebens die Entwicklung politischer Bildung hemmte. Das Gutenbergjubiläum durfte nur als Handwerksfest ohne öffentliche Feierlichkeiten abgehalten werden, um nicht die nationalen und politischen Bedürfnisse Deutschlands zur Sprache kommen zu lassen. Den bayerischen Anwälten wurde 1844 der Besuch des Anwalttages zu Mainz untersagt unter Berufung auf die Konstitution, da „die Theilnahme an neuen, den Verfassungsgesetzen unbekannten Organen für politische Zwecke nicht stattfinden könne und der Verein als eine verfassungswidrige Einmischung in die Ausübung

---

war ein Verein der Fürsten, das neue ist ein demokratischer Verein) bezeichnet wird, so kann das Urtheil nicht schwanken." Für die Missionen bestehe in Bayern neben dem katholischen ein ganz gleich berechtigter protestantischer Verein. Der Missionsvereine für das Inland aber bedürfe es nicht und ihre Gründung würde mit der Organisirung von Propaganden gleichbedeutend sein. Auf die Klage bezüglich des Konfessionswechsels Minderjähriger erwidert er: „Nicht nur das die Doppeleigenschaft eines Staatsgrundgesetzes und eines Staatsvertrages in sich schließende Konkordat, sondern auch die von dem Geber der Verfassungsurkunde erlassene, gleichfalls vertragsmäßig zu Stande gekommene Deklaration vom 15. September 1821 haben verboten, mit Zwangsmaßregeln in das rein katholische Gebiet und in die Freiheit der Gewissen einzugreifen." Das II. Verfassungsedikt beziehe sich nur auf bürgerliche Verhältnisse. Zu der von protestantischer Seite geforderten Einschreitung wegen Proselytenmacherei „ist in dem II. Verfassungsedikt eine Ermächtigung nicht gegeben und es würde das Eingehen hierauf nicht nur einen beispiellosen Eingriff in die Freiheit der Gewissen enthalten, sondern auch die Regierung voraussichtlich in eine Bahn hineingeführt haben, auf der nur Kompromittirung ihres Ansehens und die Nothwendigkeit des Zurückschreitens in Aussicht gestellt ist." „Das Ministerium des Innern hat daher auf dem dreifachen Standpunkt des Gesetzes, der Gewissensfreiheit und der politischen Klugheit den reklamirten Gebrauch der vorhin bezeichneten Zwangsmaßregeln verweigert."

von nur dem Könige und den Ständen vorbehaltenen Rechten erscheine." Die Untersuchungen wegen Theilnahme an verbotenen Verbindungen, namentlich am Bunde der „Geächteten", einer Abzweigung des „Volksvereins", wurden fortgeführt. Die Untersuchungshaft der Angeschuldigten aber dauerte in den meisten Fällen über zwei Jahre; erst 1843 wurde Erlaß der Strafe beantragt, da nicht „die rechtliche Gewißheit, sondern nur die Wahrscheinlichkeit aus den Akten sich entnehmen ließ, daß die Republikanisirung Deutschlands der Zweck des Bundes der Geächteten und der Gerechten war."

In ungünstigem Lichte zeigen sich insbesondere Abels Maßnahmen für Unterricht und Wissenschaft. Die Universitäten, die Herdstätten germanischer Bildung, waren in Folge der politischen Unruhen in ganz Deutschland mißliebig geworden, ihre freien Institutionen wurden für die Verirrungen der akademischen Jugend verantwortlich gemacht. Diesterweg verlangte geradezu die Umwandlung der Hochschulen in eine Art von Schullehrerseminarien mit strenger Ueberwachung. Jarke, der mit Abel in Korrespondenz stand, hoffte eine Neubelebung des Universitätswesens durch religiöse Mittel zu erreichen. Gegen sie trat Thiersch auf als Vertheidiger der akademischen Freiheit und legte dar, wie jeder Zwang nur Mechanismus und Formalismus fördere und das Selbstdenken schädige. Er konnte aber nicht verhindern, daß Abel sofort nach seiner Berufung eine neue Studienordnung für die bayerischen Universitäten erließ, welche für freie Entwicklung wissenschaftlichen Strebens nur ungünstige Folgen haben konnte. Sie führte strengen Studienzwang ein und die Auswahl der Zwangskollegien war so einseitig und ließ der individuellen Neigung so wenig Spielraum, daß trotz der Einführung eines philosophischen Biennium nur der Mechanismus des Brotstudiums dadurch gefördert wurde. Folge war ein Sinken des bayerischen Universitätswesens, dieses untrüglichen Gradmessers der Volksintelligenz. Während fast in allen deutschen Staaten die Dotationen der Hochschulen um das Doppelte erhöht wurden, geschah in Bayern gar wenig. Der Gehalt eines außerordentlichen Professors war niedriger als der gewöhnliche Sold eines Kammerdieners. Die von Stahl 1837 in der Kammer ausgesprochene Bitte war nicht unbescheiden, daß von dem großen Aufwande für die Kunst und ihre prächtige Begleitung auch ein

geringer Theil der Wissenschaft und ihren Anstalten zugewendet werden möchte. „Honor alit artes", klagt Böhmer 1839, „aber zu diesen artes rechnet man in Bayern nicht die vaterländische Wissenschaft, Alles wird der Kunstwuth geopfert und einheimische Wissenschaft kann dort nicht gedeihen, so lange man, was verdiente Männer, z. B. Huschberg, leisten, so völlig ignorirt." Für die Beiziehung hervorragender Lehrkräfte geschah wenig. Zwar besaß die theologische Fakultät zu München Autoritäten ersten Ranges an Möhler, einem Katholiken im Sinne Sailers, an dem phantasievollen Deutinger und an Döllinger, der sich rasch europäischen Ruf eroberte. Auch die Philologie war in Bayern glänzend vertreten durch Thiersch, Döderlein, Lasaulx, Nägelsbach, Prantl u. A., und die Linguistik durch Schmeller, Müller, Richter, Haneberg u. A. Ebenso traten auf naturwissenschaftlichem und medizinischem Gebiet einzelne Celebritäten auf, Walther, Martius, Rothmund, in der Juristenfakultät Arndts, Bayer, Dollmann u. A. Im Allgemeinen aber war nicht mehr das frische wissenschaftliche und literarische Leben rege wie vor einem Dezennium. Wissenschaftliche Kräfte Bayerns von hervorragender Bedeutung wurden im Vaterland nicht berücksichtigt, es sei nur an Mittermaier und Fallmerayer erinnert, andere, wie Schönlein, Harleß, Stahl, wurden ihrer politischen Grundsätze wegen vom Lehrstuhl entfernt. Privatdozenten ließ Abel nur ungern zu, da ihnen eine freiere Stellung nicht zu verkürzen war; Pettenkofer z. B. wurde mit seinem Gesuche abgewiesen. Eine Reihe bedeutender Männer ließ man aus Bayern scheiden. König Ludwig hatte einst einer glücklichen Eroberung gleichgestellt, daß es ihm gelungen war, Schelling für die Münchener Universität zu gewinnen. Aber auch Friedrich Wilhelm IV. glaubte in dem idealistischen Philosophen den besten Pionier gegen den zersetzenden, rationalistischen Zeitgeist zu finden und berief ihn nach Berlin, wo ihm ein noch weit bedeutenderer Wirkungskreis als in München geboten schien. Schelling überließ dem Könige von Bayern die Entscheidung mit dem Beifügen, er sei entschlossen zu bleiben, „wenn er nicht sein Weggehen als eine vom König erhaltene Mission betrachten dürfe". Ludwig zögerte lange, seine Einwilligung zu geben, doch Abel wußte es endlich durchzusetzen*). Auch Rückert,

*) Ludwig erbat sich 1848 (15. Nov.) von Schelling ein in dessen Besitz

der ebenfalls nach Berlin berufen wurde, schrieb, bevor er dem Antrag Folge leistete, an den König (24. Juni 1841): „Ich danke Ew. Majestät aus gerührtestem Herzen für all die Huld und Gnade, die Sie seit Jahren auf mich gehäuft und mit deren wiederholten Zeichen und Beweisen mich bis zuletzt geehrt und beglückt haben; daß diese Huld und Gnade mir auch ferner und in der Ferne unentzogen bleiben werde, haben Ew. Majestät durch Mittheilung des zu früh Geschiedenen (Staatsrath v. Schenk) mich versichern lassen, aber ich bitte nun Ew. Majestät noch um ein eigenes gnädiges Wort der Entlassung, das als ein freundlicher Stern des Trostes und der Beruhigung mich auf dem Wege zu meinem neuen Berufe begleiten möge, indem ich mit meinen letzten Wünschen auch allen Segen des Himmels und alles Glück der Erde herabflehe, sich um Ew. Majestät königliches Leben und Walten schützend und verherrlichend auszubreiten." Ludwig antwortete ihm: „Recht gern bestätige ich Ihnen selbst, was ich Ihnen durch den leider zu früh verstorbenen Staatsrath v. Schenk habe eröffnen laßen, daß ich Ihnen, dem viele Kinder habenden Familienvater, den Schritt nicht übel nehme, in den Dienst des Königs von Preußen, meines lieben Schwagers, getreten zu seyn, der Ihnen solch beträchtliche Vortheile zusagt, welche die Verhältniße der Universität Erlangen zu biethen nicht zuließen. So wie ich, was Ihnen bekannt, Ihr Talent schätzte, kann ich Sie natürlich nicht anders als ungern vermißen, dieß hindert aber nicht, Ihnen mein königliches Wohlwollen von neuem auszudrücken". Auch die Brüder Boisserée siedelten nach Preußen über. Bei der Abschiedsaudienz beklagte sich der König über seinen Schwager, daß er ihm alle ausgezeichneten Leute wegnehme, „aber wenn Sie durch Ihren Aufenthalt unten Gutes für das große Werk stiften können" — er meinte den Kölner Dom — „so ist es schon recht, obschon mir Ihr Abgang sehr leid thut."

Mit Recht begründet Weber in seiner Geschichte der neuesten Literatur auf diese Zustände unter Abel den Vorwurf, daß das Streben

befindliches Bildniß Platens, nach welchem er eine Büste fertigen lassen wollte. Dem Briefe ist eigenhändig beigefügt: „Kann mir's nicht versagen, zu wiederholen, wie sehr ich den größten der jetzo lebenden Weltweisen schätze!" Nach Schellings Tode kam auch dessen Brustbild in die Walhalla.

die Volksintelligenz zu fördern, nicht bedeutend genug hervortrat gegenüber der Begünstigung der Künste. Unberechtigt dagegen ist seine weitere Folgerung, das geistige und sociale Leben in München sei überhaupt nicht im Stande gewesen, bedeutendere Männer auf die Länge zu fesseln, das Treibhausartige der Schöpfungen Ludwigs habe abstoßend gewirkt. Schelling spricht in seinen späteren Briefen wiederholt rühmend von der frischen Empfänglichkeit, die ihm in München entgegengetreten. Cornelius schrieb an den Münchner Künstlerverein: „So oft ich an München denke, ist's mir, als ob Sonntag wäre und das schönste Wetter." Sulpiz Boisserée schrieb 1845 von Bonn aus an seinen Bruder: „Du kannst Dir denken, welch große Freude wir über die Geburt eines jungen Kronprinzen gehabt haben. Ich schrieb auch gestern gleich an den Kronprinzen. Es muß an dem Ludwigstag ein großer Jubel in München gewesen sein. Der Himmel gebe sein Gedeihen zu dem Kinde. Man fühlt bei solchen Gelegenheiten erst recht, wie anhänglich man Bayern geworden ist."

Wie an den Hochschulen, treten auch an den unteren Lehranstalten in dieser Periode dunkle Schatten hervor. Selbst Strodl, der Verfasser von „Kirche und Staat unter Abel", gesteht zu, daß die Einrichtung der Lyceen und Seminarien, die nur einseitige Isolirung der Zöglinge von der Welt bezweckte, für die Erziehung zum künftigen Beruf wenig geeignet war. Gleicher Tadel trifft auch die Klosterschulen. Strodl klagt, durch die Errichtung der Klöster sollte nicht die Kirche bereichert, sondern für den Staat gespart werden. Die Benediktiner selbst beschwerten sich, daß man ihnen zu früh Studienanstalten übergebe, mußte ja doch z. B. mancher Ordensgeistliche erst Griechisch lernen, als er es lehren sollte. Man wolle „keine eigentlichen Klöster, sondern k. bayerische Staatsklöster" u. s. f.

Falsch wäre überhaupt die Annahme, Abel habe durchaus im Einverständniß und nach dem Sinn der Klerikalen gehandelt. Die Ansprüche und Forderungen dieser Partei stiegen im Verhältniß mit den ihnen gemachten Zugeständnissen. Als ein „Uebergriff der absoluten Souveränetät" z. B. wurde beklagt das wiederholte „Eingreifen der weltlichen Behörde in das innerste Heiligthum der weiblichen Klöster", weil die Regierung auf durchaus freiwilliger Ablegung der Nonnengelübde bestand. Ein Ministerialreskript vom 23. Juli 1842

erklärte, es werde zwar von Staatswegen den Bemühungen des Klerus zur Wiederbelebung der poſitiven Glaubenslehre der kräftigſte Vorſchub geleiſtet, es werde aber nicht geduldet werden, daß auf den Kanzeln durch böswillige Angriffe der Religionsfriede geſtört und der Streit über abweichende Glaubenslehren in das Gebiet der Parteiwuth und Leidenſchaft herabgezogen werde. Dagegen remonſtrirte das Ordinariat München-Freiſing, ein Verbot der Polemik in Glaubensſachen ſei eine Beſchränkung der freien Verkündigung des göttlichen Wortes und fördere nur jenen Indifferentismus, der Gleichſtellung der chriſtlichen Bekenntniſſe verlange.

Wie in jenem Heerlager, das mit ſchroffſter Excluſivität das Monopol der Wahrheit beanſprucht, die politiſche Aufgabe der Kirche aufgefaßt wurde, iſt am aufrichtigſten dargelegt in jener anonym erſchienenen Geſchichte des Miniſteriums Abel, deren Verfaſſer Strodl, ein Schüler Görres', war. Er leitet den Staat ſelbſt nur aus der religiöſen Gemeinſchaft ab. „Erſt als das Individuum ſich allmälig losrang von einer es ergreifenden höheren Gewalt und das religiöſe, geiſtige Bewußtſein und mit ihm Pietät und Religioſität verſchwand, bildete ſich allmälig die bürgerliche Ordnung als das, was man Staat nennt, aus den urſprünglich religiöſen Gemeinden heraus." Mit ſolcher Auffaſſung verträgt ſich nicht die Anſicht, das Reich Chriſti ſei etwas rein Innerliches, ſondern es wird das poſitive Verlangen geſtellt, dem Vertreter dieſes Reiches gebühre der maßgebendſte Einfluß auf die politiſche und ſociale Geſtaltung der Menſchheit. Folgerichtig wendet ſich der Verfaſſer mit fanatiſchem Haſſe gegen den modernen Staat überhaupt und namentlich gegen Alles, was er unter der Bezeichnung „Pſeudoliberalismus" zuſammenträgt, dieſem „feilen, niederträchtigen Geſchlecht, das nur an der Erde klebt und mit Allem buhlt, um es mit keinem zu verderben", das „flach und ſeicht iſt, wie eine Lake Regenwaſſer, das da faule, erſtickende und verpeſtende Dünſte ausſtinkt." Von ſolchen Begriffen ausgehend, kann der Verfaſſer auch das Miniſterium Abel von dem Tadel nicht freiſprechen, daß es die Rechte und Freiheiten der Kirche verkümmern ließ. Die darauf folgende Periode des Miniſteriums Zu Rhein-Maurer gilt dem ultramontanen Geſchichtſchreiber vollends als die „Schandzeit der bayeriſchen Geſchichte". —

Welche Stellung nahm gegenüber den Ausschreitungen des Ministeriums Abel und den Wünschen und Klagen der Parteien der Monarch selbst ein?

Wie die ultramontane Partei darüber dachte, enthüllt Strodl aufrichtig: „Zur Genesis dieser Prädikate trug König Ludwig durch seine fixe Idee Sailer'schen Christenthums, die überhaupt seinen Standpunkt, d. h. den Mangel an Grundsätzen und einer klaren Ueberzeugung beurkundet, selbst vielfach bei."

Ludwig war nicht nur religiös, sondern auch ein gehorsamer Sohn der katholischen Kirche, deren Vorschriften er auf das Pünktlichste nachkam. Wenn unter seiner Regierung der katholischen Kirche eine freiere Stellung eingeräumt wurde, Missionen erlaubt, Klöster errichtet wurden, so findet dies seine Erklärung in eben dem frommen Sinn des Königs. Besonders die Begünstigung der Klöster erschien ihm segensreich. Von dem Wunsche beseelt, „was Gutes und Bewährtes im Strom der Zeit untergegangen, wo es thunlich, wieder zurück zu rufen", stellte er 1838 das Kloster Scheyern aus eigenen Mitteln wieder her, wo er nach damaliger Bestimmung auch seine Grabstätte finden wollte. Zur feierlichen Einweihung wurde Cabinetssekretär Kreuzer abgeordnet. An ihn schrieb Ludwig (7. Okt. 1838) von Berchtesgaden aus: „Mit Rührung las ich in der Münchner Politischen Zeitung die Einsegnung Scheyerns. Eine Thräne fiel auf das Blatt." Auch sonst bekundete er für Klostergründungen und andere fromme Zwecke so große Freigebigkeit, wie unter den bayerischen Fürsten nur Thassilo die todte Hand in ähnlicher Weise bedachte.

Ludwig wußte aber auch, daß sein Namenspatron, der fromme König Frankreichs, selbst das erste Beispiel gegeben, durch eine pragmatische Sanktion kirchliche Einflüsse abzuhalten, die der staatlichen Gesellschaft schädlich werden müßten. Nichts ist aber dieser Ordnung gefährlicher als Fanatismus und starrer Orthodoxismus, die despotisch die Herzen der eigenen Glaubensgenossen überwachen und sich in die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Andersgläubigen unter keinen Umständen finden können. Diese Ueberzeugung bewog den König so oft auf „Sailerisches Christenthum ohne Uebertreibung" zu drängen und zum Schutz gegen diesen Feind war er auch bereit, die

Rechte des Staats gegen die geistliche Gewalt zu vertheidigen. Beweis sein Verhalten gegenüber der jesuitischen Propaganda.

Unter dem Ministerium Abel mehrten sich die Bestrebungen, „zur Weckung des religiösen Bewußtseins im Volke" den Jesuitenorden nach Bayern wieder zurückzuführen. Im Jahr 1840 baten Professor v. Moy, Graf Arko-Valley, Staatsrath v. Freyberg und Stadtpfarrer Schuster um die Erlaubniß, zur Leitung eines neu zu gründenden Erziehungsinstituts einige Jesuiten berufen zu dürfen; gleichen Zweck hatte im nächsten Jahre die Bitte des Bischofs von Passau, welcher Jesuiten als Wallfahrtspriester nach Altötting versetzen wollte. Abel befürwortete die Bitten auf das Wärmste, Ludwig schlug jedoch die Gesuche kurzweg ab und gestattete nur Berufung von Redemptoristen nach Altötting. Abel, durch Jarke aufgemuntert, ließ es an erneuten Vorstellungen nicht fehlen, wenigstens zu vorübergehender Leitung priesterlicher Exercitien, sowie zur Abhaltung von Missionen sei die Berufung von Jesuiten empfehlenswerth. Darauf signirte Ludwig: „Ich liebe nicht, daß, was ich nicht gewährt, auf Umwegen dennoch zu erwirken versucht werde. Gewiß verkenne ich nicht der Jesuiten Verdienste. So lange ich aber die Erlaubniß zu ihrer Wiedereinführung in meinem Königreiche nicht ausgesprochen, so lange dürfen sie auch keine Anstalt haben. Diese Exercitien unter ihrer Leitung wären aber der Anfang. Der Exercitien Heilsamkeit sehe ich recht gut ein, gleichfalls aber auch, daß Jesuiten nicht dazu nothwendig sind, und genehmige diesen Antrag nicht." So lange Ludwig regierte, wurde an diesem Verbot streng festgehalten. Abel stellte wiederholt 1843 dem Könige vor, das bayerische Volk sei in Irreligiosität und Sittenverfall gerathen und bedürfe außergewöhnlicher Einwirkungen, die gegen die Jesuiten vorgelegenen Bedenken beständen nicht gegen die inzwischen in Altötting aufgenommenen Redemptoristen, die mithin zu Missionen aufzufordern seien. Darauf hin wurde die Abhaltung von Missionspredigten durch Redemptoristen erlaubt, doch zugleich zur Berichterstattung über den Erfolg aufgefordert. Aber alsbald wurden die Bedenken des Königs wachgerufen. Er beklagte sich gegen Abel, er habe aus zuverlässigster Quelle erfahren, die Redemptoristen seien von einer zurückschreckenden Strenge im Beichtstuhl. Ein andermal schreibt er an ihn: „Sie, die Missionäre, wollen aus meinen Bayern

Puritaner, nämlich Kopfhänger machen, — was der katholischen Richtung, der meiner Bayern und meiner eigenen, entgegen. Predigten sie doch am letzten Faschingssamstage gegen das Tanzen. Wissen denn die Herren Patres nicht, wie es in Rom im Carneval hergeht? Sie treiben's arg!" — Es mehrten sich die Wahrnehmungen, daß durch das Missionswesen mehr Fanatismus und Formalismus genährt, als die wahrhaft christliche Gesinnung gefördert werden, und nach Abels Entlassung wurde die allgemein ertheilte Bewilligung von Missionen zurückgezogen (2. Juni 1847).

Der König selbst mußte die Erfahrung machen, zu welch stolzer Selbstüberhebung jene Richtung führe. Am 13. November 1841 starb seine Stiefmutter, Königin Karoline. Weil sie der Kirche Luthers zugethan, wurden in einigen katholischen Kirchen die Trauerfeierlichkeiten auf eine unwürdige Weise abgehalten und ein Prediger in der Hofkirche St. Cajetan prophezeite sogar in wenig verblümten Worten der dahingeschiedenen edlen Landesmutter das Strafurtheil Gottes. Der König, der persönlich dabei anwesend, war auf das empfindlichste verletzt. Wie Freiherr von Andlaw in seinen Memoiren erzählt, ließ er die Gesandten Preußens, Sachsens und Badens zu sich laden und erklärte ihnen in den entschiedensten Ausdrücken, alle jene Vorgänge seien gegen sein Wissen und Wollen geschehen und es werde, so lange er regiere, zu ähnlichen ärgerlichen Auftritten nicht mehr kommen; die Königin Karoline sei ihm stets eine theure Mutter gewesen und habe auch als Landesmutter stets alle Unterthanen in gleicher Weise geachtet und bei ihren Wohlthaten nie zwischen Katholiken und Protestanten unterschieden, dies sei aber in nicht geringerem Maße auch sein Willen und er wünsche, daß man darüber nirgendwo Zweifel hege. Dem Bischof von Augsburg, welcher ein feierliches Traueramt abhielt, dankte er in einem Briefe, den er zugleich veröffentlichen ließ. Darauf sandte jedoch Papst Gregor XVI. an den Bischof ein Breve (13. Febr. 1842), welches aufs strengste rügt, daß öffentliche Gebete gesprochen wurden „für eine Fürstin, die in der Ketzerei wie aufs Offenbarste gelebt und so ihr Leben beschlossen hatte." „Ja, Du hast Dich nicht gescheut, von ihrem Tod also zu sprechen, als wenn sie von Gott aus dieser Zeit zum ewigen Leben berufen worden sei .... Du wirst das Aergerniß wieder gut machen und

Deine treuen Schafe je nach Ort und Zeit auf geeignete Weise zu schützen nicht unterlassen gegen den eitlen Trug jener Ohrenschmeichler, welche lügnerisch ausbreiten, ein dem katholischen Glauben und der katholischen Gemeinschaft fremder Mensch könne, wenn auch so gestorben, zum ewigen Leben gelangen." Dem Probst zu Scheyern, der durch die Stiftungsurkunde zu Seelengottesdiensten für die Familie des Stifters verpflichtet war, ging durch ein eigenes Breve (9. Juli 1842) die Weisung zu, „das göttliche Opfer oder andere Bitten darzubringen, müsse auf die Leichenfeier bloß katholischer Fürsten beschränkt werden".

Gegenüber solchen Aeußerungen erfolgte ein Erlaß Abels, dem aber offenbar die eigenen Worte des Königs zu Grunde liegen (2. Dezember 1841): „Es ist Befehl Sr. Majestät des Königs, die sämmtlichen Erzbischöfe und Bischöfe darauf aufmerksam zu machen, wie auch in kirchlichen Sachen jedes Uebertreiben den Keim des Todes in sich trage, und daß im Geiste Sailers, dem ächt apostolischen, die jungen Geistlichen gelehrt und erzogen werden sollen." Einige Wochen später erklärte der König selbst dem Bischof Riedl in Regensburg: „Sie haben drei würdige Vorgänger, daß Sie vorzüglich Sailer nachahmen, wünsche ich. Er war wahrhaft apostolischen Geistes. Was ich für's Beste unserer heiligen Kirche gethan, meine ins siebzehnte Jahr gehende Regierung zeigt es. Gegen Fanatismus bin ich, er bewirkt das Gegentheil dessen, was er bezielt. Fromm sollen meine Bayern sein, aber keine Kopfhänger. Ich wiederhole es, Sailer sei Ihnen Vorbild. Obgleich er jetzt in den Staub gezogen wird, war dennoch der wahre christliche Sinn in ihm und wirkte das Gute."

Dieses ärgerliche Hervortreten „des Gelüstes der sogenannten Souveränitätsrechte" veranlaßt bittere Klagen Strodl's. „Kunstbegeistert, wie König Ludwig ist, war es auch wohl mehr die ästhetische Seite, die ihn zum Christenthum und zur Kirche hinzog, als eine feste, klare, ihrer selbst bewußte, lebendige Ueberzeugung, wie denn auch überhaupt sein Sinn für die Wahrheit und das Recht mehr von der Phantasie als von einem klaren, selbstständigen Bewußtsein getragen wird. Bei dieser Anlage und Anschauung noch gehetzt von

Digitized by Google

jenen, welchen die ganze Richtung zuwider war, mußte der König, ohnehin eifersüchtig auf seinen Ruhm, an der Aufgabe irre werden, die ihm geworden, und ihn in Zwiespalt mit sich selbst versetzen, der ihn in Allem, was seinen subjektiven Ansichten widersprach, sei es mit Recht oder Unrecht, eine Uebertreibung erblicken ließ; andrerseits aber wollte er ebenso wenig der entgegengesetzten Richtung des modernen Liberalismus und dem christianismus vagus huldigen und so stellte er sich in eine ganz unnatürliche, schwankende Mitte, mit welcher Herr von Abel von da an (1841) wohl vielfach zu kämpfen hatte."

In Wahrheit waren es ganz andere Erfahrungen, die den Monarchen „irre machten" und nach einer selbstständigen Mitte trachten ließen. In jener Zeit trat es deutlicher hervor, daß die klerikale Partei, um sich ein politisches Uebergewicht zu sichern, auch eine Vermischung mit extrem demokratischen Elementen nicht scheue. In Nordamerika begünstigten die Jesuiten diese Politik, auch in Frankreich fand sie in klerikalen Kreisen ihre Vertheidiger, und durch Cazalé's Schrift: „Ueber Preußen", welche 1842 erschien, wurden auch über die deutschen Verhältnisse bemerkenswerthe Aufklärungen gegeben. „Der Katholizismus", so heißt es darin, „und die Demokratie sind schon durch die Natur der Dinge, wie durch gegenseitige Vortheile eng mit einander verbunden." Görres gab sich Mühe, die Betheiligung der bayerischen Kirchenfreunde an diesem Programm abzuwälzen. Nach wenig Jahren zeigte sich aber, wie richtig Rohmer ihre Tendenz beurtheilte: „In Bayern verfolgten sie einfach das ultramontane Ziel und der Görres'sche Haß gegen die Bureaukratie in Preußen verhinderte sie ebenso wenig, bureaukratische Gehässigkeiten gegen die protestantische Konfession zu fördern, als die Haller'sche Tradition sie abhielt, sich nach Umständen radikaler Agitationsmittel zu bedienen".

Mit Bestimmtheit kann behauptet werden, daß ernstliche Verletzungen der Parität und Konvertirungsgeschäfte nicht mit Wissen des Königs geschahen, geschweige seiner Initiative zugeschrieben werden dürfen. Es läßt sich verfolgen, daß gewöhnlich nur während der Abwesenheit des Königs von München zelotische Kundgebungen erfolgten und auch das Ministerium bedenklichere Schritte unternahm,

die mit dem Bestreben des Königs, den Kirchenfrieden zu wahren, in Widerspruch traten. Während z. B. 1844 der König (von Berchtesgaden aus) eine im Namen der Kissinger Kurgäste an ihn gerichtete Immediateingabe um Erlaubniß zur Kollekte für Herstellung eines protestantischen Betsaals dahin beantwortete, daß er „ein paßliches Gebäude auf Staatskosten (und nicht durch Beiträge der Kurgäste selbst, wie Sie in Ihrem Schreiben andeuten) ohne Zeitverlust herstellen laßen" werde, erging gleichzeitig ein Ministerialerlaß an die Generalsynoden zu Ansbach und Bayreuth, der strengsteus befahl, alles auf die Ehescheidungsfrage Bezügliche von vornherein von den Verhandlungen auszuschließen. Wie wenig er selbst den Vorwurf der Unduldsamkeit zu verdienen glaubte, erhellt aus einem Briefe, welchen er gelegentlich eines Zeitungsartikels, der ihm Protestantenbedrückung zur Last legte, an seinen Cabinetssekretär v. Hüther richtete (Rom, 11. Februar 1867): „Belege zu der mir vorgeworfenen Protestanten-Verfolgung sind wohl, daß ich die erste protestantische Kirche in München auf Staatskosten bauen ließ, wie auch in Kissingen, daß der erste protestantische Minister in Bayern von mir angestellt wurde, daß ich protestantische Präsidenten ernannte und an den Orten, wo nur protestantischer Gottesdienst war, auch nur Protestanten ernannte. Gerade zu jener Zeit waren meine beyden Kammerlakayen Protestanten, Protestant mein Freund Heinrich Freiherr v. d. Tann. Als ich Abels Uebertreibungen inne geworden, sagte ich ihm offen, was Cultus beträfe, kein Vertrauen mehr in ihn zu haben, und übergab auch sein Ministerium dem Freiherrn von Schrenk". Die Kniebeugungsangelegenheit betrachtete er nicht als eine protestantische Dogmen-, sondern als „eine protestirende Oppositionsfrage". Trennung des Unterrichts nach Konfessionen hielt er der Erhaltung des positiven Kirchenglaubens überhaupt wegen für geboten und hielt sich dabei von Einseitigkeit fern. Als z. B. 1835 ein protestantischer Bauer Lenz aus Hohenöllen in der Pfalz um einen Staatsfreiplatz nachsuchte, weil er Vater von sieben lebenden Kindern, schlug Wallerstein vor, den Knaben in das Neuburger Seminar zu schicken. Ludwig erwiderte (29. März 1835): „Bevor ich Entschließung ertheile, muß ich wissen, ob in Neuburg auch protestantischer Religionsunterricht ertheilt wird. Wenn dieses der Fall nicht, scheint mir geeignet, nicht nur Lenz nicht

hinzuthun, sondern auch die dort befindlichen Protestanten in eine andere Erziehungsanstalt zu versetzen, die Augsburger dürfte die beste seyn. Da aber keine erledigte Freystellen dermalen dortselbst, sind die Kosten, bis welche offen werden, von dem Neuburger tragen zu laßen".

Allerdings verweigerte er die Zulassung des Gustav-Adolph-Vereines in Bayern und erwiderte der Deputation: „Wollen Sie auch einen Tillyverein?" Es bewog ihn aber dazu weniger die Abneigung gegen den protestantischen Helden, als gegen den Fremden, der die Zerstückelung Deutschlands besiegelte und in Bayern gerade keine angenehmen Erinnerungen zurückgelassen hatte. Bezüglich des Namens „Evangelisch" äußerte er: „Evangelisch sind wir ja Alle!" Sonst war er jedoch bei jeder Gelegenheit bestrebt, Alles zu vermeiden, was den Anschein der Unduldsamkeit rechtfertigen könnte. Als Thorwaldsen an dem Piedestal des Reitermonuments des Kurfürsten Max I. allegorische Figuren anbringen wollte, bat Ludwig den Meister, davon Umgang zu nehmen. „Politische Gründe veranlaßen mich, keine einzelnen Beziehungen durch Andeutungen hervorzuheben, sondern Maximilian I., groß durch sich selbst, wie es dem Kenner genügt, allein darzustellen" (1. Juli 1837). Für das Walhallalied, das Ernst Förster dichtete, setzte er als Bedingung, daß es nur Strophen bringe, „kein Lob auf mich enthaltend, noch was Anhänger der katholischen oder protestantischen Religion auf sich beziehen könnten". (Schreiben an Kreuzer vom 18. Sept. 1842.) Als die Errichtung einer Tillystatue von protestantischer Seite ungünstig beurtheilt wurde, gab er Hormayr den Auftrag, den geschichtlichen Tilly zu vertheidigen. „Doch nur, was, ohne Polemik, geschichtlich belegt, aus Ihrer ausgezeichneten Feder kommt, wird seine Wirkung nicht verfehlen" (8. Dezember 1844).

Solche Vorsicht konnte aber nicht verhindern, daß auch das Urtheil über seine Intentionen getrübt wurde, da wirkliche Bedrückungen des protestantischen Theiles der Bevölkerung durch Abel vorlagen. Nur dadurch ist es erklärbar, daß manche seiner Kunstunternehmungen so feindselig gedeutet wurden. Oder sollte nicht selbst der gläubige Protestant sich befriedigt und gehoben fühlen können beim Anblick der damals in seltener Herrlichkeit erstehenden Auerkirche, deren Formen und Schmuck sich stolz mit der Pracht mittelalterlicher Werke messen können! Aber der religiöse Hader war einmal erregt. Es

kam zwar nicht, wie in der benachbarten Schweiz, zu ernsteren Reibungen, aber die Gegensätze zwischen der altbayerisch-katholischen Richtung, welche das Ministerium Abel vertrat, und dem verletzten Volksgefühl in den protestantischen Provinzen blieben in aller Schroffheit bestehen.

Die Landtage 1840—1846. Streifblicke auf das Gebiet der Staatsverwaltung.

„Vertrauen fördert das Gute, Mißtrauen hindert es, möge dies nie verkannt werden!“ Mit diesen Worten schloß die Thronrede, womit Ludwig 1840 die Stände begrüßte. Diese schlichte Mahnung eines Monarchen, der durch sein königliches Wort die Bande zwischen Krone und Volk fester zu knüpfen suchte, würde ungetrübteren Eindruck hervorgerufen haben, wenn nicht schon bei Zusammensetzung der Kammer ein gewisses Mißtrauen sich geoffenbart hätte. Von den gewählten Abgeordneten der Pfalz wurde vielen der Urlaub verweigert und überhaupt von dem üblichen Ausmerzungssystem umfassender Gebrauch gemacht. So kam es, daß allerdings die Verhandlungen fast ausnahmslos glatt und ohne eigentliche Opposition abliefen, daß aber allmälig das Volk das Vertrauen in seine Vertretung verlor. 1839 wurde durch eine ministerielle Verordnung ausgesprochen, jeder Advokat sei zum Eintritt in die Kammer der Erlaubniß der Regierung benöthigt. Ein Protest gegen diese Maßregelung verhalf nur dem gewandten Abel zu einem parlamentarischen Siege, indem sich die Majorität der Abgeordneten zu Gunsten seiner Ausführungen entschied. Ein wohlthätiges Gesetz zum Schutz gegen Nachbildung von Werken der Kunst und Literatur fand bereitwillige Annahme. Bei Vorlage eines strengen Preßgesetzes forderte die liberale Fraktion Beseitigung oder Beschränkung der unwürdigen Censur, und ein darauf bezüglicher Antrag Thon-Dittmer's erhielt Stimmen-

mehrheit, obwohl Abel heftig gegen die Annahme proteſtirte. Als jedoch die Reichsrathkammer eine ſolche Aenderung für nicht zeitgemäß erachtete, glaubte auch die zweite Kammer, nicht darauf beſtehen zu ſollen; es wurde überhaupt kein Verſuch gemacht, die Verfaſſungsgeſetzgebung nach irgend einer Richtung fortzubilden.

Schon in dieſer Landtagsperiode traten konfeſſionelle Zwiſtigkeiten hervor. Die heftigen Auslaſſungen Abel's gegen die Neuburger Proteſtanten, die ohne Regierungsbewilligung eine Kollekte zur Miethung eines Betſaales veranſtaltet, veranlaßten heftige Erwiderungen. Auf das religiöſe Gebiet wurde auch die ſociale Frage der ſteigenden Zunahme der unehelichen Geburten in Bayern gezogen. Die ſtatiſtiſchen Nachweiſe ergaben, daß Bayern in Bezug auf ſittliche Vergehen einen betrübenden Vorrang unter den deutſchen Staaten behaupte. Mit der religiöſen Erregtheit der Zeit ſtand in Zuſammenhang, daß man Abhilfe lediglich durch geiſtliches Wirken verſuchte, während doch entſchiedene Beſſerung nur durch Reform der Geſetzgebung, welche Verehelichung und Anſäſſigmachung ungemein erſchwerte, und durch thatkräftigere Förderung der intellektuellen Erziehung, welche neben der religiöſen die Unterlage fortſchreitender Entwicklung des ſocialen Lebens bilden muß, zu erreichen geweſen wäre. Es blieb der ſpäteren Regierung des damaligen Kronprinzen vorbehalten, auf dieſem Gebiet ſich den ſchönſten Friedenslorbeer zu erringen. Schon in jener Zeit wurden Aeußerungen des Prinzen bekannt, die zu den froheſten Erwartungen berechtigten. Namentlich die Kunde von einer Unterredung Maximilian's mit dem Geſchichtſchreiber Schloſſer gewann ihm die Herzen aller Gegner des Abel'ſchen Syſtems. Bei den Reichsrathsverhandlungen ſtimmte der Kronprinz mit der liberalen Oppoſition.

Auch in der Debatte über einen Antrag auf Aufhebung der Quarta pauperum trat jene religiöſe Erregtheit zu Tage. Nur wenige Redner wollten aus praktiſchen Gründen einer übergroßen Anhäufung von Beſitzthum der todten Hand vorgebeugt wiſſen. Dagegen wurde der Vorwurf erhoben, es heiße dies einen Feldzug gegen die katholiſche Kirche eröffnen. Die Abſtimmung ergab ein ſehr abweichendes Reſultat von dem Beſchluſſe des konſervativen Landtags vom Jahr 1834, der Antrag wurde nämlich mit großer Stimmenmehrheit angenommen.

Wiederholt nahm Abel Veranlassung, gegen das „Hereinziehen moderner Begriffe" zu protestiren, die statt des ständischen Prinzips das repräsentative unterschieben wollten. Diese Erörterungen des Ministers über die Grenze der fürstlichen und ständischen Rechte stießen aber wider Erwarten auf energischen Widerspruch in der ersten Kammer. Abel, immer in demonstrativer Weise bemüht, die Rechte der Krone zu vertreten, vergaß sich so weit, diejenigen, welche an der Bezeichnung „Staatsministerium" festgehalten wissen wollten, förmlich als Verräther und Feinde des Königs zu brandmarken. Dieses Verfahren veranlaßte die Bildung einer Oppositionspartei unter den Reichsräthen, die in der Folge namentlich in kirchlichen Fragen weit entschiedener auftrat, als die zweite Kammer.*) Ebenso bewog 1840/41 der Geldpunkt die Abgeordnetenkammer, deren Majorität in prinzipiellen Fragen mit dem Ministerium ging, zu lebhafter Opposition. Wie Abel in der Kammer erklärte, war es die Ueberzeugung des Monarchen, daß die von der Krone verliehene Verfassung alle Befugnisse der Staatsgewalt durchaus unbeschränkt der Krone vorbehalten habe, soweit sie deren Ausübung nicht ausdrücklich selbst an die Zustimmung der Stände gebunden habe. Nun ergab der Rechenschaftsbericht über die Führung des Staatshaushalts von 1835 bis 1838 eine Ansammlung von 23 Millionen „Erübrigungen". Die Frage über Verwendung solcher Ueberschüsse war schon 1837 zum Zankapfel geworden. Die persönliche Ansicht des Monarchen erhellt aus einem Signat (8. Mai 1843) in Betreff der Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Erlangen: „Würde sehr gerne", schreibt Ludwig an Abel, „aus den Erübrigungen gegenwärtiger V. Finanzperiode die 4000 fl. schöpfen, wenn es keine Verfaßungsüberschreitung wäre; Ausgabe für Festlichkeiten gehört aber meines Erachtens nicht unter jene, die aus den Erübrigungen zu machen ich

*) Wenn unsere Darstellung bisher auf die Verhandlungen der ersten Kammer geringe Rücksicht nahm, so wird dies Jeder begreiflich finden, der mit dem Modus der Veröffentlichung ihrer Protokolle bis zum Jahr 1847 vertraut ist. Es sind nämlich nur Excerpte der Reden ohne Nennung der Namen der Redner vorhanden, so daß die Verhandlungen, wie schon Lerchenfeld in seiner Geschichte Max Joseph's klagt, mit den stets wiederkehrenden Bezeichnungen „ein Herr Reichsrath", „ein zweiter Herr Reichsrath" ꝛc. für den nicht Eingeweihten unentwirrbares Räthsel sind.

befugt bin. Mein Gewiſſen iſt dem entgegen. Beanſtändigung von Seite der Stände möchte jedoch keine zu beſorgen ſeyn, weil dieſe Ausgabe für eine proteſtantiſche Univerſität ſtattfände. Iſt mein Miniſter des Innern aber der Anſicht, daß befragliche Verwendung unter jene gehört, die verfaßungsmäßig aus Erübrigungen zu machen ich das Recht habe, ſo ſind mir Gründe darzulegen und im Fall ſie mich überzeugen, will ich dieſe 4000 fl. aus ihnen anweiſen, außerdem hingegen aus dem Ertrag der Verordnungenſammlung, und das Uebrige hat die Univerſität zu leiſten." In die Verfaſſung ſind, bezeichnend für die damalige Finanzzuſtände in Bezug auf Verwendung von Aktiv-Ueberſchüſſen beſtimmte Anordnungen nicht aufgenommen. Die Regierung verließ alſo mit der Erklärung, den Ständen ſtehe darüber keine Kompetenz zu, den Rechtsboden keineswegs, aber natürliche Folge der Behauptung dieſes Rechts war, daß das Vertrauen in die Richtigkeit des Budgets überhaupt wankend wurde, daß man überall künſtliche Sparſamkeitsmaßregeln erblicken wollte, daß man bei ſcheinbar ſo glänzender Finanzlage die beſtehenden Mißſtände und Mängel um ſo ſchärfer hervorhob.

Dank dem Frieden und der ſeit Ludwigs Thronbeſteigung ſtreng überwachten Ordnung war die Finanzlage des Staates wirklich eine ſehr günſtige zu nennen, der Staatskredit hatte ſich ſo gehoben, daß Bayern von keinem anderen deutſchen Staate übertroffen wurde.

Das herrſchende Sparſyſtem hatte aber auch ſeine Schattenſeiten.

Namentlich am Militäretat wurde übermäßig geſpart und dadurch die Vertheidigungskraft des Landes geſchwächt. Beſonders ſeit Marſchall Wrede's Tod, den König Ludwig als ſeinen alten Waffengefährten ungemein hoch ſchätzte*), war eine Vernachläſſigung der Armee bemerkbar, ſo daß ſich ältere Offiziere ungünſtig über die materiellen und intellektuellen Zuſtände des Heeres in jener Zeit auszulaſſen pflegen. Weder die perſönlichen Neigungen des Monarchen, noch die Regierungsprinzipien ſeiner Miniſter waren geeignet, den militäriſchen Geiſt auf gleiche Weiſe zu heben und zu fördern,

*) Bei der Enthüllung des Obelisk, der zum Gedächtniß der in Rußland gefallenen Krieger 1833 errichtet wurde, ſprach der König: „Das Beſte, was ich meinem Heere wünſchen kann, iſt, daß es immer von einem Feldherrn, wie Fürſt Wrede, möge geführt werden."

wie im nordiſchen Königreiche.*) Doch trifft der Vorwurf ebenſo berechtigt auch die Landesvertretung, welche das beſchränkte Militärbudget noch immer im Mißverhältniß zu den Kräften des Landes fand. Die langen Friedensjahre machten ſorglos. Der liberale Abgeordnete Horuthal äußerte ſich (in der Broſchüre „Des bayeriſchen Volkes Erwartungen von dem Landtage im Jahr 1831): „Wenn Bayern während des Friedens ſeine Kräfte und das Geld ſpart, ſo wird es zur Zeit des Krieges mehr und beſſeres für den Bund leiſten können." Cloſen ſchrieb 1855 (3. Dez.) bei Ueberſendung einer Schrift über Bildung einer bayeriſchen Armeereſerve an Ludwig: „In dem

*) Dem Beförderungsſyſtem in der Armee widmete der König eingehende Aufmerkſamkeit. Dies bezeugt u. A. ein Brief, den er 1837 (11. Auguſt) an Marſchall Wrede richtete. (Ich verdanke die Mittheilung dem Herrn Oberſtlieutenant v. Heilmann, der im Ellinger Archive davon Abſchrift nahm.) „Lieber Fürſt! Sie haben mehr denn einmal geäußert, ich hätte recht beſorgt zu ſeyn, gute Generale künftig zu bekommen. Zwey Dinge ſind nothwendig, damit dieſes möglich werde, daß diejenigen, aus welchen die Ernennung geſchieht, gehörige Kenntniße beſitzen und noch die körperliche Kraft. Die Reſervebataillons bei Ausbruch eines Krieges gewähren zwar Unterkunft eines Stabsoffiziers per Regiment, der nicht mehr feldtauglich iſt, denn die ausrücken, müßen es ſeyn. Wenn auch ein Theil derſelben im Heere alsdann penſionirt werden ſollte, die Mehrheit darf es doch nicht werden, und was nützt's, wenn z. B. auch die meiſten Oberſte es werden, und die Oberſtlieutenants in dem nämlichen Zuſtande ſich befänden u. ſ. w. Darum iſt es nothwendig, daß platterdings nicht nach der Ancienneität, ſondern nach der Befähigung die Beförderung zum Major vorgenommen werde....

Das iſt die Aufgabe, wie zu vereinen, daß der Geiſt des Heeres nicht verdorben wird, und dieſes ſo nothwendige erreicht werde, ſo nothwendige; Zeit iſt keine zu verlieren, ſtehen wir ſchon jetzt zum Theil auf(?), was ſoll, wenn Frieden noch 10 Jahre währt, daraus werden? Schlimmer — und damals ſtand's ſchlimm genug — (unter der Menge Generale waren nur zwei tüchtig) als mein Vater beim Antritt ſeiner Regierung es fand! (Noch die meiſten Generalsernennungen Anfangs zeugen davon, exempla sunt odiosa, ſonſt könnte eine Reihe hergenannt werden, die im Jahr 1805 ſich eben keine Lorbeeren erwarben, — er hatte aber dann die großen Vortheile, daß durch die Raufung der untern Stellen doch ein zum Theil rüſtiger Nachwuchs ſich vorfand.) Einverſtanden bin ich mit Ihnen, daß es nicht taugt, wenn die Maſſe der Offiziere gelehrt iſt, aber die mehr als Hauptmann werden ſollen, haben ſich dazu zu befähigen. Wenn noch körperliche Kraft vorhanden, muß man in die Höhe kommen, — wenn nicht für Bayern, für Teutſchland, für Europa glücklicher Weiſe Sie, hochverdienter Feldmarſchall, in jüngern Jahren den Charakter eines Oberſten bekommen hätten, ſtatt dieſem Hauptmann geworden

geſchichtlichen Theil werden Ew. Majeſtät einigemal Ihren Namen, wie ich glaube, mit gerechter Anerkennung finden. Würden während der 23 Jahre Ihrer glorreichen Regierung jährlich 2 bis 3 Millionen mehr, alſo 46 bis 69 Millionen für die Armee verwendet worden ſeyn, für größeren und längeren Präſenzſtand der Mannſchaft, mehr Pferde, mehr aktive Offiziere, mehr Penſioniſten, Bayern

wären, hätte das große Ereigniß nicht ſtattgefunden. [Ludwig ſpielt an auf den Rath, direkt mit allen Armeen auf Paris loszugehen, der zuerſt von Wrede ertheilt worden ſein ſoll. A. d. B.] Für einen [Hauptmann I. Klaſſe, der die Ausſicht hat, zu veraltern als Major, iſt es nicht einmal Glück, es zu werden, ſteht ſich ja beſſer als Hauptmann; darum dürfte doch nicht gar ſo ſchwer ſeyn, eine die Stimmung des Heeres nicht verderbende und deſſen Zweck erreichende Anordnung zu treffen, ſo daß ich Ihre Anſicht, worin ſie zu beſtehen hätte, zu wiſſen verlange. Richtig äußerten Sie, daß die G.-Offiziere dermalen nur Zeichner wären, ſo aber darf's nicht bleiben, ſie ſollen auch praktiſch gebildet und nicht entfremdet werden dem Dienſt und veraltern in dieſem Corps. Daß einer der beiden Diviſionsadjutanten G. G. Stabsoffizier ſey, finde ich ſehr zweckmäßig.

Wieder auf die Anciennität zu kommen, weder zu Präſidenten noch zu Direktoren geht die Ernennung nach ihr, es ginge übel, wenn ich nach ihr ſie vornehmen würde, und Generale und Stabsoffiziere ſollten in der Regel gemäß derſelben ernannt werden? Alſo im Civil, nicht auch im Militär, wo es auf körperliche Tüchtigkeit ſo viel ankommt, wo von der geiſtigen und körperlichen Fähigkeit der Befehlenden, auch der Stabsoffiziere, nicht nur das Leben ſo vieler abhängt, ſondern auch der Schlachten Ausgang, ſowie das Schickſal der Reiche!

Vergeſſen wir nicht den Zuſtand des preußiſchen Heeres, als der Krieg im Jahre 1806 ausbrach, und doch hatten alle Generale und Stabsoffiziere Feldzüge mitgemacht, zum Theil rühmlichſt ausgezeichnet, aber größtentheils zu alt geworden. Ich will keineswegs behaupten, daß alle Vorſchläge des Generals v. Baur die beſten ſind, aber viel Gutes, Beherzigenswerthes enthalten ſie, mit allem bin ich nicht einverſtanden. Eines weis ich, ſo wie es dermalen iſt, darf es nicht bleiben und die Vorſchläge des Kriegsminiſters entfernen das Uebel nicht. Was ich hinſichtlich der Ernennung vom Hauptmann zum Major geſagt, ſcheint mir von großer Wichtigkeit. Geholfen muß werden, wer den Zweck will, muß die Mittel anwenden. Mit Beifügung aller dieſer Schriften, auch dieſes Blattes, erwarte ich von meinem Feldmarſchall unter dem Bayerns Heer ſeinen Ruhm erwarb, ſein Gutachten."

Auf die Supplik eines Generals erwiderte er (1838): „Ich kann mir einen Grund nicht denken, warum Sie von dem Gipfel des Glückes ſich herabgefallen glauben. Dieß wenigſtens kann ich nicht unbemerkt laßen, daß es nicht wenige Generallieutenants giebt, die keine Diviſionäre ſind. Es iſt mir leid, wenn Sie ſich grämen, das ſollen Sie nicht, der alten Zeiten denke ich mit Freude!"

würde deshalb 1855 nicht um eine Linie höher stehen, aber mehr Hände würden der Landwirthschaft und den Gewerben entzogen, keine Capitalien für Eisenbahnen erübrigt, die Festungen Germersheim (in der die Zuschüsse des Bundes übersteigenden Ausdehnung) und Ingolstadt kaum erbaut worden seyn."

Auch der Beamtenstand hatte unter dem Drucke des Sparsystems zu leiden. Unwürdig waren die Unterscheidung zwischen Dienstes- und Standesgehalt, die häufigen Quieszirungen kurz vor Eintritt in das siebenzigste Lebensjahr, das den Fortbezug des Gehaltes sicherte, schädlich die Besetzung vieler Aemter durch Verweser und Funktionäre. Auch der Zustand der Land- und Straßenbauten, des Armen- und Schulwesens entsprach nicht völlig dem glänzenden Resultat des Finanzsystems. Doch wird sich auch die Verwendung der erübrigten Summen, wie sie nach Ludwigs Wünschen stattfand, noch nach Jahrhunderten dem Lande wohlthätig erweisen, denn die herrlichen Gebäude für die Bibliothek, die alte Pinakothek, der Brückenauer Kursaal u. A. dürfen doch wohl kaum, wie Strodl meint, als Luxusbauten betrachtet werden, „welche ohne irgend einen Zweck unternommen wurden".

Am vorletzten Sitzungstage legte Abel wiederholt dagegen Verwahrung ein, daß der Kammer irgend ein Kontrol- oder Bewilligungsrecht über die ersparten Summen zustehe, und erging sich dabei in heftigen Ausfällen gegen jene „Korporation", die den Usus solcher Rechnungsablegung zur Staatstheorie erheben wolle. Wenn den Ständen sein Auftreten nicht gefalle, so werde man andrerseits nicht den Vorwurf gegen ihn erheben können, daß er aus solchen Fonds eine geheime Polizei unterhalten habe. Unter dem Ausdruck Korporation konnte nur die Reichsrathkammer verstanden, die Schlußbemerkung nur auf Fürst Wallerstein gemünzt sein. Auf eine energische Interpellation der Reichsräthe bezeichnete Abel den abgetretenen Minister nur noch deutlicher. Wallerstein gab zu, daß beträchtliche Summen für Polizeizwecke verwendet wurden, aber „Eindringen in die Familiengeheimnisse, Oeffnen der Briefe und ähnliche Dinge mehr seien von ihm jedenfalls bezüglich des Binnenstaats unnöthig befunden und beharrlich verschmäht worden". Nächste Folge der parlamentarischen Angriffe war ein Zweikampf Abels mit dem Fürsten, der nach erfolglosem Kugelwechsel mit einer Versöhnung endigte. Es war je-

doch nur eine äußerliche Scene, bald erhob sich neuer Zwist über die abgegebenen Erklärungen. Abel forderte seine Entlassung, der König versagte dazu seine Einwilligung, gestand aber auch dem Fürsten eine besondere Ehrenerklärung zu. Die Spaltung erhielt sich und blieb nicht blos auf die beiden Männer, deren jeder ein Verwaltungssystem repräsentirte, beschränkt, es sammelten sich um diese Häupter politische Parteien, welche nach wenigen Jahren den Streit von Neuem zu offenem Ausbruch drängten.

In der besprochenen Landtagsperiode waren die Beschwerden der Protestanten noch nicht eigentlicher Gegenstand der Berathung gewesen, nur eine Bitte um entsprechende Abhilfe war dem Könige übergeben worden, welcher sie gnädig entgegennahm, ohne daß jedoch direkte Maßnahmen daraufhin ergriffen wurden.

Lauter erhoben sich die Klagen im folgenden Landtag, der im November 1842 eröffnet wurde. Die Eröffnung fand zum ersten Mal im Thronsaal des neuen Königsbaues statt. „Die Stände des Reichs", sprach der Monarch, „heiße ich willkommen bei mir, umgeben von den Standbildern ruhmvoller Fürsten, die mir Vorfahren waren und Muster seyn sollen in allem Guten, was sie gethan." Auch in dieser Periode machte das Ministerium von seinem Verweigerungsrecht bezüglich der Wahlen so umfassenden Gebrauch, daß z. B. die Pfalz fast ausnahmslos nur Ersatzmänner als Vertreter in der Kammer hatte. Diesmal veranlaßte die Kniebeugungsordre heftige parlamentarische Kämpfe. Kriegsminister von Gumppenberg erklärte, die militärisch-reglementarische Bestimmung habe mit dem Gottesdienst nichts zu thun, Abel wies darauf hin, daß „jede körperliche Bewegung erst durch den geistigen Akt, der sie begleite, Sinn und Bedeutung gewinne". Damit konnten sich die Angehörigen der protestantischen Confession nicht zufrieden stellen, der Streit dauerte fort, bis Ludwig ihm durch Zurücknahme des unseligen Erlasses ein Ende setzte. Die liberale Fraktion, die nur über eine geringe Stimmenzahl verfügte, sprach den Wunsch aus, eine allgemeine Amnestie solle wenigstens für jene aus politischen Gründen Verhafteten erlassen werden, deren Schuld noch nicht erwiesen sei. Thon-Dittmer wies in begeisterter Rede auf das Erwachen Deutschlands hin, als bei dem Herannahen der Kriegsgefahr das Dröhnen des Heerschildes überall Kampflust und

Eintrachtsgefühl weckte, und mahnte, es möge jetzt das schönste Recht der Krone auch an den Armen geübt werden, die in aufgeregter Zeit das Ideal der deutschen Einheit auf falschem Wege erstrebten. Der Antrag fand jedoch in der Kammer nur geringe Unterstützung, von der Regierung keine Berücksichtigung.

Ueberhaupt hatte das Ministerium, obwohl die ersten Sitzungen sehr stürmisch waren, keinen Grund zur Klage über den weiteren Verlauf der Verhandlungen. Ein Antrag auf Erleichterung der Preßbestimmungen konnte nicht zum Beschluß erhoben werden. Schon die Thronrede im Jahr 1840 hatte Reform der Rechtspflege verheißen, und die Adresse beider Kammern hatte daran anknüpfend Trennung der Justiz von der Verwaltung gefordert. Der gleiche Wunsch wurde diesmal wiederholt. Es galt noch immer in den diesrheinischen Provinzen das Strafgesetzbuch von 1813, in der Pfalz der Code pénal. Machte sich auch der Mangel einer einheitlichen Strafgesetzgebung immer fühlbarer, so erwies sich doch zeitgemäße Umgestaltung der bürgerlichen Gesetzgebung, welche theils veraltet war, theils in den einzelnen Landestheilen eine bunte Mustertarte der verschiedenartigsten Bestimmungen bot, noch dringlicher als Bedürfniß. Es mehrten sich daher die Stimmen im Lande, welche Abfassung eines neuen Civilgesetzbuches, sowie einer neuen Prozeßordnung verlangten und die Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens betonten.

Der König war keineswegs ein Gegner von Justizreformen. In einem Brief an Minister v. Schenk (3. Juli 1831), worin dieser zu Vorschlägen in Bezug auf Ernennung von Justizministerialräthen aufgefordert wird, setzt Ludwig als Bedingung fest: „Keine Neuerungssüchtige, aber auch keine blinde Anhänger am Bestehenden, sondern mit Umsicht im Beßern Fortschreitende, Freunde des öffentlichen und mündlichen Verfahrens! Daß sie Anhänglichkeit an den König haben müßen, daß dieser Eigenschaft Besitz Bedingung ist, daß sie nicht die Justizkönige machen wollen, wäre dem seine Anhänglichkeit an mich so edel bethätigt bewiesenen Schenk zu sagen überflüßig". Er befürchtete aber die Unmöglichkeit einer gründlichen Reform. Als im Staatsrath beantragt wurde, der Landtagsabschied möge auf Ausarbeitung eines für das ganze Königreich geltenden

Gesetzbuches Hoffnung gewähren, signirte Ludwig (8. Aug. 1843): „Kann nicht von dem abgehen, was ich in meiner Thronrede über diesen Gegenstand gesagt, daß ich, wie in der Ständeversammlung behandelt wird, ein allgemeines Gesetzbuch fast für unmöglich ansehe. Dazu kommen noch andere sehr gewichtige Gründe. Die Verfaßung will ein Gesetzbuch fürs Königreich, aber wie kann es füglich eines geben, die rechte und linke Seite des Rheins umfassend? Hoffnung erwecken, wo keine ist, wäre wenigstens ungeeignet. Vielleicht in der Art zu sagen: „„Es ist auch unser lebhafter Wunsch, daß es ein allgemeines Gesetzbuch für das ganze Königreich geben möchte, zweifle aber sehr, daß bey den vorhandenen Umständen derselbe in Erfüllung gehen werde.““ Die Pfalz ist die Klippe, woran, wenn auch die übrigen glücklich vorbeygeschifft würden, dieses Unternehmen scheitert. Sogar für das Land rechts des Rheins scheint's unmöglich. Wenn sogar die Krone Rechte aufgegeben hätte (was nicht geschehen soll), und hinsichtlich der kirchlichen Rechte Uebereinstimmung erzielt seyn würde, so wird vom Adel auch verlangt werden, von seinen Rechten zu opfern, und wie sehr er gerne zustimmen würde, daß Kronrechte beschränkt werden, so wird er dieses nicht und die Kammer der Reichsräthe wird ihre Zustimmung verweigern, Aufregung und Mißvergnügen wird die Folge des Unternehmens seyn.“*)

Ein Dekret vom 10. März 1844 verfügte den Zusammentritt einer Kommission, die ein allgemeines Civil- und Strafgesetzbuch für das ganze Königreich, jedoch unbeschadet der rheinpfälzischen Institutionen, entwerfen sollte. Ihre Verhandlungen führten jedoch zu keinem Resultat. Auch der Wunsch nach einem allgemeinen Handels- und Wechselrecht für die Zollvereinsstaaten, das im Interesse des Verkehrs und des öffentlichen Vertrauens geboten erschien, blieb vor-

*) Schon früher äußerte Ludwig ähnliche Klage in einem Briefe an Schenk (4. April 1829): „Ein namhafter Theil des Brandenburgischen Adels, welchem doch gewiß nicht Aristokratischer Geist abzusprechen, bietet sich an, auf die Patrimonialgerichtsbarkeit zu verzichten, in dem bey dem Alten so ortodoxen Baden besteht keine, — aber in Bayern, da wird Mord und Zeter gleich geschrien, da soll nichts Neues, keine Verbesserung eingeführt werden, sogar der Gedanke wird als verbrecherisch betrachtet, Bayern soll ein Rumpelkasten aller Antiquitäten seyn und bleiben! Man hat Mühe, nicht bitter zu werden.“

Digitized by Google

läufig unerfüllt. Es mußte erst der Geisteshauch einer gewaltigen politischen Bewegung durch die deutschen Lande gehen, ehe man begriff, daß ein frischer Gesetzesorganismus der Gesammtheit die Lebensnerven der einzelnen Territorien nicht ertödte, sondern kräftige. Dann erst war auch die Vertauschung der mittelalterlichen Behausung des Rechts mit ihren kleinen, finsteren Gelassen mit einem den jetzigen Kulturbedürfnissen entsprechenden Justizpalast ermöglicht, in dessen freien, offenen Hallen Jeder ohne Unterschied und ohne Scheu Schutz suchen kann.

Auch diesmal wurde die Erübrigungsfrage Gegenstand der Berathung und des Streites. Es wurde die Klage laut, daß in den Budgets die materiellen Landesinteressen nur mangelhaft vorgesehen seien. Als jedoch Abel die Person des Monarchen in die Debatte zog, dem es zu verdanken sei, daß nur Ueberschüsse Verlegenheit bereiteten, genehmigte die Kammer, um „dem verehrten Monarchen den Dank des Vaterlandes zu bezeugen", alle Regierungsvorlagen. Zur Vollendung des Donau-Main-Kanals wurden bedeutende Mittel bewilligt. So schien die Versöhnung zwischen Regierung und Volksvertretung besiegelt, nachdem auch mit dem Reichsrath ein sogenanntes Verfassungsverständniß als Markung der Rechte der Krone und der Kammern vereinbart worden, dem zu Liebe das Ministerium seine Theorie in der Finanzfrage nicht unerheblich umgestaltete.

Die Stimmung der Kammer entsprach jedoch nicht mehr der Stimmung des Volkes. Es ist mit wärmstem Dank anzuerkennen, daß Bayerns Monarchen, seit es eine Verfassung gab, sich von Oktroyirungen jeder Art fern hielten, so nahe nicht selten die Versuchung lag. Auch direkte Einwirkung auf die Wahlen fand in Bayern nie statt. Doch die Auffassung und Anwendung der Verfassung namentlich in der Periode Abels war eine derartige, daß eher die Bezeichnung Patrimonialstaat als konstitutioneller Staat auf Bayern paßt. Welche Folgen dieses Darniederliegen des Konstitutionalismus nach sich zog, zeigen schon die Ereignisse der nächsten Jahre. 1843 schieden Regierung und Stände in herzlichster Eintracht, doch schon 1845, ohne daß neue wichtige Thatsachen dazwischen lagen, eröffnete die eine mächtige Partei den heftigsten Kampf gegen das herrschende Regierungssystem, wieder zwei Jahre später preisen der Monarch wie

das Volk faſt ausnahmslos den Sturz des Syſtems als „glückliches Ereigniß" — und im nächſten Jahre bemächtigen ſich Zerfahrenheit und Haltloſigkeit ebenſo der Regierung wie des Parteiweſens im Lande.

Die Wahlen zum zehnten Landtag fielen nicht mehr wie die früheren nach dem Wunſche der Regierung aus. Nicht blos die Mißſtimmung über Beſchränkungen, die wenigſtens dem Geiſt der Verfaſſung widerſprachen, war allgemeiner geworden, ſondern der Liberalismus war überhaupt in ganz Deutſchland wieder neu erſtarkt. Er hatte ſich von ſeiner weltbürgerlichen Träumerei bekehrt und war auf den feſten Boden des wirklichen Lebens und der Nationalintereſſen zurückgekehrt. Die offiziöſen Organe machten zwar den Verſuch, die Bierkrawalle in München in den Jahren 1844 und 1845 liberaler Agitation in die Schuhe zu ſchieben, doch war es zu deutlich, daß hier überhaupt keine Idee, ſondern geradezu der Mangel an Ideen die Gewaltakte veranlaßte. Die materielle Lage der Bevölkerung war im Allgemeinen eine überaus günſtige zu nennen, ſie blieb es ſogar verhältnißmäßig in den nächſten Jahren, da in Folge von Mißernten die Hungerſeuche faſt ganz Deutſchland durchzog. Die Regierung traf zur rechten Zeit Vorkehrungsmaßregeln und brachte große Opfer, während in anderen Staaten erſt dann zu ſolchen Mitteln gegriffen wurde, als es zu ſpät war. Der König ſelbſt gab ausdrücklichſten Befehl, daß die reichen ärarialiſchen Speicher durchaus der Spekulation unzugänglich bleiben ſollten, auch das Getreideausfuhrverbot erfolgte ſehr früh, ſo daß in Bayern nicht die entſetzlichen Erſcheinungen der Noth und des Elends zu Tag traten, wie in anderen Ländern.

Dagegen nahte für das Staatsleben eine bedenkliche Kriſis und zwar erwuchs der Kampf aus der hochgehenden konfeſſionellen Bewegung. Görres klagte, daß ſich die Kammer in eine katholiſche und eine proteſtantiſche Sektion getheilt habe. Die zahlreichen „Namenskatholiken, Vertreter des Indifferentismus und des Rationalismus" zählt er ebenfalls der proteſtantiſchen Fraktion bei. Man wird ſich dies gefallen laſſen können, es waren eben diejenigen Katholiken, die gegen die Auffaſſung des Katholizismus von Seite der römiſchen Kurialiſten Proteſt erhoben. Daß auf beiden Seiten die Leidenſchaft beſtimmenderen Einfluß übte als politiſche Einſicht, iſt nicht zu Ab-

Digitized by Google

rede zu ſtellen; es war die Folge der Aufregung, die zu Extremen führt und zur Einſeitigkeit verleitet. Am allerwenigſten gewann durch dieſe Kämpfe die Religioſität. Diepenbrock klagt 1846 in einem Briefe an Paſſavant: „Das religiöſe Leben geht leider in Zeiten des Kampfes nur zu leicht in eine äußere Geſchäftigkeit, in die Rührigkeit eines Kriegslagers auf, man ficht für den heiligen Opferheerd, aber das Feuer auf ihm brennt düſter und qualmig . . ."

Schon bei der Adreßdebatte in der zweiten Kammer wurde durch die Oppoſition, deren Haupt der treffliche Lerchenfeld, ein Zuſatz durchgeſetzt, der auf „Beſeitigung der Urſachen" drang, welche Mißſtimmung erzeugten und die Gemüther beunruhigten. Ein heftigerer Kampf entſpann ſich aber im Reichsrath, in offenſter Weiſe gegen Abels Syſtem gerichtet. Fürſt Carl Wrede brachte einen Antrag ein, der ein zeitgemäßes Geſetz über Miniſterverantwortlichkeit beanſpruchte, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß „die ſchlimme Lage, in welche die Verwaltung des Miniſters von Abel das Land gebracht habe, und die Beſorgniß, dieſe noch verſchlimmert zu ſehen, ihn zu dieſem Antrag bewege". Es folgte ſodann eine Reihe von Anträgen deſſelben Reichsraths, die der weiteren Vermehrung der geiſtlichen Genoſſenſchaften vorzubeugen, Uebergriffe des Klerus zu beſeitigen und ihren Einfluß auf den Staatsorganismus zu ſchwächen bezweckten. Am nämlichen Tage, an dem er mit dieſen Anträgen vor die Kammer trat, legte er ſie auch dem Könige vor, mit einem Begleitſchreiben, das folgende Erklärung enthielt: „Ich erkläre vor Gott, meinem Könige und dem Lande, daß all mein Streben, der Krone, dem Lande und der Wahrheit zu Ehren, lediglich gegen das amtliche und außeramtliche Verfahren des Miniſters von Abel gerichtet iſt, der nahe daran iſt, Ew. Majeſtät um die Liebe eines großen Theils Ihres Volkes zu bringen, und durch in ſeinem eigenen Intereſſe wohlberechnete Förderung der hierarchiſchen Prinzipien ſelbſt die Hoheitsrechte der Krone Baverns gegenüber den erſteren in Frage ſtellen läßt. Als ein treuer Unterthan Ew. Majeſtät beginne ich demnach einen offenen, erklärten, gegen den Miniſter von Abel allein gerichteten Kampf." Es war in der That eine ſeltſame Erſcheinung, daß nicht etwa von Advokaten und Journaliſten, gegen welche man den üblichen Vorwurf hätte erheben können, ſie wollten aus der Oppoſition ein Geſchäft machen,

ſondern aus der konſervativen Gruppe der Standesherren und Großgrundbeſitzer im Namen des gefährdeten konfeſſionellen Friedens Oppoſition ergriffen wurde. „Im Jahr 1831", ruft Höfler erbittert in einer polemiſchen Flugſchrift aus jenen Tagen, „verwarf die Reichsrathkammer die Anträge, welche unter den Auſpizien Schülers und Siebenpfeiffers und anderer Heroen des Radikalismus an ſie gelangt waren, im Jahr 1846 wetteifern zwei Fürſten, die von dem Miniſterium des Jahres 1832 bekämpften Tendenzen des Jahres 1831 unter das Volk zu bringen! Wie ſoll man dieſen Tauſch der Rollen, dieſe Verkehrung des Standpunktes ſich erklären?" Die richtige Erklärung läßt ſich wohl aus dem ebenfalls durchaus veränderten Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche überhaupt ableiten. Es liegt zwiſchen den beiden Zeitpunkten jene „Erhebung des Katholizismus", die ausgeſprochenermaßen den Jeſuiten und dem Jeſuitismus eine auf alle Fälle beunruhigende neue Miſſion beſtimmte. Dagegen mußte ſich der moderne Staat zur Abwehr bereiten und die Geſchichte giebt zu viele Beiſpiele an die Hand, die zur Genüge beweiſen, daß nicht blos „leichtgläubige Furcht und gedankenloſe Nachſprecherei" in der Förderung hierarchiſcher Prinzipien ernſte Gefahr erblicken läßt.

Die Anträge Wrede's wären in der Reichsrathkammer namentlich ihrer rauhen Form wegen kaum zum Beſchluß erhoben worden, doch Fürſt Wallerſtein brachte ſo klug ausgearbeitete Gegenanträge, daß dieſe ſcheinbare Vertheidigung des Miniſteriums als ein ebenſo empfindlicher Angriff gegen das herrſchende Syſtem ſich bewies. Wallerſtein führte aus, auch ſeine miniſterielle Thätigkeit habe Religioſität fördern wollen, aber wahre und deutſche Religiöſität im Geiſt der Liebe, die neue Verwaltung aber wolle den Ultramontanismus als förmlichen Regierungsbehelf ausbeuten und durch die Jeſuiten das alte Element der Zwietracht nach Bayern zurückführen. Sein Hauptantrag lautete daher, es ſolle keine geiſtliche Genoſſenſchaft anerkannt oder ſtillſchweigend geduldet werden, deren religiöſer Zweck oder Richtung geeignet erſcheine, den religiöſen Frieden irgend wie zu gefährden. Er wurde mit zwei Drittheilen der Stimmen angenommen. Als die ſämmtlichen Anträge vor die zweite Kammer gebracht wurden, legte Abel in heftiger Weiſe Proteſt ein. Er verglich ſie mit dem Trank der Circe, den ſie den Gefährten des Ulyſſes miſchte, und

Digitized by Google

behauptete, sie verstießen nicht nur gegen die verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten der Kirche, sondern lägen auch außerhalb des verfassungsmäßigen Wirkungskreises der Stände. Es sei ihm ein wahres Bedürfniß, der Kongregation der Redemptoristen seine Anerkennung auszusprechen und zu konstatiren, welch großen Erfolg bereits die Missionen für Wiederherstellung von Religiosität und Sittlichkeit erzielt hätten. Die Anträge seien mit religiöser Gesinnung eines Katholiken unvereinbar, es liege ihnen, trotz aller feierlichen Gegenversicherungen, ein heimlicher Plan der Protestanten zu Grunde, um die katholische Kirche in ihren Grundvesten zu erschüttern. Unter den übrigen Rednern gegen die Anträge war Döllinger der bedeutendste, doch gab er selbst zu, er halte es weder für möglich noch für wünschenswerth, daß der Jesuitenorden sich wieder in Bayern einbürgere.

Nun erhob sich ein Adressensturm für und wider die Klöster im ganzen Lande. Streitschriften meist zelotischen Charakters folgten in langer Reihe, sie konnten schon ihres Tones wegen nichts Anderes bezwecken, als die Gemüther gegenseitig zu erbittern. Auch Rohmer giebt in seiner Denkschrift über die politische Agitation der ultramontanen Partei in Bayern zu, daß von protestantischer Seite eine Reihe unhaltbarer Behauptungen über Verhalten und Pflichten des katholischen Klerus erhoben wurden. Dagegen ließen auch die Stimmen der katholisch-klerikalen Partei nicht zu billigende und betrübende Erscheinungen erkennen. Eine solche Flugschrift („Was wollen die neuen Kirchenfeinde und Klosterstürmer in Bayern?") berechnete schon, daß die katholische Kirche, falls der Streit zum Austrag käme, über zahlreichere und körperlich rüstigere Kampfgenossen zu verfügen habe. Auch Höfler deutet auf einen ähnlichen „Austrag" hin: „Es ist eine alte Erfahrung, daß in Teutschland jeder Sturm auf dem kirchlichen Boden entsteht und dann erst in der Anwendung seiner Grundsätze politisch werde." Den Reichsrath bittet er zu bedenken: „Giebt es unter dem Adel Personen, welche meinen, die Mönche seien nicht im Geiste der Zeit, so giebt es noch viel mehr Personen im Volke, die dasselbe von dem Adel meinen." Der alte Görres erhob ebenfalls wieder seine Stimme gegen den „leeren Spuk" des Klagelibells Wallersteins, das nur die alte ungerechte Forderung ausspreche, daß „das Erstgeburtrecht der bayerischen Kirche freiwillig aufgegeben und dem

nachgekommenen Protestantismus der Primat zuertheilt werden müsse". Dagegen sprach die Adresse der Pfälzer ihre volle Zustimmung mit der Wirksamkeit der oppositionellen Abgeordneten aus und konstatirt als Thatsache, daß der Geist des Rückschritts, wie er sich in zahlreichen Maßnahmen der Regierung kundgebe, Mißtrauen und Unzufriedenheit hervorgerufen habe. Daß man sich auch auf protestantischer Seite vielfach nicht von konfessioneller Beschränktheit frei hielt, beweist die Darstellung des bayerischen Kirchenstreits in norddeutschen Organen, die nicht selten an diese Darstellung Ausfälle gegen den böotischen Süden überhaupt knüpften.

Ohne Zweifel hätte der Zwist noch unerfreulichere Dimensionen angenommen, wenn nicht des Königs sicheres Taktgefühl vorgebeugt hätte, indem er sich weitere Bezeugungen des Vertrauens und Mißtrauens verbat, mit der bestimmten Erklärung, er „werde sich stets die gleiche Fürsorge für protestantische und katholische Unterthanen" angelegen sein lassen.

Auch als durch Dekan Bauer die Beschwerde wegen Bedrückung der Protestanten vor die Kammer gebracht wurde, gab sich die allgemeine Aufregung in heftigen Streitreden kund und es wurde ganz übersehen, daß man sich nicht in einer Synode, sondern in einer Ständeversammlung befinde, die nur zu prüfen habe, ob die Regierungsmaßregeln mit der Verfassung im Widerspruch stehen oder nicht. Die wichtigsten Beschwerden wurden als begründet anerkannt, aber der Reichsrath kam nicht mehr dazu, die Anträge zu prüfen. Der Landtag wurde im Mai 1846 plötzlich geschlossen, so daß sich der Abschied nicht mehr über die anstößigste Frage zu äußern hatte.

Abgesehen von den Debatten über die kirchlichen Angelegenheiten war der Landtag ziemlich bedeutungslos verlaufen. Ein Antrag auf Abschaffung des Lotto's wurde von der Regierung abermals abgewiesen. Eine heftige Wortfehde entspann sich bei der Berathung über die Frage, ob Advokaten zum Eintritt in die Kammer der Regierungserlaubniß bedürfen. Dem Anwalt Willich war nämlich der Eintritt verweigert und erst nachträglich vom König selbst bewilligt worden. Diese Begünstigung sollte jedoch kein Präjudiz begründen. Abel erklärte, es sei der ausgesprochene Entschluß des Monarchen, sich zwar jeder Einwirkung auf die Wahlen zu begeben, ebenso aber

Digitized by Google

auch an seinem Recht in Bezug auf die Eintrittsbewilligung für königliche Beamte festzuhalten. Als der Einwand erhoben wurde, der Wille des Königs dürfe verfassungsgemäß nie als Motiv einer Abstimmung benützt werden, erklärte er, er werde nie auf das Recht verzichten, denjenigen auch zu nennen, in dessen Namen er spreche, und eine Disciplinargewalt des Präsidiums nicht anerkennen.

Wenn der Minister in dieser Auffassung des Kronrechts gegenüber den ständischen Kompetenzen nur den Willen des Monarchen kundgab und seiner Zustimmung sicher sein konnte, so war dies nicht mehr der Fall in der kirchlichen Frage und den damit zusammenhängenden Maßregeln. Schon im Februar 1845 wurde in einer Staatsrathssitzung über die Beschwerden der protestantischen Kirche berathen und namentlich Maurer sprach sich offen gegen manche ministerielle Uebergriffe aus. Da er mit seinen Vorstellungen nicht vereinzelt blieb, machten sie auf den König ersichtlich großen Eindruck. Maurer äußerte später in der Kammer, diese Staatsrathsitzung habe den Grund zur Aenderung des herrschenden Systems gelegt.

Als Ludwig 1827 zum Erstenmal vor die Stände seines Landes trat, gab er die Erklärung: „Wie ich gesinnt bin, wie ich für gesetzliche Freiheit, für des Thrones Rechte und die einen Jeden schützende Verfassung bin, dieses jetzt noch zu versichern, wäre überflüssig; deßgleichen, daß ich Religion als das Wesentlichste ansehe und jeden Theil bei dem ihm Zuständigen zu behaupten wisse." Es war aber nicht mehr zu verkennen, daß Abels Prinzipien auf Einseitigkeit hinausliefen, welche eine unheilvolle Spaltung im Lande hervorrufen und die Achtung des Auslandes mindern mußte.

Dies war wider den Willen des Königs. Auch am 3. Jänner 1845 bezeichnete er wiederholt in einem Brief an den Bischof von Würzburg als seinen Wunsch, „daß entschieden alle Uebertreibungen in kirchlichen Dingen unterlassen werden". „Ich hoffe", fährt er fort, „daß Sie diese Worte Ihres Königs, welcher der katholischen Kirche so innig ergeben und sich stets als eine feste Stütze derselben bewährt hat, von einer denselben entsprechenden Handlungsweise gefolgt seyn laßen und nicht bewirken werden, daß zum Danke für Alles, was er für die Kirche gethan, durch entgegengesetzte Handlungsweise die Liebe eines großen Theiles seines Volkes ihm verloren gehe!"

Ludwig beſchäftigte ſich ſelbſt mit dem Studium der Literatur, welche durch die kirchlichen Wirren hervorgerufen wurde. Als ihm Fürſt Carl von Oettingen-Wallerſtein 1846 ſeine „Beiträge zu dem bayeriſchen Kirchenſtaatsrecht" überſandte, dankte ihm der König für die Uebernahme dieſer Arbeit, „denn dieſer Theil unſeres Staatsrechts, die Grundlage des konfeſſionellen Friedens, ſchließt in ſich oft die delikateſten Fragen, deren gründliche Erörterung verdienſtlich. Eigenhändig wiederhole ich aus der Seele meine Anerkennung Ihrer Schrift." Auch Haus von Gagern veröffentlichte damals ſeine „Anſprachen an das deutſche Volk". Er wies darin nach, wie im Sinn der römiſch Katholiſchen ſelbſt Ferdinand III. als ein Feind der Kirche gelten müſſe, da er mit den Proteſtanten den weſtphäliſchen Frieden abſchloß, deſſen Zuſicherungen die Kurie nie anerkannte, und unterzog in ſeiner bekannten etwas turbulenten Art die Machinationen der Kurialiſten', ſeit jenem Friedensſchluß die Ruhe ſtets aufs Neue zu ſtören und die friedliche Annäherung der Konfeſſionen zu verhindern, einer ſcharfen Kritik. Auch er überſchickte dem Könige von Bayern ſeine Abhandlung. „Der Gegenſtand und Inhalt der Anlage", ſchrieb er an ihn (14. Febr. 1846), „die darin enthaltene Beziehung auf Ew. Majeſtät hohe Perſon, Ihr Gewicht in dieſer Sache bewegen und berechtigen mich, ſie Ew. Majeſtät unmittelbar vorzulegen. Die Uebel und Gefahren, die auf Deutſchland laſten, ſind groß und mannigfaltig. Die Mittel, die ich dagegen andeute, ſind ſonderbar und complicirt. Aber andere giebt es nicht." Der König erwiderte (20. Febr. 1846): „Die Wichtigkeit des Gegenſtandes und von einem Manne, wie Sie, bearbeitet, wird meiner Aufmerkſamkeit nicht entgehen und ich werde die Schrift leſen bey der erſten mir dazu gegebenen Muße. Mit Vergnügen denke ich Ihrer Worte in Aſchaffenburg."

Maurer berichtete in einer Kammerſitzung im Jahr 1849 bei Gelegenheit ſeiner Vertheidigung gegen Abel über eine intereſſante Sitzung der Reichsrathkammer im Jahr 1846, über welche die Protokollexcerpte nur unverſtändliche Andeutungen enthalten. Bei der Berathung über die Kloſterfrage wurde nämlich vom Biſchof von Augsburg beantragt, darüber abſtimmen zu laſſen, ob das Konkordat oder die Verfaſſung in ſtreitigen Fragen den Vorzug verdiene. Reichs-

rath Maurer erklärte, er werde, im Falle dieſe Frage ernſtlich aufgeworfen werde, den Saal verlaſſen. Dieſer Erklärung ſchloſſen ſich ſämmtliche Standesherren, ſowie faſt alle weltlichen Reichsräthe an, ſo daß der Plan der geiſtlichen Würdenträger aufgegeben werden mußte. Dieſe Demonſtration beſtärkte das wachſende Mißtrauen des Monarchen gegen ſeinen Kronrath. „Mit Abel geht's nicht mehr!" äußerte er bald darauf. „Jene Sitzung des Reichsrathes", ſagt Maurer, „giebt den Schlüſſel zu den Begebenheiten des Jahres 1847."

Die Umgeſtaltung des Miniſteriums, der Wechſel des Syſtems war nur noch eine Frage der Zeit.

Aus dem Privatleben.

Von Ludwigs originieller Persönlichkeit gilt dasselbe, was Julian Schmidt von Stein sagt: „Es ist nichts leichter, als aus seinem Leben ein Zerrbild zu machen, wenn man die einzelnen Züge mosaikartig zusammenstellt und den großen Grundgedanken, durch welchen alles seine Bedeutung erhält, wegläßt".

Wir wollen versuchen, diejenigen Züge aus dem Privatleben zur Anschauung zu bringen, die zur Vervollständigung des Charakterbildes gehören.

Ludwig war von hohem Wuchs, doch seine zur Gewohnheit gewordene vorgebeugte Haltung ließ ihn kleiner erscheinen. Er hatte keine regelmäßigen Gesichtszüge, doch fesselten sie auf den ersten Blick und erschienen bedeutend. Die blitzenden Augen offenbarten den lebhaften Geist, das feurige Temperament, wie denn auch sein Mienen- und Geberdenspiel, selbst sein Gang die innere Regsamkeit zum Ausdruck brachten. Den Künstlern ward es schwer, diese immer beweglichen Züge festzuhalten; wohl das gelungenste Porträt ist dasjenige von Kaulbach im Vorsaal der neuen Pinakothek.

Ludwig verwendete auf seine äußere Erscheinung wenig Sorgfalt und beschränkte seine Ausgaben für Toilette auf das erdenklich geringste Maß. Es war wenigstens theilweise Folge seiner strengen Erziehung. „Als Knabe", erzählte er einem vertrauten Hofbeamten, „wurde ich streng gehalten. Ich weiß noch, daß ich ohne Oberrock von Schwetzingen des Abends auf dem Bock der Kutsche sitzend mit den Eltern nach Mannheim fuhr. Ueberhaupt, es war kein Spaß

und ich ward wirklich hart gehalten. Aber darum hatte ich auch nie besondere Bedürfnisse und habe sie auch jetzt noch nicht. Ich habe nie einen Schlafrock gehabt und nie einen Lehnstuhl, und wenn ich des Morgens aufstehe, bin ich gleich ganz angekleidet." Das Nationalmuseum verwahrt den Hausrock, den er fast 50 Jahre lang trug. Wurde der Fürst bei der Promenade von einem heftigen Regen überrascht, so ließ er sich statt des mitgenommenen Regenschirmes einen alten holen. „'S ist schade um den neuen, er hat 7 Gulden gekostet!" Einst in einer Gesellschaft, als man ihm den Hut holen wollte, sagte er: „Sie haben nicht lang zu suchen, nehmen Sie nur den schlechtesten, das ist gewiß der meinige!" Als bald nach seinem Regierungsantritt eine Deputation von Schneidermeistern zu ihm kam, um über die Vermehrung der Zunftgenossen Beschwerde zu führen, faßte er das goldene Uhrgehänge des Sprechers und wog es in der Hand. „Schwer, sehr schwer!" Dann fragte er plötzlich: „Was kostet das Tuch von Ihrem Rocke?" „„Sieben Gulden!"" „Ei, das meinige kostet nur fünf! Wissen Sie was, wenn die Herren Meister sparsamer lebten und weniger spazieren fahren wollten, könnten sie auch Anderen Nahrung gönnen. Adieu!"

Scheinbar äußert sich ein Zwiespalt in seiner Natur. Während er den höchsten Begriff von der Würde des Königthums hatte, so daß er sogar die Abbitte vor dem Königsbild zulassen konnte, legte er doch eine tiefe Abneigung gegen Pomp und Etiquette des Hoflebens zu Tage. Das Gedicht „Der Könige Loos" spricht die bittere Klage aus:

„Abgewogen, abgemessen
Sey ihm alles, soll vergessen,
Daß er Mensch ist, immer kühl,
Soll sein Herz nie höher schlagen,
Einsam, freudlos soll er ragen,
Abgestorben dem Gefühl."

So läßt ihn Chamisso in dem bekannten Gedicht klagen:

„Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen
Und Mensch dort unter Menschen sein...
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschlicher Genossenschaft Bereich?..."

Er fühlte von Zeit zu Zeit den Drang, so zu sagen, außerdienstlich zu verkehren, dies äußerte sich in mancherlei Zügen von

Nonchalance. Bei ſeinen Promenaden, die er gewöhnlich wie ein Privatmann allein unternahm, hing er ſich nicht ſelten an den Arm eines Bekannten und plauderte mit ihm in vertraulichſter Weiſe. Bei ſchlechtem Wetter litt er nicht, daß die Vorübergehenden den Hut zogen: „Zu ſchlecht Wetter zu Höflichkeiten!“ Ernſt Förſter erzählt artige Epiſoden von den Künſtlerfeſten, welche Ludwig ſtets beſuchte. Er erſchien dabei wie Jedermann mit der Narrenkappe. Da ihn bei einem ſolchem Feſte auf der Menterſchwaige die fröhlichen Künſtler nicht fortgehen laſſen wollten, ſuchte er mit dem Rufe: Freiheit! den Rückzug durch das offene Fenſter. Als einer alten Frau im engliſchen Garten das aufgeleſene Reiſig von den Schultern herabfiel, trat ein Spaziergänger raſch zu ihr und legte ihr Stück für Stück wieder auf den Rücken — es war der König. Ein ähnlicher Liebesdienſt verwickelte ihn einmal in ein unangenehmes Rencontre. In der Vorſtadt Gieſing bemühte ſich eine Kinderſchaar vergeblich, von einem Baume, der in einem Garten an der Straße ſtand, Aepfel zu erhaſchen. Zufällig kam der König dazu, ſtieg einige Sproſſen am Gartenzaun empor und zog mit ſeinem Stöckchen die Zweige herunter. Da erſchien plötzlich in der Gartenthür eine alte Frau und belehrte ihn in wenig ſchmeichelhaften Worten, er ſolle ſich als alter Mann ſchämen, den Kindern beim „Schnipfen“ behilflich zu ſein. Er machte ſich eiligſt aus dem Staube, ſchickte aber ſpäter der Frau eine kleine Summe mit dem Bedeuten, der „alte Schnipfer“ bitte um Verzeihung.

Der Volksmund erzählt hundert ſolcher Ludwigiana und wenn heutzutage ältere Münchener von der Vergangenheit ſich unterhalten, kommt gewißlich die eine oder andere launige Geſchichte vom „alten König Ludwig“ zur Sprache.

Er lebte ſo einfach, wie ein mäßig begüterter Privatmann. Als er zur Regierung kam, gab er ſofort den vielen Kammerdienern ſeines Vaters den Abſchied, indem er ſagte: „Anziehen kann ich mich ſelbſt und ausziehen will ich mich nicht laſſen!“ Er hielt überaus einfache Tafel und litt — ein Freund der ſpezifiſch bayeriſchen Küche — kein franzöſiſches Menu. Auf Reiſen beſtellte er zwar immer ſeine Mahlzeiten voraus, doch ſelten mehr, als zum Gabelfrühſtück eine Schwarzbrotſuppe und eine Cotelette und zur Hauptmahlzeit

vier bis sechs Schüsseln; dabei fehlte nie die Bemerkung: „Alles ohne Zwiebel!"

Er war kein Freund weder vom Reiten noch vom Fahren, sondern ging am liebsten zu Fuß; mit dem Spaziergang vor Tisch pflegte er gewöhnlich die Besichtigung von Neubauten oder den Besuch eines Ateliers zu verbinden. War er in München anwesend, so besuchte er mit der Königin fast täglich das Theater und war einer der eifrigsten Beifallsspender, so oft Gutes geboten wurde.

Das Münchener Theater wies unter Ludwigs Regierung eine Reihe von bedeutenden Kräften auf. Waren in der Oper eine Schechner, Metzger-Vespermann, Sigl-Vespermann, ein Löhle, Bayer, Härtinger, Diez, Staudacher, Pellegrini u. A. thätig, so besaß das Schauspiel die glänzendste Vertreterin klassischer Deklamation, Sophie Schröder, und den ersten Heldendarsteller Eßlair, später die Künstlerinnen und Künstler Hagn, Dahn, Urban, Jost, Forst u. A. Die musikalische Akademie mit Franz Lachner und Stunz als Dirigenten erreichte einen glänzenden Höhepunkt. Allerdings wurde auch damals die Klage laut, daß z. B. im Drama, wie Fernau im Münchener Hundertundeins sagt, „zwar häufig die Einzelnen siegen, die Schlacht aber im Ganzen verloren geht". Um wirklich das bedeutendste Vehikel der Volksbildung zu sein, fehlte der Bühne kunstverständige, geniale Leitung, die allein aus den vorhandenen künstlerischen Kräften ein harmonisches Ensemble zu schaffen vermag. „Wie wünschte ich", schreibt Ludwig (7. Nov. 1832) an Schenk, „daß Küstner die Hoftheater-Intendanz annehme. In finanzieller, in artistischer und in das Publikum befriedigender Hinsicht geht es schlecht, schlecht und schlecht!" Der König legte persönlich großes Interesse für das Institut an den Tag. Die Theaterakten enthalten viele zum Theil höchst interessante Handschreiben des Königs, die seine eigenen Wünsche und Anschauungen kundgeben. Er nimmt im Allgemeinen auf die Finanzen der Theaterkasse vorsichtigste Rücksicht, doch ist diese Sparsamkeit weise abgegrenzt. Als der Intendant durch das für damalige Verhältnisse kostspielige Engagement der Sophie Schröder in finanzielle Schwierigkeiten zu gerathen fürchtete, schrieb der König (2. November 1830): „Die Theatereinnahme seit Jänner beweißt, daß nicht nur Sophie Schröders Besoldung bestritten werden kann, sondern daß es gleichfalls

die eines ausgezeichneten Buffosängers werden kann. Ausgezeichneter Talente Erwerb für die Bühne befördert die Kunst und vermehrt die Einnahmen. Zu Allem zu sparen, wo es sich füglich thun läßt, und im Großen, wo es erforderlich ist, auszugeben, (was aber ohne jenes nicht möglich) ist zweckmäßig. Eine Kunst-, keine Versorgungsanstalt soll die Bühne seyn." Als Saphir sich im „Bazar" gegen Eßlair's Leistungen satirische Ausfälle erlaubte und der gekränkte Künstler deshalb um seine Entlassung nachsuchte, erwiderte der König (15. Februar 1830): „Eßlair's, des braven Künstlers, Quieszirung darf auf keine Weise statthaben, das hieße die Kunst der Kritik aufopfern. Derselbe ist mit der Versicherung zu beruhigen, daß er meinen Beifall und meine volle Zufriedenheit hat und gewiß auch den Beifall jedes die Kunst ehrenden und liebenden Verständigen. Ueberhaupt ist das Kunstpersonal meiner Bühne aufmerksam zu machen, daß es nach meinem und des gebildeten Publikums Beifall zu streben habe, nicht nach dem der Tagblättlschreiber und gewonnenen Partheigänger. Es steht nichts im Wege, daß diese meine Entschließung auch öffentlich bekannt werde." Er war ein Freund Mozarts und der älteren komischen Oper. „Idomeneo soll in Scene gesetzt werden", schreibt er (21. November 1843), „es ist mir anzugeben, bis wann mit Vortheil der Cassa es geschehen könnte. Da diese Oper nicht nur von dem (zur Ehre des Geschmacks der Münchner sey es gesagt) ihnen so beliebten Mozart ist, sondern überdieß er sie eigens für München schrieb, so darf günstiger Erfolg erwartet werden, und da an griechischen Kleidern Vorrath bereits vorhanden und auch solche Dekorationen, werden die Kosten nicht beträchtlich seyn. Wiederhohle bey dieser Gelegenheit, daß doch auch mitunter ansprechende ältere Singspiele z. B. von Paisiello wieder gegeben werden." „Das rothe Käppchen und die schöne Müllerin sind meinem bereits ausgesprochenen Willen gemäß bis Hälfte Mai zu geben. Hat ja doch auch die gleichfalls Dittersdorfische Musik Doktor und Apotheker bey jeder Vorstellung volles Haus gemacht und was die Müllerin anbelangt, habe ich nie das Gegentheil bemerkt. Anders ist's mit Axur. Die opera seria ist langweilig, lustige Singspiele aber, und das sind die beyden ersten, lieben die Münchner und ihr König." (29. Dezember 1842.) „Hauptsächlich als

Staffage von Opern will ich den Tanz, nicht Ballete wie die Porträts o. a." (13. Dezember 1837.) Noch manche andere Signate enthalten charakteriſtiſche Aeußerungen, z. B. „In der Hofloge ſollen nicht überflüſſig Lichter angezündet werden." (20. März 1845.) „Mit Eßlair's Arzt iſt ſich zu benehmen, ob jetzt oder wann und auf welche Art es am Schonendſten für ſein Befinden ihm beyzubringen wäre, daß er mit Schluß dieſes Verwaltungsjahres penſionirt würde." (8. Mai 1837.) Auch erſcheint nicht ſelten ein zorniges: „Den N. N. will ich nie mehr in dieſer Rolle ſehen." Beſonderer Werthſchätzung genoß die Schröder, er nannte ſie nie anders als „Teutſchlands größte Tragödin" und unterhielt bis an ſein Lebensende mit ihr freundſchaftlichſten Verkehr. Während der Fahrt nach Griechenland 1836 ſchrieb er an einen Vertrauten: „Sagen Sie der Schröder: Ich hätte auf der Seereiſe hieher am ſteilen Felſen der Inſel Leukothea im Mondſchein vorüberfahrend, von dem Sappho ſich ins Meer geſtürzt, recht an ſie, Teutſchlands größte Tragödin, gedacht." „Die Zeit des Glanzes unſrer Bühne iſt erloſchen", klagt er (4. Jänner 1859), „keine Sophie Schröder betritt ſie mehr." —

War kein Theater, ſo brachte der König den Abend entweder im Kreiſe der eigenen Familie oder in derjenigen eines beſonders geſchätzten Künſtlers oder Beamten oder bei ſchönen und geiſtreichen Frauen zu. Dieſe Gewohnheit wurde ihm vielfach verargt. Er beklagt ſich deshalb:

„Mißgönnt mir nicht die kurze, freye Stunde,
Wenn ich ein Sklave bin am ganzen Tage,
Daß meine Seele wiederum geſunde!
Geſtattet, daß ich von dem Lebensbaume
Zuweilen doch ein einz'ges Blättchen pflücke,
Mich wieder wende zu dem frühern Glücke
O wecket mich nicht aus dem flücht'gen Traume!"

Bei der Erhebung des auch als Dichter ehrenvoll bekannten Schenk zum Miniſter ſchrieb Ludwig an dieſen (14. Sept. 1828): „Ausgezeichnete Künſtler und Gelehrte ſind bey uns zu nieder gehalten, ja ausgeſchloßen von den Adlichen Geſellſchaften (wie anders in Anſehung der erſteren in Rom, in Berlin beyder!). Schenks Erhebung zum Miniſter, hoffe ich, wird auch die gute Folge haben, daß ſie in der Geſellſchaft erhoben werden. Wenn aber der Miniſter weniger Umgang mit dem durch Talent und Benehmen ausgezeichneten Israe-

liten Michel Beer haben ſollte, als der Miniſterialrath gehabt, würde auf mich unangenehmen Eindruck hervorbringen." Als die Preſſe daran Anſtoß nahm, daß Schenk eine Cantate auf eine Sängerin dichtete, ſchrieb Ludwig an ihn (30. Oktober 1827): „Ich finde gar nichts Uebles daran, daß Sie eine Cantate auf Clara Vespermann gedichtet: Der große Dichter feyert die große Sängerin. Seinen geraden Weg gehen, das iſt meine Weiſe, und bey uns zum Glück beſteht ja das Vorurtheil nicht gegen die Schauſpieler wie in Frankreich. Daß es am Vorabend von Aller Seelen ſo ein großes Aergerniß ſeyn ſoll, die Cantate für eine Verſtorbene zu halten, finde ich nicht, dennoch wird ſie vielleicht einen Tag ſpäter ſtattfinden. Was iſt mir nicht ſchon alles übel genommen worden, in ein Kloſter müßte man ſich einſperren und auch dann würde man's nicht recht machen. Iſt Ihnen doch auch im letzten Faſching übel genommen worden, Theil an der Maskerade genommen zu haben. Tröſten Sie ſich mit mir!" —

Das Familienleben in der Königsburg zeichnete ſich ebenſo durch Innigkeit wie durch Einfachheit aus. Die Kinder erbten den Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit, ihr Haushalt war, wie der des Vaters, ſo geregelt, daß er bürgerlichen Hauswirthen zum Muſter dienen konnte. Ludwig war ein Kinderfreund. Seine Kinder, ſpäter ſeine Enkel, hingen aber auch an ihm mit herzlichſter Liebe. Galt es das Geburts- oder Namensfeſt eines Kleinen zu feiern, ſo ſtellte ſich der Großvater pünktlich ein und brachte ſelbſt ſein Geſchenk mit. Dann ſetzte er ſich zu den jubelnden Kindern auf die Diele und konnte ſich Stundenlang an ihrem harmloſen Geplauder ergötzen. Seine Gattin ſchätzte und ehrte er überaus hoch. In ſeinem Teſtament, das er ſchon im Jahr 1841 aufſetzte, ſagt er: „Keine beſſere Mutter giebt es, wie auch keine beſſere Frau; unübertroffen iſt ihre Liebe, ihre Gewiſſenhaftigkeit. Hätte ich noch zu wählen, ich wüßte, in welchem Stande es immer wäre, keine andere, die ich wählen würde, als ſie."

Es mag hier des Tadels Erwähnung geſchehen, der gegen den König bezüglich ſeines Verhältniſſes zu den Frauen laut geworden iſt. Man wirft ihm mit Recht zu große Empfänglichkeit für weibliche Schönheit vor, vergißt aber dabei, auch ſeine gewiſſenhafte Pflichttreue gegen die Familie und gegen den Staat zu betonen. Ludwig konnte wie

Heinrich IV. nach der Erzählung Pierre Matthieu's, als er wegen seines Verhältnisses zu Gabriele d'Estrées getadelt wurde, von sich sagen: „Nie hat das Vergnügen eine solche Gewalt über mich ausgeübt, daß ich die rechte Zeit zu nöthigen Dingen darüber versäumt hätte. Heute im Kriege, morgen auf der Jagd — und habe ich die Nacht in den Armen der Liebe verloren, so findet mich der Morgen doch an der Spitze meines Heeres, bei den Geschäften, oft in der Gefahr. Wenn der Bogen auch in Ruhe ist, verliert er doch darum seine Stärke nicht."

Auch die Gerüchte von seiner Kargheit waren nicht frei von Uebertreibung. So erhielt sich bis zu seinem Tode die Ansicht, der alte König habe große Schätze gesammelt und auf fremden Banken angelegt, dagegen bestand der ganze Nachlaß nur in einem mäßigen Vermögen. Allerdings war Sparsamkeit ein hervortretender Charakterzug. Ludwig pflegte nicht nur die Erwerbung von Grundstücken, die er für seine Bauten nöthig hatte, unter der Hand durch Mittelpersonen zu bewerkstelligen, sondern ließ sich auch wohl vom Farbenreiber eines Malers, bei dem er eben auf Besuch war, ein Bouquet oder ähnliche Kleinigkeiten holen mit der Erklärung: „Mir verlangt man zu viel ab." Sogar als es sich um seinen Sarg handelte, blieb er seiner Oekonomie getreu. An seinen Sekretär Riedl schreibt er (20. Juli 1855): „Ziebland ist sein Entwurf zu meinem Sarkophage zurückzustellen, da ich ihn nicht will ausführen laßen, ihn schön finde, aber für mich viel zu viel Geldaufwand erfordern würde." Von einem Platzregen überrascht, suchte er einmal Zuflucht in einem Häuschen der Vorstadt Au. Da er sah, daß Hunger und Elend sich daselbst beständig zu Gast gebeten, fragte er die alte Hausmutter, ob sie sich denn nie an den König um Hilfe gewandt habe. „Was, von dem Knicker wäre auch was zu holen!" rief zornig die Frau. Der König lachte und schickte ihr noch am nämlichen Tag eine Hundertgulden-Rolle mit der Ueberschrift: „Von Ludwig dem Knicker."

Niemals kargte er, wenn es sich um wahrhaft barmherzige Werke handelte, und eben der Umstand, daß er eine sorgfältige Wahl der Personen traf, die seine Gaben genießen sollten, macht seine Wohlthätigkeit zur Tugend. Wie viel er für milde Zwecke spendete*), er-

*) Näheres siehe bei Sepp, Ludwig Augustus, S. 435—458.

weist sich aus den Rechnungsbüchern seiner Privatkasse. Großartig und ohne jegliche engherzige Rücksicht waren seine Schenkungen für Armen- und Krankenstiftungen, so daß in den Rechnungsbüchern dafür eine Eintheilung nach Welttheilen nothwendig wurde. Er bedachte die Christen in Syrien so reichlich, wie die Klöster in Kairo und Algier, gab Tausende für Erziehung indischer Kinder, wie zur Errichtung von Findelhäusern und Armenspitälern in den abgelegensten Theilen Nordamerika's. Namentlich die amerikanischen Anstalten für milde und fromme Zwecke erfreuten sich seiner Theilnahme. Dabei lag auch ein nationales Motiv zu Grunde. Die Deutschen im Auslande sollten durch solche Wohlthaten an die Heimat erinnert und zur Anhänglichkeit an ihre Nationalität aufgemuntert werden. Es war dies sogar Gegenstand seiner Regierungssorge. Im Jahr 1847 wies er den Minister Zenetti an, es solle von den Konsulaten mit besonderer Aufmerksamkeit dahin gearbeitet werden, daß deutsches Wesen und deutsche Sitte auch jenseits des Meeres erhalten bleibe. Deshalb gab er auch bedeutende Summen zur Errichtung von deutschen Studienanstalten und Schullehrerseminarien in nordamerikanischen Städten. Eine große Zahl von Kirchen im fernen Westen erhielt durch seine Munifizenz gute Altarbilder. Aber auch die wohlthätigen Stiftungen und Vereine in Bayern wie im übrigen Deutschland hatten sich fast ausnahmslos seiner thatkräftigen Unterstützung zu erfreuen. Der als geizig verrufene König wurde jährlich im Durchschnitt von 10,000 Supplikanten namentlich aus München bestürmt. Er beklagt sich deshalb einmal in einem Brief an Kreuzer (17. September 1839): „Es ist zu arg, welche Menge Unterstützungsgesuche jeden Augenblick aus München zu mir nach Berchtesgaden kommen, gerade so als wenn ich König von München und nicht von Bayern wäre."

Seine Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Bedürftigen haben wir schon erwähnt. Er hatte nicht für Alle offene Hand. Als ein Graf ihn fortwährend mit Bittgesuchen um bedeutende Vorschüsse bestürmte, schrieb er an Kreuzer (7. November 1846): „Ich gehe in Nichts ein; reitet denn der Satan den Grafen N., immer Spekulation auf Spekulation, und der König, wenn er sie für sich unternommen, soll dann behilflich seyn, aus der Patsche zu ziehen." Als ein notorischer Verschwender ihm seinen herrlichen, mit einer tropischen Vege-

tation ausgestatteten Wintergarten zeigte, dabei jedoch von einer Anleihe sprach, rief der König: „Schön, sehr schön! Aber zu theures Entree!" Als dagegen einer seiner Kassirer Gelder aus der Kabinetskasse durch Privatspekulationen verloren hatte und zur Festungshaft verurtheilt wurde, sagte der König: „Ich muß eben annehmen, daß er todt ist, und seiner Frau die Pension zahlen, als sei sie Wittwe!"

Wie sich haushälterischer Sinn mit dem Zug für das Ideale in Ludwig paarte, so finden sich auch andere scheinbare oder wirkliche Contraste in seinem Charakter. Er suchte überall das Schöne, das Großartige, und strebte durch Förderung der idealen Richtung in der Kunst die Herrschaft über die Geister zu gewinnen. Daneben war er aber ebenso aufrichtig ein Freund alles Volksthümlichen, selbst wo es in burlesker und unschöner Form auftritt. Er fehlte selten bei Festlichkeiten, die eine größere Volksmenge zu lustigem Treiben versammelten. Bis in seine letzten Lebensjahre war er ein Kirchweihgast am Pfingsttage in Großhesselohe und ein fröhlicher Zuschauer am Tanzplatze. Auch in den Konzerten der Münchener musikalischen Akademie benützte er stets die Pausen zu einem Rundgang durch den Saal und knüpfte mit Leuten aus den verschiedensten Ständen Unterhaltung an.

Dabei war er weit entfernt, nach Popularität zu haschen, denn die Bemerkungen, die er da und dort fallen ließ, waren oft durchaus nicht dazu angethan, dem Stolz des Angesprochenen zu schmeicheln. Als er einen vornehmen Herrn erblickte, dessen Brust mit Orden bedeckt war, ohne daß gerade große Verdienste der Welt bekannt geworden wären, redete er ihn an: „Ihr Herr Vater war ein sehr braver und gescheidter Mann!" und fügte, indem er auf die Orden deutete, hinzu: „Die haben Sie wohl geerbt?" Er gebot über ein außerordentlich treues Gedächtniß und konnte häufig den Angeredeten durch genaueste Kenntniß seiner Familiengeschichte überraschen. Aber ebenso hartnäckig hielt er an Irrthümern fest, auch wenn sie, was bei seiner zunehmenden Schwerhörigkeit nicht Jedem gelang, berichtigt waren. Obwohl Ernst Förster, der bekannte Kunsthistoriker, ihm oft bedeutete, daß das Spottgedicht auf die langwierigen Verhandlungen nach dem Befreiungskrieg nicht von seinem Bruder Friedrich

verfaßt sei, begrüßte ihn der König doch, so oft er ihn traf, mit dem Anfangsverse: „Wie lange wollt ihr noch abern und odern!"

Er liebte die Freuden und Freiheiten des Karneval auch noch im späten Alter. Die Münchener Maskenfeste hatten schon aus alter Zeit guten Klang, seitdem die geistreiche und feurige Savoyerin Adelheid den bayerischen Fürstenthron bestiegen und ein zahlreiches Gefolge von Italienern nach München geführt hatte. Wenn das Hüonshorn der Maskenfreiheit das Signal gab, pflegte der König vermummt in verschiedenartige Kreise zu dringen und ließ seinem Witz und Sarkasmus frei die Zügel schießen.

Bei Unglücksfällen, selbst bei Todesfällen in der eigenen Familie, pflegte Ludwig eine seltne Ruhe und Festigkeit zu bewahren. Das ward denn von nicht Wenigen auf Härte des Gemüths zurückgeführt, namentlich von Solchen, die nicht unterscheiden, was für Könige sich ziemt. Eine wohl verbürgte Episode mag die angebliche Härte oder — wie Gervinus sich ausdrückt — Stumpfheit beleuchten. Die Nachricht von dem Ableben der Großherzogin von Hessen rief bei der Umgebung König Ludwig's große Bestürzung hervor. Man wußte, daß sie sein Lieblingskind war, und befürchtete deshalb von der Aufregung schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit. Er empfing dagegen die Trauerkunde scheinbar ganz gefaßt. „Nun, jeder Mensch muß einmal sterben!" sprach er nach längerem Schweigen. Man fragte, ob die Tafel abbestellt werden solle. „Nein, meine Herren bekommen sonst zu Hause Nichts zu essen!" Bei Tisch erwähnte er des traurigen Falles mit keinem Worte. Nach der Tafel fuhr er nach Bogenhausen und trat in den Garten, dessen Eigenthümer Herzog Maximilian ist. Er befahl seinem Begleiter, ihn allein zu lassen und das Thor von Außen abzusperren. Dieser versuchte es, — vergeblich! Das Schloß versagte, er trat deshalb wieder in den Garten, um es dem König zu melden. Da lag der greise König auf der Erde und klagte und weinte bitterlich. Sowie er bemerkte, daß er nicht mehr allein sei, suchte er wieder Ruhe und Gleichgültigkeit zu zeigen.

Männer, die ihm im Leben nahe gestanden sind, wissen die mannigfaltigsten Züge von Güte und Wohlwollen zu berichten, die im persönlichen Verkehr hervortraten. „Als ich im Jahr 1829",

Digitized by Google

erzählt der Philhellene Heydeck in einem Memoirenfragment, „erschöpft durch Anstrengungen und Krankheit, aus Hellas zurückkam, wohin ich die Philhellenenfahrt auf den Wunsch des Königs unternommen hatte, begegnete ich Sr. Majestät in Rom und wurde von ihm mit ausgezeichneter Huld aufgenommen. Der König kam aus den Bädern von Ischia und war selbst noch angegriffen. Eines Tages machte Se. Majestät nebst seinen Adjutanten Graf Pappenheim, Baron Gumppenberg und mir eine Fahrt nach einer benachbarten Villa. Um die Aussicht zu genießen und den Untergang der Sonne über der ewigen Roma zu sehen, hatten wir das Belvedere bestiegen. Die Abendluft war auf dieser Höhe sehr kühl. Ich hatte weder Ueberrock noch Mantel mitgenommen, da wir sogleich nach dem Diner bei Sr. Majestät abgefahren waren. Der König bemerkte dies und befahl dem Kammerdiener, seinen Ueberrock heraufzubringen, und drang in mich, ihn anzuziehen, damit ich mich nicht erkälte. Dieser Beweis von Herzensgüte hatte mich schon tief ergriffen; als nun aber bei der Rückkehr an den Wagen der gutmüthige Herr sagte: „„Ja, was thun wir jetzt, Heydegger, Sie brauchen einen Ueberrock und ich auch und wir haben nur Einen!"" und als ich wie natürlich den Ueberrock auszog, um ihn dankbarst zurückzustellen, der König aber fortfuhr: „Nein, Heydegger, das wollen wir besser machen! Der Ueberrock und meine beiden Herren fahren in die Stadt zurück und wir beide machen den Heimweg zu Fuß, so erkälten wir uns nicht und kommen gesund nach Hause!"" — da schwur ich in meinem Innern, solchem Herrn mit allen meinen Kräften zu dienen und ihm unter allen Verhältnissen treu und gewärtig zu bleiben und diesen Schwur hab' ich gehalten."

Menschlich und wohlwollend zeigt er sich auch in den Briefen an seine Beamte. Als sein Sekretär Kreuzer sich verehelichte, schrieb er: „Sie hätten nicht nöthig gehabt, mir anzuzeigen, daß morgen Ihre Hochzeit stattfinde, ich hätte es erkannt an der zitternden Handschrift Ihres Briefes. Seyen Sie mir, lieber Kreuzer, der mir lieber als viele Goldgulden, als Ehemann so treuer Diener, wie als Junggeselle, wie dies auch keinen Unterschied ausmacht für Ihren wohlgewogenen Ludwig." In dem letzten Briefe an Kreuzer (31. Juli 1848) vor dessen Tod heißt es: „Vor allem mit größter Bereitwillig-

keit die Erlaubniß des gewünschten Urlaubs. Möge er den besten Erfolg haben, wobey ich wiederhohle, daß noch viele Gulden besitzend, ich nur einen Kreutzer habe". In einem Brief an Wagner (22. Juni 1828) schreibt er, wie gern er gedenke „des großen Künstlers, des redlichen Mannes, gerad heraus, so rede derselbe immer zu mir eine Sprache, die Könige selten hören, und doch ist's so heilsam". Auch seinen Lehrern bewahrte er inniges Wohlwollen. Nach dem Tode seines Klavierlehrers Bopp schreibt er an Kreuzer (Palermo 23. März 1839): „Kammermusikus Bopp's Tochter zu sagen, daß mein Auge feucht ist, indem ich dies schreibe, seinen Tod erfahrend. So bleibt mir denn bald kein Bekannter aus meiner Jugend mehr! Werde, wenn ich zurück seyn werde, sogleich sehen, was wegen ihres Sohnes Ludwig geschehen kann. Heiße Thränen fielen mir aus den Augen!"

Ludwig stand selbst mit vielen bedeutenden Zeitgenossen in regem schriftlichen Verkehr und überdies hatten seine Sekretäre eine ungemein ausgebreitete Korrespondenz zu führen. Der Ruhm des kunstsinnigen Königs bewog viele Ausländer, namentlich viele Engländer, ihm Zeichen ihrer Huldigung darzubieten. Antwortete der König nicht eigenhändig, so schrieb er an den Rand des Briefes eine kurze Bemerkung für den Sekretär, auf welche Weise er die Antwort abgefaßt wissen wollte. So notirt er, als ein böhmischer Gelehrter ihm sein Werk widmete, an den Rand des Begleitschreibens: „Höflichen Dank, Inhalt O!" Als ein preußischer Gesandter an ihn ein Glückwunschschreiben in französischer Sprache richtete, bemerkt er an den Rand: „Könnte das nicht teutsch gesagt werden? Teutsch zu antworten!" Da eine Bittschrift sich zu der Ueberschwänglichkeit erhebt: „Gütiger und gnädiger als Ew. Majestät ist es unmöglich zu sein!" unterstreicht er die Stelle und fügt einige Ausrufszeichen hinzu. Die Koncepte des Sekretärs korrigirte er selbst. Ueberflüssige Fremdwörter werden beharrlich getilgt. Wenn es im Entwurf heißt: Ich habe das Werk mit größtem Wohlgefallen gelesen, wird korrigirt: „Was ich bisher davon gelesen, hat mir wohlgefallen". Als ein Gelehrter eine Schrift von zweifelhaftem Werth übersandte und der Kabinetssekretär im Koncept die aufmunternde Phrase brauchte: der Uebersender möge in seinem Eifer nicht nachlassen, der König werde

auch seinen ferneren Arbeiten mit Wohlwollen folgen, durchstreicht der König die Stelle und schreibt an den Rand: „Was, noch eins, ich mag das erste nicht lesen!“ —

Ludwig las täglich die Augsburger Allgemeine Zeitung, an deren Redaktion er 1844 ein eigenhändiges Dankschreiben richtete. Aus den übrigen inländischen und einigen nichtbayerischen Blättern ließ er sich ein Referat zusammenstellen. Unmittelbar nach dem Aufstehen pflegte er, bevor er an die Erledigung der Regierungsgeschäfte ging, ein Kapitel in irgend einem Lieblingsautor zu lesen. So schreibt er z. B. an Kreuzer (6. August 1846): „Gelegentlich Hofrath Schubert zu sagen, das erste, was nach dem Morgengebeth ich thäte, wäre, in seiner Geschichte der Natur seit geraumer Zeit hier zu lesen, und das mit großer Aufmerksamkeit, wie alles von ihm mich sehr anspräche“. Begab er sich auf Reisen, so legte er schon einige Monate vorher ein Verzeichniß der Bücher an, die er mitzunehmen wünschte. Darunter fehlten niemals die Bibel, Homer und irgend ein Drama Schillers. Wenn er bei der Lectüre der Bibel auf Zweifel stieß, notirte er sie und fragte um Rath bei einem berühmten Münchener Theologen. In den Morgenstunden schrieb er auch täglich die Ereignisse des verflossenen Tages auf. Die Zahl seiner eigenhändig geschriebenen Tagebücher belief sich im Todesjahr auf 264.

Obwohl ohne bedeutendere musikalische Begabung war er doch ein warmer Freund der Musik, namentlich, wie wir schon erwähnten, älterer leichter Opernmusik. Er wurde nicht müde, sich die Melodien aus dem Donauweibchen auf einem alten Klavier vorzuspielen, das er aus dem Nachlaß der letzten Herzogin von Zweibrücken erworben hatte.

Er besaß natürliche Anlagen zum Zeichnen und erhielt schon als Knabe durch Dillis Unterricht. In seiner hinterlassenen Privatbibliothek findet sich noch etwa ein halbes Hundert Bleistift- und Kreidestudien von seiner Hand, darunter eine vom 16. März 1795. Er setzte die Uebungen bis in sein reiferes Mannesalter fort. Namentlich die Zeichnungen nach Gypsabgüssen von berühmten Antiken sind mit Eifer durchgeführt, weniger gelungen erscheinen die Landschaftsskizzen nach der Natur aus der Umgebung von München und Landshut.

Den größten Theil seiner Muße widmete er schriftstellerischen

Arbeiten. Außer einer großen Zahl Gedichte und den „Walhallagenoſſen" bearbeitete er ein Drama Konradin, das ſich in ſeinem Nachlaſſe finden wird. Auch beſchäftigte er ſich mit Ueberſetzungen, namentlich aus dem Spaniſchen in das Deutſche und umgekehrt. So übertrug er ſein Lieblingsdrama Don Carlos ins Spaniſche und mehrere Luſtſpiele des Don Manuel Juan Diana ins Deutſche, von denen „Recept gegen Schwiegermütter" auf mehreren Bühnen mit Beifall über die Scene ging.

Bezüglich ſeiner Gedichte äußerte er zwar beſcheiden:

„Daß Dich nicht täuſche das reichliche Lob, denn was Du gedichtet,
Ungeprieſen blieb's, ſäßeſt Du nicht auf dem Thron."

Doch war er gegen Lob und Tadel ſeiner poetiſchen Produktion nicht unempfindlich.

Das Erſcheinen der erſten Bände im Jahr 1829 erregte großes Aufſehen; ein Dichter auf der Höhe, welcher ſeinen Gedanken über Königsberuf und Königspflichten begeiſterte Worte leiht, war eine neue Erſcheinung. Drei Elemente treten beſonders charakteriſtiſch in der Sammlung hervor: Gottesfurcht, Kultus des Schönen in Natur und Kunſt und glühender Patriotismus. Italiens Zauber bot reichen Stoff; die Ruinen des Veſtatempels, die Grazien Thorwaldſen's, der prächtige Kultus in Rom, die blitzenden Augen der Sicilianerinnen gaben poetiſche Anregung. Daran fügen ſich Geſänge aus der Zeit der Befreiungskriege der Deutſchen und der Hellenen. Den wichtigſten Theil der Sammlung bilden natürlich die Stimmungsgedichte über die erhebenden Aufgaben wie über die Schattenſeiten ſeines Königsamtes. Er ruft ſich ſelbſt bei ſeiner Thronbeſteigung zu:

„Biſt Dir ſelbſten nun geſtorben,
Lebſt in Allen wieder auf,
Haſt Erinnrung nur erworben
Dir in Deines Lebens Lauf.
Selige Erinnrung einer
Herrlichen, verſunk'nen Welt!
Alles war dort lichter, reiner,
Näher an das Herz geſtellt.
Aber nicht zurücke ſehen
Darfſt Du, — vorwärts geh' Dein Blick,
Vorwärts, vorwärts mußt Du gehen,
Treue folgen dem Geſchick!"

Die Korrektur der Druckbogen besorgte Schenk. An den Versen und der Orthographie durfte aber nichts geändert werden. Ludwig schreibt an ihn (14. Juli 1828): „Wie die Teutschen überhaupt nicht einig sind, so auch nicht über das Schreiben ihres Namens, ich, nicht wie Schiller, sondern mit Johannes Müller schreibe ihn mit T. Dieses, wie überhaupt meine Rechtschreibung soll beybehalten werden; sollte ich von derselben hie und da abgewichen seyn, fänden sich Böcke, so müßen diese freilich ausgemerzt werden. Nicht an die neuere, sondern an die ältere Rechtschreibung halte ich mich."

Seinen Gedichten wurde überschwengliches Lob und maßloser Tadel, selten eine objektive Kritik zu Theil. Die Lobredner hatten sogar für die entschieden häßlichen sprachlichen Eigenthümlichkeiten Bewunderung. „Selbst in der Poesie", sagt Dirscherl in einem Schriftchen über Ludwigs Gedichte, „hat der König-Dichter sich als einen selbstschaffenden Geist durch seinen eigenthümlichen Bau der Sprache erwiesen." Der dänische Dichter Oehlenschläger begrüßte begeistert das Erscheinen der Sammlung. „Das Glück", schrieb er an Ludwig (1829, 12. Dezember), „in der Zeit eines Fürsten zu leben, der selbst ein ausgezeichneter Dichter, der in die tiefsten Geheimnisse der Kunst eingedrungen ist, diese seltene Freude, nach der man vergeblich Jahrhunderte hindurch suchen würde, genoß ich, als ich die Gedichte Ew. Majestät kennen lernte. Von Gesinnungen einer edlen Seele, eines großen Geistes, eines feinen Geschmackes, eines kräftigen Willens (Gottlob! mit Macht verbunden) sind die beiden Bände voll und es spricht sich das tiefe Gemüth, das Menschen, Natur und Kunst liebende Herz des königlichen Dichters auf jedem Blatte aus!" Goethe pries, daß dieser Fürst sich seine schöne Menschlichkeit gerettet habe. Rückert richtete an ihn 1840 die Strophen:*)

„Die Poesie ist aller Künste Mund,
Ihr ist des Menschen Sprache vorbehalten,
Und sie allein thut dem Bewußtsein kund,
Was unbewußt die andern schön gestalten.
Drum ist es recht, daß, wo im thätgen Bund
Die Schwestern all' um ihren Schutzherrn walten,
Er selber, dessen Großmuth alle pfleget,
Die Poesie im eignen Herzen heget.

*) Unseres Wissens bisher nicht veröffentlicht.

Herr, da Du ein gekrönter Dichter biſt,
Bedarfſt Du nicht, daß Dich ein Dichter kröne,
Ein Sprichwort ſagt: Ein Wort des Königs iſt
Der Worte König, dem jed' andres fröhne.
Von Deiner Gnade Thau ſeit langer Friſt
Getränkt, wetteifert Dank zu blüh'n das Schöne;
Und ohne Dank trink' auch vom Thau der Gnade
Ihr Tröpflein nicht die heiſere Cikade."

Münch-Bellinghauſen ſchrieb bei Widmung ſeines Gedichtes Camoens an den König (1838, 8. April): „Ew. Majeſtät verbinden mit der Weihe zur Herrſchaft jene zum Dichter, Sie haben ſelbſt Leid und Luſt des Dichterlebens empfunden, Ihr Blick hat die Tiefen des Abgrundes ermeſſen, die Ideal und Wirklichkeit trennen, Sie wiſſen, welche Wege den Dichter vom finſteren Zweifel zu bänglichem Kleinmuth führen, und mein Werk, welches ſich bemüht, Wohl und Weh des Dichterlebens abzuwägen und es für die Entbehrungen der Gegenwart an das erhebende Gefühl des eigenen Werthes und die dankbare Anerkennung der Nachwelt zu weiſen, darf nicht hoffen, ſeine Mängel und Gebrechen vor dem Auge des königlichen Dichters verbergen zu können, deſſen Name nicht blos den Marmorgiebeln ſeiner unſterblichen Bauten, ſondern in den Herzen aller Deutſchen mit denen ihrer großen Ottone, ihrer Friedriche, ihrer Maximiliane fortleben wird."

Leider ließ ſich der König beſtimmen, einzelne Diſtichen aus ſeinen Elegien als Ueberſchriften über Rottmann's Fresken in den Arkaden des Münchner Hofgartens zu ſetzen; in dieſer Form, aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen, verdienen ſie von den Gaben ſeiner Muſe am wenigſten der Nachwelt überliefert zu werden.

Nicht blos als dilettantiſchen Zeitvertreib, ſondern als eine Hauptaufgabe ſeines Lebens betrachtete Ludwig die Förderung der Kunſt der Gegenwart und deshalb iſt es geboten, dieſe Seite ſeiner Thätigkeit eingehender zu beobachten.

Die Vorgänge in München vom Oktober 1846 bis zum Februar 1847. Das Memorandum. Sturz des Ministeriums Abel. Das Ministerium Jn Rhein-Maurer. Der Landtag 1847.

Die Vorgänge in München, welche den Sturz des Ministeriums Abel zur Folge hatten, und die daraus resultirende Bewegung fanden von jeher die verschiedenartigste Beurtheilung; während die Einen den „unblutigen Sieg des gesinnungstüchtigen Bürgerthums" rühmten, spotteten die Anderen über das „Satyrspiel der Revolutionsepoche". Die Tagespresse jagt nur dem Skandal nach und dazu gesellt sich eine Bagatellliteratur, deren Erbärmlichkeit hoffentlich nie wieder erreicht werden wird.*) Wir möchten am liebsten von jener Zeit schweigen, da alles Hohe und Edle darniederlag, und gehorchen nur widerwillig der Pflicht, auch dieses unerquickliche Bild aufzurollen. Obskurantismus im Kampf mit einer verworrenen Aufklärungssucht, politische Unmündigkeit auf der einen Seite, Feilheit und Egoismus auf der anderen, der bisher vergötterte Fürst von einem unseligen Bann festgehalten und deshalb plötzlich auf das Maßloseste gelästert.

Jn den ersten Oktobertagen 1846 kam die Tänzerin Lola Montez nach München, nachdem sie unstät die halbe Welt durchwandert

*) Am 19. Juli 1849 schreibt Ludwig an seinen Sekretär: „Dem Oberbibliothekar Lichtenthaler ist nebst Freundlichem zu sagen, wünschenswerth finde ich, wenn die seit März 1848 herausgekommenen Blätter, wenigstens die in München erschienenen, in der Hof- und Staatsbibliothek gesammelt würden, behufs der Geschichte unserer Zeit; wie schlecht auch die meisten sind, sie drücken darum gerade diese schlechte aus".

und allerlei ihren Ruf befleckende Abenteuer hinter sich hatte. Man hat sich die Mühe genommen, nachweisen zu wollen, daß sie von den Freimaurern Londons mit einer Mission betraut gewesen sei, das fromme Regiment des Königs von Bayern zu erschüttern, doch ist wohl kaum die Versicherung nöthig, daß diese Conjektur sich durch nichts Reales begründen läßt.

Nur mit Mühe setzte sie durch, am Hoftheater in Zwischenakten spanische Tänze aufführen zu dürfen. Der König war gewohnt, fremde Künstler, die zu Gastspielen nach München kamen, sich vorstellen zu lassen. Auch der Tänzerin wurde diese Ehre zu Theil und der Fürst, durch Frauenreiz leicht erregt, faßte eine ungewöhnliche Zuneigung zu dem schönen Mädchen.

Bald waren die schnödesten Gerüchte in Umlauf. Ludwig selbst verwahrte sich dem Erzbischof Diepenbrock gegenüber wider eine solche Auffassung seines Verhältnisses zu der Fremden, und auch diese, als sie später auf ihren abenteuerlichen Zügen förmliche Vorträge über ihre Erlebnisse in München hielt und ihren zweideutigen Ruf als Reklame benützte, hob die Neigung des Königs stets in eine edlere Sphäre.

Die Theilnahme des Königs für sie ist erklärlich. Ihre originelle Schönheit lebt noch in der Erinnerung Aller, die sie sahen, und ist auch im Bilde durch das von Stieler für die sogenannte Schönheitsgallerie gemalte Porträt überliefert. Mit den körperlichen Vorzügen verband sie eine nicht gewöhnliche geistige Begabung, bizarre Phantasie und feuriges Temperament. Gewandt in allen weiblichen Künsten besaß sie in größtem Maße die, zu gefallen, und mehr glänzend als tief, achtete sie dieselbe höher als Ehre und Weiblichkeit. Es erinnert ihre Erscheinung an die Schilderung, die Sallust von der Sempronia entwirft.

Da der König kurz vor der Ankunft der Tänzerin mit dem Studium der spanischen Sprache begonnen hatte, — er beabsichtigte schon seit langer Zeit eine Reise nach Spanien — so gewann die Unterhaltung mit ihr doppelten Reiz, denn sie wußte über Calderon und Cervantes, aus deren Dramen sie zuweilen vorlas, so geläufig und pikant zu sprechen, wie über Reiseerlebnisse und Coulissengeschichten.

Der König lebte in dieſer Neigung neu auf.

„In dem Süden iſt die Liebe,
Da iſt Licht und da iſt Gluth ....“

Er ſelbſt beachtete nicht mehr, was er einſt in einem Gedicht „Agnes Bernauerin“ ausgeſprochen:

„Was vom Geſchick beſtimmt, getrennt zu bleiben,
Beglückend wird's hienieden nie vereint ....“

Die Annäherung des Königs an die Fremde ſoll anfänglich von den Trägern des herrſchenden Regierungsſyſtems gar nicht ungern geſehen worden ſein. Thatſache iſt, daß frühere Herzensgeſchichten von dieſer Seite gar milde Beurtheilung fanden. Die Dame ſelbſt — wir führen es mit allem Vorbehalt an — erzählte, die Jeſuiten hätten bereits während ihres Aufenthalts in Paris den Verſuch gemacht, ſie für Bekehrungszwecke (es handelte ſich um einen ruſſiſchen Grafen Medem) zu gewinnen. Lola will die Zumuthung nicht nur zurückgewieſen, ſondern auch Guizot, dem die häufigen Bekehrungen ruſſiſcher Edelleute in Paris bereits auffällig waren, verrathen und dadurch den erſten Anſtoß zur Aufhebung des Jeſuitenordens in Frankreich gegeben haben. Jedenfalls ward erſt dann, als ihre ſehr weltliche Richtung in München klarer hervortrat, der Sturm gegen das Verhältniß entfacht. „Seit dieſem Augenblick erſt“, ſagt ein wohlunterrichteter Kenner der Münchner Verhältniſſe, der Verfaſſer des Artikels „Bayern unter dem Miniſterium Abel“ in der „Gegenwart“, „geſchah es, daß die Perſon des Königs vor aller Welt in die Debatte gezogen, daß ſeine Privatverhältniſſe dem Publicum auf das ungeziemendſte preisgegeben wurden; man erinnere ſich wohl: nicht die radikalen, ſondern die glaubenseifrigen Tagesblätter, die eigentlich reaktionären Stimmen der Politik waren es, welche damals zuerſt die Neigung des Königs höhniſch berührten und von allgemeiner Aufregung, von erſchreckenden Zuſtänden deſſelben Landes ſprachen, welches ſie bis dahin als Eldorado des Glücks und der Zufriedenheit geprieſen hatten.“ Die Tänzerin wurde von dieſer Preſſe mit der Pompadour verglichen, welche ihren königlichen Freund am Gängelband führe, wurde als Heroſtrat bezeichnet, der die Brandfackel in das Staatsgebäude ſchleudere u. ſ. f.

Das Gehäſſige und Perſönliche dieſer Angriffe, ihre allen ge-

bührenden Rückſichten Hohn ſprechende Form bewirkten beim erbitterten Könige nur, daß er die Partei der Geſchmähten, welche ihre excentriſchen Launen keineswegs zügelte, auch in ſolchen Fällen ergriff, wo Nachſicht für ſie Unrecht gegen Andere war. Er forderte das Recht, das jedem Privatmann zuſtehe, auch für ſich, Unterhaltung zu ſuchen, wo er ſie finde. Jeden Widerſacher ſeines Lieblings als perſönlichen Feind betrachtend, wurde er mehr und mehr den Männern fremd und abgeneigt, die bisher ſein Vertrauen genoſſen hatten.

Es iſt oben dargelegt worden, wie der König namentlich durch die Erfahrungen des letzten Landtags gegen Abel und ſein Syſtem mißtrauiſch geworden war. Am 15. Dezember 1846 verfügte er die Trennung eines Miniſteriums für Cultus und Unterricht vom Reſſort des Miniſters Abel. Cultusminiſter wurde Freiherr von Schrenk. Es war ein offener Beweis, daß die Stellung Abel's ſchon erſchüttert ſei. Die ultramontane Partei wurde jedoch dadurch keineswegs eingeſchüchtert, ſondern vergaß in ihrem weiteren Gebahren ganz und gar der gewohnten Klugheit.

München war das Aſyl für alle hierarchiſchen Plannacher geworden, hier war eine Kongregation verſammelt, die ſich aus allen Ländern und allen politiſchen Parteien rekrutirte. Das Häuschen des „deutſchen O'Connell", Joſeph Görres, in der Schönfeldſtraße ſah in ſeinen Räumen franzöſiſche Legitimiſten, radikale polniſche Emigranten und Schweizer Jeſuiten. Ihre Organe führten den heftigſten Kampf gegen den Liberalismus, gegen „die Götzendiener der gottleugnenden Vernunft und Sendboten der Fleiſchbefreiung und ihres orgiaſtiſchen Cultus", und verfolgten mit Strenge jeden Schritt der Regierung, der für die Alleinherrſchaft des ſtreng katholiſchen Prinzips gefährlich zu werden ſchien. Während dieſe Ultra's nur eine Richtung in der katholiſchen Welt darſtellten, führten ſie dreiſt alle ihre politiſchen Schachzüge im Namen der ganzen Kirche aus und erinnerten dabei mit Vorliebe daran, daß die Kirche ihr Recht um ein halbes Jahrtauſend weiter zurück datire als die älteſte Dynaſtie. Gerade weil bei Gelegenheit des galiziſchen Aufſtandes im ultramontanen Lager ſelbſt Zwieſpalt ausgebrochen, die Schweizer Sonderbundsbewegung unterdrückt war und zugleich Lamennais ſeine gewichtigen Schläge gegen die Kirche der Vergangenheit führte, galt es jetzt, den Poſten in

Bayern um jeden Preis zu behaupten. Wie seltsam sticht von des Apostels Wort über die Bürgerpflichten die Erklärung Görres' ab: „Wenn der Geruch der Verwesung durch die Gesellschaft hindurch geht und der Uebermuth keine Grenzen mehr kennt, so thun die Brunnen des Abgrunds sich auf, und die Fluthen brechen über sie herein; in der Sprache der Menschenkinder wird es eine Revolution genannt, in der Sprache der Ueberirdischen ist es ein Umschwung nach dem Richtmaß ewiger Ordnung von der Vorsehung zugelassen". Die kirchliche Partei hatte den Widerstand der Regierungen gegen die deutschkatholische Bewegung geschürt, die man als Geburt des Radikalismus verdächtigte. Im Jahr 1846 dagegen, als die hierarchische Propaganda sich für schwere Verluste zu entschädigen suchte, konnte Rohmer in seiner „Meinungsäußerung eines Conservativen gegen den Ultramontanismus in Bayern" die Anklage gegen die Klerikalen, daß ihnen die Religion nur als Deckmantel für destruktive politische Tendenzen diene, mit thatsächlichen Beweisen aufrecht erhalten.

Nur das Bewußtsein des unausbleiblichen Sturzes kann die schroffe Art erklären, mit welcher die kirchliche Partei und an ihrer Spitze der geschmeidige Staatsmann Abel dem Monarchen fortan gegenübertrat.

Der Bruch, der also schon vor der Ankunft von Lola Montez in der Luft lag und durch diese nur beschleunigt wurde, trat denn auch ein.

In demselben Maße wie die Neigung des Königs, den offenen Angriffen wie der seiner gesponnenen Intrigue trotzend, wuchs und aus dem Widerstande neue Nahrung sog, nahm auch der freche Uebermuth der Begünstigten zu. Bekanntlich kam es einst zu heftigen Scenen, als Friedrich der Große seine Generale zwang, die Tänzerin Campanini, seinen Liebling, zu ihren Gesellschaften beizuziehen. Als es zu ähnlichen Vorfällen am Münchner Hofe kam, weil Ludwig seiner Freundin die höheren Kreise zu öffnen wünschte, verlangte Lola Montez Genugthuung, eine Genugthuung, die zugleich als thatsächlicher Beweis der königlichen Freundschaft dem ganzen Lande gelten könne: ihre Erhebung in den Adelsstand. Die kühne Bitte unterstützte sie mit der Versicherung, daß sie aus altadeligem Geschlechte stamme und also nicht sowohl aus Ehrgeiz neuen Glanz, als vielmehr aus Pietät

den verblichenen Glanz ihrer Familie erneuert wünsche. Sie fand geneigtes Ohr. Da zur Nobilitirung die Erlangung des bayerischen Indigenats nothwendig war, kam die Sache vor den Staatsrath, dessen Gutachten verneinend ausfiel. Trotzdem beharrte der Monarch auf Vollstreckung seines Willens und weil er als konstitutioneller Monarch die Gegenzeichnung eines Ministers bedurfte, machte er Abel energische Vorstellungen, daß seine Verfügung weder gegen die Verfassung noch gegen irgend ein Landesgesetz verstoße, und er deshalb eine Verweigerung als persönliche Beleidigung auffassen müsse. Dessenungeachtet entschlossen sich die Minister, die verlangte Dienstleistung abzulehnen, und übergaben dem Könige am 11. Februar ein Schriftstück, das ihre Gründe und Ansichten entwickelte, das vielbesprochene „Memorandum".

„Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben", beginnt dasselbe, „wo Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung in ihren verschiedensten Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres Monarchen nicht zu beachten. In solcher Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den allerhöchsten Beschluß, der Señora Lola Montez das bayerische Indigenat durch königliches Dekret zu verleihen, sich versetzt, und sie sind Alle eines Verraths an den Eurer Majestät gelobten höchsten Pflichten unfähig." Es wird sodann die bedenkliche Stimmung des Landes über das bekannte Verhältniß geschildert. Das Nationalgefühl sei verletzt, „weil Bayern sich von einer Fremden regiert glaubt und so mancher Thatsache gegenüber Nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag." Der Unwille der Bischöfe wird mit Nachdruck hervorgehoben, die Angriffe gegen den König in der ausländischen Presse werden erwähnt. „Die Sache des Königthums steht auf dem Spiel." Auch die loyalsten Diener des Monarchen könnten nicht mehr verhüten, daß der Mißmuth im Lande auf die Armee rückwirke. Beharre der König auf seinem Entschluß, die Fremde zur Gräfin zu erheben, so wären sie, die Warnenden, gezwungen, von ihren Ministerposten zurückzutreten.

Unterzeichnet waren ſämmtliche Miniſter. Verfaſſer des Schriftſtücks war Abel.

„Iſt dies das einzige Exemplar?" fragte der König die Ueberbringer des Tadelvotums. Es wurde bejaht. Doch es dauerte nicht lange, ſo fand das Aktenſtück den Weg in die Preſſe und zwar zuerſt in die ausländiſche. Der Weſerzeitung wurde, wie Hormayr enthüllte, von München aus eine Abſchrift zugeſchickt, die offenbar von einer ungeübten Knabenhand geſchrieben war; ſogar lithographirte Exemplare kamen an norddeutſche Blätter. Der König betraute eine eigene Kommiſſion mit der Unterſuchung, aus welcher Quelle dieſe Veröffentlichungen gefloſſen ſeien, doch wurde kein beſtimmtes Reſultat zu Tage gefördert.*) Die gewöhnliche Annahme lautet dahin, die Schweſter eines Miniſters habe ſich heimlich eine Kopie des Schriftſtücks verſchafft und dieſelbe zunächſt ihren Freundinnen mitgetheilt, die ſie weiter verbreiteten. Doch die planmäßige Verbreitung durch die Preſſe läßt die Annahme nicht unbegründet erſcheinen, daß die Veröffentlichung von irgend einer betheiligten Seite mit beſtimmten Abſichten betrieben wurde. Strodl in ſeiner Geſchichte des Miniſteriums Abel giebt ſich auch gar nicht die Mühe, dieſe Verletzung des Amtsgeheimniſſes zu beſchönigen oder zu entſchuldigen. „Die Veröffentlichung des Memorandum", ſagt er, „können wir nur als ein Glück anſehen, trotzdem daß man dieſen Akt fortwährend als einen inkonſtitutionellen verdammt hat, denn es vertrat Sittlichkeit und Recht, die Wurzel alles ſocialen Lebens der Völker, und es wollte dieſelben nicht der Willkür eines ſittenloſen Weibes opfern, das die Krone wie das Land befleckte."

„Sire", ſchrieb einſt Fenelon an Ludwig XIV., „dem Könige die Wahrheit nicht in ihrem ganzen Umfange zu enthüllen, dies heißt an ihm einen Hochverrath begehen." In dieſem Sinn faßte Thierſch, der Sohn und Biograph des berühmten Philologen, den Schritt der Miniſter auf. „Ihre Ausdrücke", urtheilt er, „waren nicht zu ſtark und ſie haben, indem ſie dieſen Schritt thaten, als Ehrenmänner gehandelt."

*) In dem bezüglichen Akt des Juſtizminiſteriums finden ſich nur die Anweiſungen zur Nachforſchung, die Antwortſchreiben der unteren Behörden fehlen.

Wenn man aber ſelbſt über die Ausdrucksweiſe des Memorandums hinwegſieht, die ſeltſam von der Sprache abſticht, welche gerade Abel ſonſt zu ſeinem Könige redete, ſo bleibt doch nicht zu rechtfertigen, daß ſich das Dokument nicht ſtreng innerhalb der Grenzen der Thatſachen und der Wahrheit hielt. Von Anzeichen, die einen Zweifel in die Treue des Heeres begründet hätten, war, wie uns übereinſtimmend von kompetenter Seite verſichert wurde, keine Spur vorhanden und ebenſo beſchränkte ſich die angebliche beunruhigende Unzufriedenheit des bayeriſchen Volkes, abgeſehen von einzelnen Münchener Kreiſen, damals noch auf gewöhnlichen Klatſch, der das Privatleben der Fürſten als allgemeine Almende betrachtet. So dachten auch damals ſchon Männer, die keineswegs erklärte Gegner des Abelſchen Syſtems waren. „Jedenfalls", ſchrieb Böhmer an Maurer de Conſtant (6. März 1847): „haben über die Lola mehrere den Kopf verloren als nur Einer. Das Memorandum der Miniſter ſcheint mir, wenn ich es als eine treu gemeinte Warnung betrachte, unſchicklich, unzweckmäßig und roh."

Abel erhielt nach Ueberreichung des Memorandums auf Rath des Staatsraths Maurer, den der König in ſeiner Beſtürzung zu ſich berief, einen Tag Bedenkzeit. Der Miniſter blieb bei ſeiner Erklärung, Ludwig verfügte ſeine Entlaſſung. Die Moralpredigt des bisherigen Vertrauten, der plötzlich den heiligen Remigius ſpielen wollte und ſeinem Könige zurief, den Nacken zu neigen, ſchüchterte Ludwig nicht ein, ſondern empörte ihn im Innerſten und in dieſer Stunde des Zorns fühlte der König die Wahrheit der Anklagen, die ihm wider das unduldſame Regiment ſeines Miniſters ſo oft zu Ohren kamen. In die Abendgeſellſchaft bei ſeiner Freundin kam er in aufgeregteſter Stimmung. „Alle meine Miniſter habe ich entlaſſen!" rief er, „das Jeſuitenregiment hat aufgehört in Bayern!" Wirklich erhielt am 16. Februar Abel „die von ihm nachgeſuchte Enthebung von der Leitung des Miniſteriums", einige Tage ſpäter erhielten auch die übrigen Miniſter ſowie Hörmann, Regierungspräſident von Oberbayern, ihre Entlaſſung.

Die draſtiſche Aeußerung des Königs über das abgetretene Miniſterium wurde raſch bekannt. Ein Sonett des Königs fand den Weg in die Tagesblätter.

„Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert,
Doch macht ihr mich nicht haſſen, ſtatt zu lieben.

Die Feſtigkeit, ſie iſt noch nicht zerſplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerſtieben,
Iſt ungeſchwächt der Jugend Kraft geblieben,
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich ſeyd, giebt's kein Gleichniß,
Die eignen Thaten haben euch gerichtet
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel iſt gelichtet,
Ich preiſ' es, das entſcheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet!"

Man ſah darin eine neue Bürgſchaft für die Sinnesänderung des Königs und ſeinen Entſchluß, mit den bisher herrſchenden Prinzipien zu brechen, und dieſe Erwartungen beſtätigten ſich durch die Berufung Solcher in den neuen Kronrath, die bisher in den Reihen der Oppoſition ſich befunden hatten. Miniſterialrath Hermann trug im Namen des Königs dem Freiherrn von Zu Rhein das Miniſterportefeuille des Innern an, „weil der König einen Mann wünſche, der namentlich in religiöſer Hinſicht ernſt ſeiner Kirche zugethan iſt, ohne die Uebergriffe in die Sphäre des Staates gut zu finden, zu denen ohne Feſthaltung der ſtaatsrechtlichen Grenzen jede Kirche geneigt iſt." Zu Rhein nahm den Poſten an. Mit beſonderer Befriedigung wurde die Ernennung Maurer's zum Juſtizminiſter aufgenommen; er war der erſte proteſtantiſche Miniſter Bayerns. Generalmajor von Hohenhauſen wurde das Kriegsminiſterium, Staatsrath Zenetti das Finanzminiſterium anvertraut, doch erhielt das geſammte Miniſterium vorerſt nur proviſoriſchen Charakter.

Maurer unterzeichnete das Indigenatspatent, beſchwor aber den König, der unausbleiblichen Folgen halber keinen Gebrauch davon zu machen. Leider geſchah dies dennoch. Die Standeserhöhung der liſtigen Tänzerin diente ihren Feinden nur als neues Agitationsmittel gegen ſie. Wallerſtein ſchrieb damals an Maurer: „Die deutſchen Blätter einer gewiſſen Farbe geben den Ton in einer Weiſe an, welche jedes Gefühl verletzt, und deutſche Privatkorreſpondenzen glei-

cher Richtung regen die zarteſten Seiten der Sache mit wahrhaft cyniſcher Wuth an, mit einem Wort — dieſe Partei zeigt ſich einmal wieder, wie ſie ſtets war!" Die Bemühungen dieſer Koterie fanden überdies geneigte Unterſtützung von Seite der radikal-demokratiſchen Partei, welcher ja jede Schwächung des monarchiſchen Anſehens erwünſcht kam.

Lafaulx, über deſſen reine Abſichten übrigens kein Zweifel erlaubt iſt, fühlte ſich berufen, die Angelegenheit vor das Forum der Univerſität zu ziehen. Er ſtellte im Senat den Antrag, „die Hochſchule möchte als erſte ſittliche Korporation im Staate dem Miniſter, der für die Sittlichkeit eingetreten, ihre Anerkennung zollen". Der König antwortete durch raſche Quieszirung des Antragſtellers. Da dieſer ein beliebter Lehrer, beſchloß ein Theil der Studentenſchaft eine Ovation für ihn, die auf einen Gaſſenſkandal vor dem Hauſe der Lola Montez, oder wie ſie jetzt hieß, Gräfin Landsfeld, hinauslief. (1. März.) Den „ethiſchen Unwillen des Volkes über die Frechheit eines öffentlichen Weibes" bezeichnet Strodl als bewegende Urſache des Pöbelauflaufes. Während die Menge noch vor dem Hauſe ſchrie und lärmte, erſchien plötzlich der König zu Fuß mitten unter dem Haufen. Die Erſcheinung wirkte zu überraſchend, die Rotte wich grüßend auseinander, der König konnte unbehelligt das Haus betreten. Doch auf dem Rückwege zur Reſidenz entging auch er nicht den roheſten Beſchimpfungen. Die Wuth des Pöbels verachtete der König, doch ſein ganzer Zorn kehrte ſich gegen die Männer, die er für die eigentlichen Anſtifter des Skandals hielt. Er verfügte die Entlaſſung oder Verſetzung mehrerer klerikaler Profeſſoren. Von ſeiner aufgeregten Stimmung zeugen die bezüglichen Signate. Da ſich Zu Rhein für das Verbleiben des Profeſſors Philipps in ſeiner Stellung verwendete, bemerkte Ludwig: „Es bleibt bey meiner Entſchließung, entweder nimmt Philipps die Stelle als Regierungsrath in Landshut an oder giebt ſeine Entlaßung, wovon derſelbe in Kenntniß zu ſetzen. Was er vorgezogen, mir zu berichten." Da Philipps ſich für das Letztere entſchied, ſignirt Ludwig: „Philipps Entlaßung bewilligt. Von dieſer Bewilligung ihm gleich noch heute früh Kenntniß zu geben."

Die Maßregelung der Profeſſoren wurde von den Liberalen mit Genugthuung aufgenommen, obwohl die Art, jene bloß durch Kabinets-

dekret zu entfernen, die Befürchtung möglicher Konſequenzen wohl begründet hätte. Als Ludwig zum Erſtenmal nach dem Auflauf vom 1. März wieder im Hoftheater erſchien, begrüßte ihn demonſtrativer Jubel, und nicht minder freudiger Empfang wurde ihm allenthalben zu Theil, als er im Sommer nach Aſchaffenburg und Brückenau ſich begab und auf kurze Zeit auch die Pfalz beſuchte. Der König war darüber hoch erfreut. Von Brückenau aus ſchreibt er an ſeinen Sekretär Kreuzer (27. Juni 1847): „Mit meinem Empfang auf der ganzen Herreiſe war ich ſehr zufrieden. In Mittelfranken, wie nie früher, innig freudig begrüßt". Einige Tage ſpäter (30. Juni): „Wie noch nie, in Kiſſingen geſtern empfangen worden, wie ich denn überhaupt in der Meynung durch den Miniſterwechſel und was ſeitdem geſchah, ſehr gewonnen". Und nach dem Abſtecher in die Pfalz (31. Auguſt): „Ueberraſcht, freudig überraſcht war ich in der Pfalz von in Augenſchein genommener jubelnder Begrüßung".

Eine Cirkularnote ſetzte alle befreundeten Kabinete von den Aenderungen im Kronrath in Kenntniß. Die Antworten lauteten ſämmtlich auf das Befriedigendſte. Ueberraſchender Weiſe ließ ſogar die Antwort des päpſtlichen Stuhles nicht undeutlich Einverſtändniß mit den eingetretenen Aenderungen erkennen.

Dagegen machte im eigenen Lande jene Partei, die Bayern gern als hieratiſch-archaiſtiſche Oaſe erhalten möchte, entſchieden Front gegen die neue Regierung, „ſo das Land proteſtantiſiren wolle". Die klerikalen Organe ergingen ſich in heftigſten Auslaſſungen über das „Wiederauftauchen des Prinzips der alten Majeſtätsrechte, dieſer Häreſie der letzten Jahrhunderte, an der Fürſten und Völker ſich berauſchten". Namentlich gab ihnen die Wiedereinſchärfung einer älteren Verordnung Anſtoß, der zu Folge Nonnen erſt nach Eintritt in ein reiferes Lebensalter ewige Gelübde ablegen dürfen. Neuen Sturm rief die Unterdrückung der Miſſionen, ſowie ein Erlaß bezüglich des ſogenannten dritten Ordens hervor, Maßregeln, die im Intereſſe des paritätiſchen Friedens nöthig waren. Da in mehreren Fällen die Tagespolitik in den Bereich der Kanzelberedtſamkeit gezogen wurde, und zwar in einer Weiſe, ganz darauf berechnet, Aufregung und Unzufriedenheit zu ſchüren, wurden die Polizeibehörden zu geeigneter Ueberwachung der geiſtlichen Vorträge angewieſen.

Die ultramontane Preſſe ſchrieb alle dieſe Verfügungen den Einflüſterungen „der Tochter Babels zu, die Bayern den Becher der Wolluſt kredenzte“. Dagegen konnte Miniſter Zu Rhein 1849 im Reichsrath die feierliche Erklärung abgeben, daß, ſo lange er und ſeine Amtsgenoſſen im Rathe der Krone ſaßen, ſich nicht ein einziges Mal in Staatsangelegenheiten fremder Einfluß zwiſchen den Thron und ſeine Räthe zu drängen vermochte.

Der König hatte, ſobald die erſten Zorneswallungen verflogen, die wegen der Vorfälle des 1. März eingeleitete Unterſuchung niedergeſchlagen und Entlaſſung der Verhafteten, worunter mehrere Studenten, angeordnet. Die Univerſität wurde von mehreren beſchränkenden Beſtimmungen der Abel'ſchen Periode befreit; auch vom Verbindungsweſen wurde der Bann genommen, und die Studenten brachten zum Dank für die Zurückgabe ihrer Autonomie dem König einen Fackelzug.

Dagegen erſchien dem Könige für die gegenwärtige Zeitlage eine freiere Entwicklung des Preßweſens nicht opportun. Mit Rückſicht auf die ultramontane Agitation wurden vielmehr die Behörden neuerdings angewieſen, „die öffentliche Stimmung und die Tagespreſſe unausgeſetzt im Auge zu behalten, da ein unverkennbares Beſtreben von einer gewiſſen Seite beſteht, über die aus dem Willen des Königs hervorgegangenen Veränderungen in der Geſchäftsleitung der Miniſterien die ungereimteſten Nachrichten auszuſtreuen, die öffentliche Meinung durch Andeutung angeblicher beſonderer Vorgänge und weiter bevorſtehender Veränderungen ſchwankend zu erhalten, eine gewiſſe Aufregung zu nähren und dadurch im Hinblick auf den künftigen Landtag für beſtimmte Tendenzen in der öffentlichen Meinung eine Stütze zu begründen“. Mehrere auswärtige Zeitungen konnten den Poſtdebit in Bayern nicht erlangen.

Auf freiſinniger Grundlage wurde dagegen eine gründliche Reform der Geſetzgebung angeordnet. Dem Drängen Maurer's nachgebend, willigte der König in die Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, auch befahl er die ſchleunige Vorlage eines Entwurfs für Civil- und Strafverfahren, der auf dem Prinzip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ſich aufbaue. Doch ſollten nach dem Willen des Königs die Gerichte nur mit gelehrten Richtern ohne Geſchworene

beſetzt bleiben. Als die würtembergiſche Regierung den Zuſammentritt einer Kommiſſion zur Anbahnung von Gleichförmigkeit der deutſchen Geſetzgebung beantragte, erklärte das bayeriſche Juſtizminiſterium erſt nach erfolgter Zuſtimmung des Landtags zu den projektirten Aenderungen beitreten zu wollen. Aber die Leipziger Konferenz zu Berathung einer allgemeinen deutſchen Wechſelordnung wurde von Bayern beſchickt, der bayeriſche Vertreter ſprach ſich für Annahme des preußiſchen Entwurfs aus und die übrigen deutſchen Regierungen ſtimmten bei, ſo daß die Unterhandlungen bald zu poſitivem Reſultate führten.

Ein königliches Dekret verordnete, daß im Falle der Abweſenheit des Monarchen der Kronprinz im Staatsrath den Vorſitz führen ſolle, zugleich wurde dem Kronprinzen Max die Stelle eines Generalinſpektors der Armee übertragen. Nach der Entfremdung, welche während der letzten Jahre aus politiſchen Gründen zwiſchen Vater und Sohn eingetreten war, galten jene Verfügungen als erfreulicher Beweis der ſtattgefundenen Verſtändigung.

Auch die Begnadigung Behr's und Eiſenmann's wurde jetzt von Maurer in Vorſchlag gebracht und vom Könige bewilligt.

Ebenſo war auf anderen Gebieten des Staatsweſens, namentlich im Poſt- und Eiſenbahnbetrieb ein regerer Aufſchwung unverkennbar. Da die Regierung die zum Bau neuer Eiſenbahnlinien nöthige Summe zu dem geſetzlichen Zinsfuß von $3^1/_2$ Prozent nicht aufbringen konnte, erſchien eine Abänderung der bezüglichen Geſetzesbeſtimmung nothwendig. Um jedoch die älteren Gläubiger nicht zu drücken und den Kredit des Staates zu erhalten, ſchien überhaupt eine gleichmäßige Erhöhung des Zinsfußes geboten. Der König wollte lange nicht einwilligen, ließ ſich aber endlich durch die Vorſtellungen Zu Rhein's überreden. Am 14. September 1847 ſignirte er: „Dieſe Gründe überzeugen mich von der Räthlichkeit die Zinſen zu erhöhen ... Als redlicher Mann hat Freiherr von Zu Rhein ſich benommen, offen mir ſagend, daß ohne dieſen die vier Prozent betreffenden Zuſatz er als Reichsrath nicht in der Kammer für das Geſetz ſeyn könnte".

Nur „für den Zweck dieſer Abänderung" wurde im September der Landtag einberufen. Doch eine Reihe von eingegangenen Beſchwerden über Preßbedrückung gab den verſammelten Ständen Anlaß zu längeren Debatten über das Preßweſen. Es wurden bittere Klagen

laut über die Zustände, die das vorige Ministerium für das Land geschaffen, und indem das Abel'sche System nur an Staatsrath v. Freyberg einen Vertheidiger fand, zeigte sich, daß im Verlangen nach Freigebung des Worts alle Parteien einig waren. Fast einstimmig wurde beschlossen, die Krone um Vorlage eines neuen Preßgesetzes zu bitten. Der Reichsrath trat dem Beschluß der zweiten Kammer mit einigen abschwächenden Bestimmungen bei.

Zwar ging Ludwig im Landtagsabschied auf die Bitte der Stände nicht ein, durch Verordnung vom 16. Dezember erfolgte jedoch „in Erwägung, daß nach Wortlaut und Geist der Verfassungsurkunde die in § 2 der dritten Verfassungsbeilage vorbehaltene Censur nicht eine Kronverbindlichkeit, sondern eine Kronbefugniß bildet, dann in der Absicht, dem treuen Volke einen sprechenden Beweis landesväterlichen Vertrauens zu geben", Aufhebung der Censur bezüglich der Besprechung innerer Landesangelegenheiten.

Doch fällt diese Verfügung schon in die Periode eines neuen Ministeriums, denn schon vor Schluß des Landtages schied das Ministerium Zu Rhein-Maurer nach kurzer Wirksamkeit aus dem Kronrathe aus.

Der König war ungehalten darüber, daß diese Minister die Kammern nicht auf den Standpunkt eines „einfachen Postulatenlandtags" zurückdrängten. Die wirklich maßgebende Ursache ihrer Entlassung ist jedoch in rein persönlichen Motiven zu suchen.

Gräfin Landsfeld hatte sich in der Gunst des Königs zu erhalten verstanden. „Man hätte dabei an Hexerei glauben mögen!" äußerte ein rechtschaffener Mann aus der Umgebung des Königs. Weil sich um sie allmälig ein Schwarm von Glücksrittern versammelt hatte, wurde im Könige der Wunsch wach, bessere Leute in ihre Umgebung zu bringen. Doch die wilden Ausbrüche ihrer Launen schreckten ebenso ab wie die Geschichte ihrer Vergangenheit. Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen erbitterte den König in höchstem Grade. Da man ihm die wahren Ursachen vorstellte, warum der Umgang mit jener Dame gemieden werde, erwiderte er: „Welcher stolzen Frau aus diesen gerühmten besseren Ständen wäre es wohl anders ergangen, wenn sie jung, schön und hilflos in die Welt geschleudert worden wäre? Und ist etwa die und die wirklich besser?

Ich kenne sie alle und halte den Unversuchten ihre gepriesene Tugend nicht allzu hoch!" Zuletzt hatte er nur noch den einen Maßstab für Jemandes Treue und Anhänglichkeit, ob er bereit sei, in gesellschaftlichen Verkehr mit seinem Günstling zu treten oder nicht. „Wenn Sie eingeladen werden, wo der König ist", schrieb er in einem solchen Fall an einen alten Vertrauten, „und wenn Sie dann doch nicht erscheinen, so sieht dieses der König für Beleidigung gegen ihn an und des Königs Ungnade zieht ein solches Benehmen nach sich."

Als der König dem Staatsrath Maurer das Ministerportefeuille anbot, machte dieser zur Bedingung, daß ihm gestattet sei, der Gräfin Landsfeld fremd zu bleiben. Dieser Forderung wegen blieb ihm die Dame abgeneigt trotz des Dienstes, den er ihr in der Indigenatsfrage, soweit es der Buchstabe des Gesetzes erlaubte, geleistet hatte.

Maurer konnte später, als er sich im Reichsrath gegen Abels Angriffe zu vertheidigen hatte, die Erklärung abgeben, daß der Fremden, so lange er und seine Kollegen im Kronrath saßen, niemals irgend eine Einwirkung auf Staatsgeschäfte zugestanden wurde. Eine bescheidene Privatrolle war aber nicht nach dem Sinn der intriguensüchtigen Dame. Sie wußte dem Könige die Erklärung Maurers als persönliche Beleidigung darzustellen und der mißliebige Minister wurde entlassen. Der König bemühte sich, wenigstens Zu Rhein festzuhalten, doch auch dieser lehnte ab, unter den gegebenen Verhältnissen das Portefeuille länger innezuhaben.

Diese Vorgänge mußten im Volke die Ansicht erwecken und befestigen, daß die Laune der Begünstigten auch für die Staatsangelegenheiten maßgebend sei. Die darauf abzielenden Aeußerungen der Uebermüthigen wurden weiter getragen, und nicht mehr der Zorn einer Partei, sondern der Unwille der öffentlichen Meinung erhob die drohende Stimme. In weitesten Kreisen griff die Aufregung um sich, und die treuesten Anhänger der Krone konnten sich trüber Ahnungen nicht erwehren.

Das Miniſterium Wallerſtein-Berks. Die Februar-Exzeſſe 1848 in München. Die deutſche Bewegung. Das Königliche Patent vom 6. März. Neue Unruhen. Abdankung des Königs.

Fürſt Wallerſtein hatte namentlich durch die gewandte Durchführung einer diplomatiſchen Aufgabe gelegentlich der Septemberrevolution in Griechenland die Gunſt des Königs wieder erlangt. Als er im Dezember 1847 zum Miniſter des Aeußeren ernannt wurde, war dies ohne Zweifel des Königs eigene Wahl. Ebenſo waren Beisler und Heres, denen die Miniſterien der Juſtiz und der Finanzen übertragen wurden, als tüchtige Verwaltungskräfte bekannt. Dagegen ſchrieb man die Erhebung des Staatsraths Berks, der in letzter Zeit der Reiſekavalier der Gräfin Landsfeld war, allgemein ihrem Einfluß zu, und dieſer Argwohn, durch die Prahlereien der Gräfin beſtärkt, erſchütterte von vornherein ſeine Stellung.

Eine der erſten Verordnungen des neuen Miniſteriums beſtimmte, daß keiner der aus der Schweiz verbannten Jeſuiten ſich länger als einige Tage in Bayern aufhalten dürfe. Raſch folgte darauf der Erlaß einer freiſinnigen Studienordnung, die Berufung Fallmerayer's an die Münchener Hochſchule und andere Maßregeln, welche die klerikale Partei überzeugen mußten, daß ſie eine Aenderung des Syſtems in ihrem Sinne nicht zu erwarten habe. Andrerſeits aber konnte das neue Miniſterium ebenſowenig an den Liberalen eine entſchiedene Stütze finden. Vergeblich erklärte die Münchner Zeitung, das Organ des Miniſteriums, es ſei gleichſam das politiſche Glaubensbekenntniß des Kronraths, daß „nur eine wahrhaft freigeſinnte, auf vollkommen

gerechte Thaterweiſungen ſich ſtützende Regierung Bayerns Aufgabe nach Innen, wie auch im deutſchen Staatenkomplex und nach Außen löſen könne". Man erblickte jetzt ſelbſt in wohlthätigen Inſtitutionen Danaergeſchenke, weil von einem Kabinet herrührend, das ſeine Berufung den Kombinationen der Gräfin zu verdanken ſchien und ſich ihre Einmiſchung in Staatsgeſchäfte gefallen ließ.

Wallerſtein zeigte ſich eifrig beſtrebt, die modernen Ideen in die Staatsverwaltung einzuführen und dem bayeriſchen Staate dadurch eine hervorragende Stellung in Deutſchland zu erwerben. In ruhigeren Jahren als im aufgeregten 1848 hätte er vielleicht ſein Ziel erreichen, eine Vermittlung und Ausſöhnung der Parteigegenſätze im Lande durchſetzen können. Aber ſchon traten da und dort Sturmeszeichen zu Tage. Die Preſſe, welcher von den Regierungen faſt zwei Dezennien hindurch die Stellung einer Magd angewieſen war, ſprang, als die Banden gelockert wurden, aus einem feilen Serviliſmus zu nebelhaftem, rohem Radikalismus über. Das Volk trat wieder in das politiſche Leben ein und alle geiſtigen Kräfte wendeten ſich der Politik zu. Auch jetzt lagen, wie in den dreißiger Jahren, vielen Beſtrebungen die edelſten Ideen zu Grunde, doch in die freiheitliche Bewegung miſchten ſich ebenſowohl principienloſe Zerfahrenheit als ſchnöde Selbſtſucht. Politiſche Syſteme und Konſtruktionen aller Art tauchten deshalb auf und gingen ebenſo raſch wieder nieder, weil man nicht das poſitiv Erreichbare anſtrebte, ſondern luftigen Verbeſſerungsprojekten nachjagte.

München ſah ſchon Anfang des Jahres eine Art Vorſpiel zu den ernſteren Unruhen, die bald darauf in ganz Europa ausbrachen.

Die Veranlaſſung war an ſich ſehr geringfügig. Einige Mitglieder der Studentenverbindung Palatia waren aus dem ſogenannten Corpsverband ausgeſtoßen worden, weil ſie an Geſellſchaften im Hauſe der Gräfin Landsfeld Theil genommen hatten. Sie gründeten eine neue Verbindung, Alemannia, die den Charakter einer Satellitenkohorte jener Dame annahm. Bald kam es zwiſchen ihnen und den übrigen Studirenden zu Zwiſtigkeiten, die Alemannen wurden nicht bloß von ihren Kommilitonen, ſondern auch von dem größten Theil der Münchener Bevölkerung in Verruf erklärt. „Man betrachtete", äußert der Univerſitätsrektor Thierſch in einem in der

Allgemeinen Zeitung erschienenen Bericht über die Münchener Februarrevolte, „die wenigen in jener Verbindung vereinigten Individuen als einen durch unwiderstehliche Gewalt in die studirende Jugend eingedrungenen Körper, dessen Einfluß auf die übrigen durch Vermeidung aller Berührung unschädlich könne gemacht werden, und bereitete während des Wintersemesters die Mittel der Heilung für den Fall vor, wo es möglich sein und gelingen könnte, die Nebel zu zerstreuen, welche man über jenes Verhältniß und seine schreckbare Natur mit unglaublicher Kunst, Gewandtheit und List zu verbreiten und zu unterhalten unablässig bemüht war." Doch bald zeigten mehrere Vorfälle, daß die Aufregung nicht mehr zu beschwichtigen sei.

Es erscheint uns nicht nöthig, auf die Streitigkeiten der akademischen Jugend näher einzugehen, mögen sie nun als gewöhnliche Pro patria-Kämpfe aufzufassen sein oder, wie die gleichzeitige Tagespresse sich ausdrückte, als „hervorgerufen durch eine moralische Entrüstung der edelsten Art". Das Treiben in den Universitätskreisen, wie in der Residenzstadt überhaupt bietet ein trübes Bild. Es liegt klar zu Tage, daß der Anhang jener Dame, welche selbst die Klugheit als Beschränkung ihrer Freiheit ansah, nicht aus ritterlichen oder loyalen Motiven seine Rolle durchführte; wir vermögen aber auch nicht, dem Gebahren ihrer Gegner, die dem Monarchen gegenüber als Sittlichkeitswächter auftraten, das damals übliche Prädikat der „Hochherzigkeit" zuzuerkennen. Eine radikale Presse sekundirte schadenfroh jeden Schritt, der gegen den König gerichtet war, und das „Manifest der bayerischen Ultramontanen" stellte mit Behagen die Münchener Zustände als so verabscheuenswerth dar, „daß jeder damals im Auslande reisende Bayer zu verheimlichen suchte, daß er aus Bayern".

Zwei Ereignisse im Januar 1848 führten zu gewaltsamer Katastrophe. Bei einem Kommers der Alemannia vergaß sich der anwesende Minister Berks so weit, in einer Rede die Grundsätze dieser Verbindung, „Freude zu den Studien, Sittlichkeit und Humanität", gegenüber dem „anmaßenden Wesen der übrigen übersprudelnden, mitunter verderbenen Universitätsjugend" zu feiern, wodurch begreiflicher Weise die Aufregung unter den Studirenden noch gesteigert wurde. Es war den Lehrern kaum noch möglich, im Universitätsgebäude selbst Ordnung zu erhalten. Zu offener Demonstration kam es bei dem

Leichenbegängniß des alten Görres, des erbittertsten Gegners der Gräfin Landsfeld. Während noch vor kurzem das Urtheil über den Verfasser der Mystik und des Athanasius gerade in akademischen Kreisen ein sehr getheiltes war, fand jetzt der Beschluß, seine Leichenfeier mit besonderer Auszeichnung zu begehen, begeisterte Zustimmung. Die Polizei hatte alle Reden und Gesänge verboten, konnte aber eine demonstrative Wallfahrt zu dem Grabe des „großen Ultramontanen" nicht verhindern. Am 7. Februar begab sich Minister Wallerstein in die Universität und suchte die Studenten durch eindringliche Rede zu bewegen, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Die Mahnung hatte geringen Erfolg. Der Tumult verbreitete sich von den Hörsälen auf die Straße und eine aufgeregte Pöbelmasse durchzog lärmend die Stadt. Aehnliche Exzesse wiederholten sich in den nächsten Tagen, ohne daß die Polizei wagte, ernstlich dagegen aufzutreten. Da die waghalsige Lola, um ihren Muth zu zeigen, mitten unter der tobenden Menge erschien, wurde sie mißhandelt und konnte, in Lebensgefahr, sich nur durch rasche Flucht retten.

Der König gerieth über diese Art, „sittliche Entrüstung" zu demonstriren, in heftigsten Zorn und verfügte, wie im Jahr 1830 nach den Christnachtunruhen, sofortige Schließung der Universität und Entfernung aller in München nicht heimatberechtigten Studirenden. Diese Maßregel rief hinwieder den Unwillen auch des ruhigeren Theiles der Bürgerschaft wach, da die Hochschule für das materielle Gedeihen der Stadt von Belang war. Eine Bürgerversammlung auf dem Rathhause beschloß die Absendung einer Deputation an den König. Zugleich rottete sich eine zahlreiche Menge vor dem Schloß zusammen. Die Antwort des Königs lautete nicht günstig; er äußerte, es habe einer solchen Massenabordnung vor sein Haus nicht bedurft, abtrotzen werde er sich Nichts lassen, sondern erst nach gründlicher Erwägung mit seinem Staatsrath Entscheidung treffen.

Mit diesem Bescheid wollten sich die noch im Rathhaus Versammelten nicht zufrieden geben. Der Straßenpöbel — es sollen sich auch manche Persönlichkeiten darunter gemischt haben, die sonst nach ihrer gesellschaftlichen Stellung an Straßenaufläufen nicht theilzunehmen pflegen — ging zu Thätlichkeiten über, einige öffentliche

Gebäude wurden demolirt und das Militär bekam erst Ordre, einzuschreiten, als diese Scenen abgespielt waren.

Während auf dem Max-Josephplatze noch die Menge lärmte, begab sich der König furchtlos in das Theater, wo an eben jenem Abend die Oper „die Sirene" zur Aufführung kam. Erst als es gegen Mitternacht ruhiger geworden war, schrieb der König an den Bürgermeister einen Brief, der die Unzufriedenheit der Bürgerschaft beschwichtigen sollte. Es wurde darin mitgetheilt, daß mit nächstem Sommerhalbjahr die Universität wieder geöffnet werden solle. „Mir liegt", so schloß das Schreiben, „das Wohl der Bürger am meisten am Herzen, das bewies ich seit mehr denn 22 Jahren."

Am nächsten Morgen berieth sich Ludwig mit den Ministern und es gelang ihren vereinten Vorstellungen, ihn zu bewegen, die Ursache der immer gefährlicher um sich greifenden Aufregung zu entfernen. Ludwig entschloß sich, seine Neigung dem Volkswillen zu opfern. Noch im Laufe des Vormittags gelangte an die Versammlung im Rathhause die Nachricht, der Gräfin Landsfeld sei Befehl ertheilt, München zu verlassen, und bald folgte die Kunde, der König habe zur sofortigen Wiedereröffnung der Universität Erlaubniß gegeben. Diese Nachrichten wurden ebenso überschwänglich begrüßt, als vorher an und für sich unbedeutende Vorfälle zu wichtigen Ereignissen hinaufgeschraubt worden waren. „Es war längere Zeit unmöglich, den wiederholten Ausbruch der jugendlichen Gefühle zu bemeistern" berichtet Thiersch, „und Bürgern mit ergrautem Haupte rollten bei der Rede eines Studirenden die hellen Thränen über die Wangen" . . . „Auf der Hauptwache am großen Platz war die Mannschaft unter das Gewehr getreten, um das Annahen der jungen Männer wie das eines öffentlichen Aufzuges zu begrüßen und so waren sie auch auf den übrigen Theilen ihres Wegs mit allen Zeichen der Achtung und Anerkennung umgeben, welche einer Jugend gebührten, die ihren Kampf auf die Ausstoßung eines in sie eingedrungenen unsittlichen Elements beschränkt und das Weitere mit solcher Ruhe und Besonnenheit ertragen hatte."

Es wurden aber auch andere Urtheile über die Münchener Vorgänge laut. Ein keineswegs reaktionäres norddeutsches Organ schließt seinen bezüglichen Bericht: „Eine begünstigte Hauptstadt hat

sich gegen ihren Fürsten, gegen den Fürsten empört, dem sie Alles verdankt, was sie ist; sie hat ihren Schild befleckt und um eine verhaßte Herrschaft wieder möglich zu machen, hat sie einen König gekränkt, der seine Schwächen haben mag, der aber ein wohlwollender und treuer und deutscher Fürst ist und der um München solchen Undank nicht verdient hat". Als sich gegen Ende des Jahres 1848 eine Studentenversammlung zu München gegen Erlaß eines Beifallvotums für die Berliner Revolution aussprach und sich zu Einmischung in Politik nicht kompetent erklärte, konnte nicht ohne Grund das republikanische Blatt „Gradaus" die Frage aufwerfen: „Wer, liebe Musen, erklärte euch denn für kompetent, der edlen Dame L. M. die Fenster einzuwerfen? Den König zu zwingen, dieselbe auszuweisen, dazu waret ihr kompetent?"

Der König hatte, von seinen Ministern gedrängt, die Gräfin Landsfeld brieflich gebeten, bis auf Weiteres sich aus München zu entfernen. Als er Kunde erhielt, daß auch nach ihrer Abfahrt der Pöbel vor ihrer Villa in der Barerstraße tobe und mit der Demolirung beginne, begab er sich selbst dahin und forderte die Menge auf, sein Eigenthum in Frieden zu lassen.

Hochrufe auf den König erschollen in allen Straßen, doch konnte ihm dieser Jubel nicht, wie sonst, zur Freude gereichen. Es erregte seinen Unwillen, daß zu Ehren des über ihn errungenen Sieges ein förmliches Dankfest gefeiert wurde, und er zeigte offen, wie tief ihn diese Handlungsweise verletze. Einem Adeligen, der aus Anlaß des freudigen Ereignisses das Volk reich beschenkte, verbot er, ferner bei Hofe zu erscheinen. Er wußte zwar, daß bei der großen Mehrzahl Lust am Skandal die „treibende Idee", die Leiter der Bewegung erblickte er aber in den Führern der klerikalen Partei, deren Macht durch den Einfluß der Verbannten gebrochen war. „Hätte sie nicht Lola Montez geheißen", äußerte er, „sondern Loyola Montez, sie säße ruhig in München!" Bald darauf wurde die Kongregation der Redemptoristen aufgelöst, unter Bewilligung dreifachen Tischtitels, falls sich die Patres entschließen würden, als Missionspriester nach Nordamerika auszuwandern.

Daß die klerikale Partei nicht ausschließlich für die Februarunruhen verantwortlich zu machen ist, unterliegt keinem Zweifel. Die

Unzufriedenheit über das Gebaren der Gräfin hatte viel weiter um sich gegriffen. Jene Partei kam auch gar nicht dazu, „den Sieg des Rechtes und der Sitte" zu ihren Gunsten auszunützen, ihre Anstrengungen wurden überholt durch eine politische Bewegung, die von einem höheren Gesichtspunkt ausging und bald die größten Dimensionen annahm.

Die deutsche Einigungsidee konnte zeitweise niedergehalten, doch nicht unterdrückt werden. Daß in der Bundespolitik keine der Würde und Bedeutung Deutschlands entsprechende Centralgewalt geboten sei, mußte sich Jedem als Ueberzeugung aufdrängen, der zusah, was der Bund that, oder vielmehr was er nicht that. Nach Außen war der deutsche Bund nicht geachtet, in Bezug auf die inneren Verhältnisse war nicht einmal auf dem Gebiet der materiellen Interessen die organische Einigung vollkommen gelungen und ebenso wenig war in vielen Staaten die Einräumung der durch die Bundesverfassung zugesicherten Volksrechte zur Wahrheit geworden. Von dem Frankfurter Organ konnte eine Belebung des nationalen Selbstgefühls nicht ausgehen, eine Reform der deutschen Verhältnisse erschien als das dringendste Zeitbedürfniß und jetzt schien die Zeit gekommen zu sein, an die Lösung der staatlichen Aufgabe Deutschlands heranzutreten.

Vom badischen Landtag aus wurde der zündende Funke in das deutsche Volk geworfen. Jene Kammer erhob zuerst die Forderung nach einem Nationalparlament. Durch eine solche Volksvertretung glaubte man eine kräftige Centralgewalt gesichert, wie sie das gemeinsame Interesse aller deutschen Stämme erfordere. Endlich blies der Sturm, der sich in Frankreich erhob, die allenthalben glimmenden Funken zu einer mächtigen Lohe zusammen.

Während München mit gewohnter Theilnahmlosigkeit für alle politische Fragen noch immer über die Lola-Affaire sich ereiferte, wandte sich in Bayern zuerst die Stadt Nürnberg der wichtigeren, der allgemein deutschen Sache zu. Eine Adresse der Nürnberger Bürgerschaft verlangte in ernster, aber würdiger Sprache, der Monarch Bayerns solle durch zeitgemäße Reformen die Initiative zu einer Neugestaltung der deutschen Verhältnisse ergreifen.

Ein deutsches Parlament sollte die Einigung Deutschlands in der Freiheit durchführen und diese Volksbehörde einerseits die Schranken

zwischen den einzelnen deutschen Bundesgliedern beseitigen, andrerseits in den einzelnen Staaten die seit mehr als dreißig Jahren verheißenen Volksrechte garantiren. Eine Umkehr vom bisher herrschenden Regierungssystem erschien geboten. Gleiche Rechte für alle Glieder des Volkes, Aufhebung der Standesprivilegien, freie Presse, freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht, volle Gewissens- und Lehrfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Verminderung der stehenden Heere und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, — dies waren die vorzüglichsten Zugeständnisse, welche der Ruf der Zeit verlangte. Neben diesen berechtigten Wünschen wurden aber auch bereits Forderungen laut, die als Endziel nichts weniger denn Aufhebung der erblichen Monarchie bezweckten. „Erlösung von all jenen Uebeln, die unter dem Einfluß der Tyrannei über das deutsche Volk gekommen, Aufhebung der stehenden Söldnerheere, Aufhebung der stehenden Heere von Beamten, Abschaffung der stehenden Heere von Abgaben, die am Mark des Volkes zehren", lautete dieses Programm, und da zu erwarten wäre, daß die Fürsten nicht freiwillig zur Anerkennung der Volksrechte sich bequemten, so müsse die That an Stelle des Worts treten. In der Revolution erblickten Struve und Genossen die Wünschelruthe, die auf einmal die Quelle wahren Volksglücks aufschließen werde. Die politische Bewegung hätte jedoch nicht so tief in das Volksleben eindringen können, wäre nicht Hand in Hand mit ihr die sociale Frage in den Vordergrund getreten. Die Grundlagen, auf denen bisher die Gesellschaft ruhte, waren erschüttert worden, die Bedeutung des Grundbesitzes hatte sich in eben dem Grade gemindert, als das beweglichere Element der Industrie an Wichtigkeit gewann. Dadurch war unausbleiblich das Streben hervorgerufen, alles Stätige beweglicher zu machen, Alles zum Gemeingut Aller zu machen. Wie einst die Herrengeschlechter von ihren Burgen herabsteigen mußten, um an der Arbeit der Städte Theil zu nehmen, so zertrümmerte der Zeitgeist jetzt wieder die Scheidewand zwischen den Kasten der Gesellschaft, Allen sollte die politische und sociale Arbeit, wie der Lohn der Arbeit gemeinsam sein.

Die „Zeichen der Zeit" waren so drohend, daß selbst die Bundesversammlung aus ihrer Schlaffheit sich emporraffte, um die Be-

wegung noch einzudämmen, so weit es möglich war. Sie, die bisher stets die Unmündigkeit des Volks vorgeschützt und jede Regung freieren Gedankens niedergehalten hatte, appellirte jetzt „an das deutsche Volk" und versprach, fortzuschreiten mit dem Geist der Zeit und Alles zur Erfüllung der Volkswünsche aufzuwenden. Aber man mißtraute dem Organ, das sich bisher der deutschen Entwicklung nur hemmend in den Weg gestellt hatte, und die Bewegung, darüber hinwegschreitend, theilte sich mehr und mehr allen Volksschichten mit.

In der Nürnberger Adresse, der sich die meisten bayerischen Städte anschlossen, war auch die Bitte um schleunige Einberufung der Volksvertretung gestellt, von der allein eine Anbahnung der gewünschten Reformen auf friedlichem Wege ausgehen konnte. Der König aber, durch die jüngsten Vorgänge noch im tiefsten erregt, war nicht Willens, nochmals nachzugeben. Er fürchtete, die Stände würden von der drohenden Zeitlage Nutzen ziehen, um die Kronrechte ganz illusorisch zu machen. Ein Erlaß vom 1. März setzte fest, daß die Stände erst am 31. Mai zusammentreten sollten. Diese Verzögerung erregte Unzufriedenheit. Noch dringlicher aber als die Ständeberufung erschien die Entfernung Berks, der durch die Gunst der Verbannten zu seinem Portefeuille gelangt war.

Fürst Leiningen, der Präsident der Reichsrathkammer, hielt die Volksstimmung für so gefährlich, daß er an den König eine ernste Mahnung richtete, Berks zu entlassen, um einem Aufstand vorzubeugen. Doch Ludwig achtete der Warnung nicht. Am 2. März kam es vor dem Hause des mißliebigen Ministers zu Exzessen. Als das Militär einschritt, wurden einige Barrikaden aufgerichtet, ein Waffenmagazin wurde zu stürmen versucht, Hochrufe auf die Republik tönten durch den wüsten Tumult.

Am nächsten Morgen trat eine Bürgerversammlung auf dem Rathhause zusammen und eine Adresse wurde entworfen, welche die Bitte um Einberufung der Kammern dringend wiederholte. Fürst Leiningen richtete an den König ein zweites Schreiben. „Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist", rief er dem Monarchen zu, „bei den Ahnen ihres erhabenen Hauses, empfangen Sie heute die Adresse Ihrer Unterthanen gnädig. Versichern Sie, die gestellten Bitten in Erwägung zu ziehen und zu diesem Zweck die sofortige

Einberufung der Stände befehlen zu wollen. Ich komme eben vom Rathhause. Die Adresse enthält Nichts, was das Königthum in den jetzigen Zeitverhältnissen nicht freudig annehmen könnte, ich habe sie deshalb unterschrieben. Der feste Wille eines Königs ist groß und edel; bleibt er aber unbeugsam gegen die Anforderungen der von der Vorsehung beschlossenen Richtung der Zeit, dann zerfällt er in Staub und wird zu einem Fluch für Königthum und Volk".

Obwohl sich Ludwig den Ernst der Lage nicht mehr verhehlen konnte, gab er doch nur ein Geringes nach, indem er bekannt machen ließ, daß Berks „aus Gesundheitsrücksichten" beurlaubt und Staatsrath v. Volz an seine Stelle getreten sei, die Einberufung der Stände solle vor dem letzten Märztage erfolgen.

Doch dieses Zugeständniß genügte schon nicht mehr. Am nächsten Tage dauerte der Straßenlärm fort, die Läden schlossen sich, die Paphlagonier und Wursthändler sprachen in den Bierhäusern von Tyrannendruck und Völkerlenz. Andrerseits wurde der König durch die Veröffentlichung der beiden wohlgemeinten Briefe Leiningen's, die zu sehr an Abel's Memorandum erinnerte, nur noch mehr in seinem Entschluß bestärkt, nicht nachzugeben. Da die Zusammenrottungen fortdauerten, ließ er sich durch den Rath des Fürsten Carl Wrede, dem sogar, wie verlautete, vorübergehend Ministervollmacht übertragen wurde, überreden, durch strenge Anwendung von Waffengewalt die Menge zu schrecken. Wrede gab Befehl, Generalmarsch zu schlagen und ließ Kanonen vor der Königsburg auffahren. Das Volk antwortete mit dem Sturm des Bürgerzeughauses, mit dessen seit Jahrhunderten aufgespeicherten Wehrstücken es sich bewaffnete.

Gegen 4 Uhr Nachmittag standen sich eine auf solche Weise armirte Schaar von Studenten, Bürgern und Arbeitern und das aufgebotene Linienmilitär drohend gegenüber. Der Ausgang eines Kampfes wäre nicht zweifelhaft gewesen. Zwar verrieth die Linie nicht eben Begier, mit dem Bürger sich zu messen, aber ebenso wenig zeigte sich eine Lockerung der Disciplin. Die Truppen würden dem Kommando gehorcht und jedenfalls das Uebergewicht der modernen Waffen über Flamberg und Morgenstern blutig bewiesen haben.

Da verbreitete sich in den Reihen der Volksmenge plötzlich die Nachricht, der König gebe den Volkswünschen nach, die Stände

würden am 16. März zusammentreten, Fürst Wrede verlasse die Stadt. Und alsbald erschien denn auch der Bruder des Königs, Prinz Carl, vor der bewegten Menge, um die Nachricht zu bestätigen, die Erfüllung mit seinem Ehrenwort zu verbürgen. Darauf hin, vorläufig beschwichtigt, zerstreuten sich die Massen.

Unterdessen bestürmte die Familie des Königs wie der Ministerrath den Monarchen, nicht durch Aufgebot militärischer Gewalt, sondern durch weitere Zugeständnisse das Volk zu entwaffnen. Das Nämliche rieth selbst der entlassene Berks, der mit Minister Voltz eine heimliche Zusammenkunft in Fürstenried hatte.

Der König gab mit innerem Widerstreben nach.

Am 6. März war wieder eine „bewaffnete Volksversammlung" verabredet, um die Mittagszeit eine offene Demonstration erwartet, — da wurde unvermuthet eine königliche Proklamation ausgegeben, die den Volkswünschen in weitestem Sinne Rechnung trug.

Sie verhieß Gesetze über Ministerverantwortlichkeit, über vollständige Preßfreiheit, über Verbesserung der Ständewahlordnung, über bessere Stellung der Staatsdiener ꝛc. und ordnete die unverzügliche Beeidigung des Heeres auf die Verfassung an.

„Bayern, erkennt in diesem Entschluße die angestammte Gesinnung der Wittelsbacher. Ein großer Augenblick ist in der Entwicklung der Staaten eingetreten. Ernst ist die Lage Teutschlands. Wie ich für teutsche Sache denke und fühle, davon zeugt mein ganzes Leben. Teutschlands Einheit durch wirksame Maßnahmen zu stärken, dem Mittelpunkte des vereinten Vaterlandes neue Kraft und nationale Bedeutsamkeit mit einer Vertretung der teutschen Nation am Bunde zu sichern, und zu dem Ende die schleunige Revision der Bundesverfaßung in Gemäßheit der gerechten Erwartungen Teutschlands herbeizuführen, wird mir ein theurer Gedanke, wird Ziel meines Strebens bleiben.

Bayerns König ist stolz darauf, ein teutscher Mann zu sein.

Bayern! Euer Vertrauen wird erwiedert, es wird gerechtfertigt werden! Schaaret euch um den Thron! Mit eurem Herrscher vereint, vertreten durch eure verfassungsmäßigen Organe, laßt uns erwägen, was uns, was dem gemeinsamen Vaterlande Noth thut! Alles für mein Volk! Alles für Teutschland!" —

Das Königswort rief lauten Jubel hervor. Rascher als die Anstalten zu allgemeiner Beflaggung und Beleuchtung der Stadt getroffen werden konnten, war die Volksstimmung umgeschlagen. „Der König hat gesprochen!“ Seine Erklärung wurde aber nicht blos in der Residenz und im Königreiche, sondern in allen teutschen Ländern mit Freuden begrüßt. Die königlichen Verheißungen konnten ja nicht blos auf Bayern beschränkt bleiben, man durfte sich die günstigste Einwirkung auf alle deutschen Regierungen erwarten, die ruhigeren und ehrlicheren Politiker konnten sich dem Vertrauen hingeben, daß durch kräftiges, zeitgemäßes Handeln von Oben die Ursachen der beunruhigenden Symptome beseitigt würden, ohne daß die freiheitliche Bewegung dadurch Schaden erlitte.

Zugleich mit der Proklamation des Königs wurde auch die Instruktion bekannt, welche der bayerische Bundestagsgesandte erhielt. „Nicht blos Verstärkung der deutschen Kriegsmacht nach Außen thut jetzt Noth“, hieß es darin, „auch jenes geistige Element muß gekräftigt werden, welches eigentlich die Heere der Befreiungsepoche hervorrief, deren Schlachten schlug und die Entscheidung zu Gunsten des Rechts lenkte: der damals erst auftauchende deutsche Gedanke besiegte Napoleon! .... Der Bundestag muß ächter Mittelpunkt nationaler Einheit werden, soll Deutschland der riesenhaft bewegten Zeit auch riesenhaft entgegentreten. Deutschlands Gesammtinteresse muß die Sonderinteressen überwiegen, das nothwendig selbstthätig und autonom bleibende Leben der einzelnen Bundesstaaten darf nicht ferner das Gesammtleben absorbiren. Damit aber dem also werde, ist eine Revision des Bundesvertrags unerläßlich!“ —

Das Ziel, welchem von jetzt an ernstlicher zugesteuert werden sollte, war für Ludwig kein fremdartiges. Sein ganzes Leben lang hatte er den glühenden Wunsch genährt, Deutschland in sich stark, nach Außen geachtet zu sehen und für festere Knüpfung des Bandes zwischen den einzelnen deutschen Staaten mehr als einen entscheidenden Schritt gethan.

Wohl aber waren die Mittel und Wege, die jetzt eingeschlagen werden sollten, um Freiheit und Glück der einzelnen Staaten und Einheit und Ehre Deutschlands zu erringen, für den Monarchen ungewohnt und fremd.

Die politische Bewegung nahm zur Parole: Alles für das Volk durch das Volk! Eine neue Epoche des europäischen Staatslebens kündigte sich an. Das Königthum sollte der bisher innegehabten väterlichen Gewalt sich begeben. Es sollte fernerhin nicht mehr genügen, daß der Staat gut regiert, seine Einnahme nützlich verwendet werde, sondern auch das Geheimniß aufhören, mit dem man bisher den Modus der Verwaltung zu umgeben beliebte; nicht nur die Willkür, sondern selbst der Schein der Willkür sollte schwinden. Mit kurzen Worten: Oeffentlichkeit des ganzen Staatswesens! Der Ruf: Verfassung! wurde immer lauter in denjenigen Staaten, die noch nach Metternich'scher Staatskunst regiert wurden; in Bayern, das sich schon einer Verfassung erfreute, wurde das Verlangen wach, auch das künstliche Wahlsystem beseitigt, die Rechte der Volksvertretung vermehrt zu sehen.

Diese Forderungen erschreckten den König. Sie schienen ihm zu seiner Auffassung der gottverliehenen Würde in schroffem Widerspruch zu stehen. Und war denn überhaupt als dieses allgemeinen Wirrsals Ausgang ein geläuterter, neugekräftigter, festgeordneter Staatsorganismus zu erhoffen? Nur noch die Leidenschaft führt das Wort. Wer will ihr die Ziele abstecken, wer kann ihre Wünsche berechnen? Die idealen Schlagworte auf der Fahne der Bewegung können nicht über die Zuchtlosigkeit und Plünderungsgelüste vieler Kämpfenden täuschen. Wie Friedrich Wilhelm IV. war auch Ludwig des Glaubens, daß unter dem Vorwand der deutschen Interessen die Fahne der Empörung aufgepflanzt werden solle, auch er hielt eine Reichsverfassung, wie sie etwa von der Heidelberger Märzversammlung beantragt wurde, mit den Rechten und der Sicherheit der deutschen Fürsten für unvereinbar. In diesem Sinne pflegte er später zu sagen: „Ich bin der letzte König gewesen!"

Namentlich die Münchener Aufruhrscenen hatten den Widerwillen des Königs gegen die neue Zeitrichtung wachgerufen und ließen ihn die Proklamation vom 6. März bereuen, kaum daß er sie gegeben hatte. Seine Stimmung wird von Zimmermann richtig charakterisirt: „Einen Versuch, sich zu überwinden, hatte er gemacht; die Worte seiner Bekanntmachung vom 6. März, worin er wie aus übervollem Herzen sprach, das in heldenmüthigem Entschluß auf die Bahn der

neuen Zeit ſich gewendet, — dieſe Worte waren nicht blos beabſichtigter, blendender Schein, aber es waren Worte, von der Gemüthsſtimmung des Augenblicks eingegeben, und was er in einem großen Augenblick ſeinem Herzen abgerungen hatte, von den augenblicklichen Umſtänden ſoweit getrieben, das war ihm zu ſchwer, nachdem dieſe erhöhte Stimmung des Augenblicks vorüber war".

Für den Augenblick aber ſchien dieſe Erklärung alle Wolken zerſtreut zu haben. Raſch folgte die Entlaſſung Wallerſtein's. Sie ſoll durch einen Argwohn des Königs veranlaßt worden ſein, der Fürſt habe bei den Februarunruhen die Hand im Spiel gehabt, nach einer andren Verſion durch die Annahme, die Veröffentlichung der Briefe des Fürſten Leiningen ſei auf Wallerſtein's Betreiben erfolgt. Am 8. März wurde Thon-Dittmer zum Miniſter des Innern ernannt, und die Wahl des populären Führers der Linken in der zweiten Kammer konnte nur dazu beitragen, die günſtigſte Stimmung im Publikum zu erhalten.

Aber ſchon der 16. März brachte neue Unruhen in München. Das Gerücht, die des Landes verwieſene Gräfin ſei nach der Reſidenz zurückgekehrt, verurſachte einen Volksauflauf. Das Polizeigebäude wurde geſtürmt und demolirt. Die Thatſache, daß dabei in den Wachſtuben Feuer gelegt wurde, liefert den Beweis, daß nicht nur „ſittlich Entrüſtete" ſich das Rendezvous gegeben. Der Aufſtand rief denn auch paniſchen Schrecken wach. Am folgenden Tage ward ein königlicher Erlaß veröffentlicht, daß die Gräfin Landsfeld aufgehört habe, das bayeriſche Indigenat zu beſitzen, und daran reihte ſich eine Inſtruction der Miniſter Thon-Dittmer und Beisler für die Behörden, die Gräfin, falls ſie ſich auf bayeriſchem Boden betreten ließe, verhaften und auf die nächſte Feſtung bringen zu laſſen. Da die auf ſolche Weiſe Verfolgte weder ein Verbrechen noch ein Vergehen begangen hatte, auch keinerlei Unterſuchung eingeleitet war, mußten die dem Volkswillen allzu gefügigen Miniſter die Erfahrung machen, daß von den Gerichten die verfügte Maßregel als ungeſetzlich bezeichnet wurde.

Daß Ludwig ſelbſt ſich nicht zum Anwalt der Gräfin machte, hatte ſeinen Grund in der Einſicht, die er ſeit ihrer Entfernung in ihren wahren Charakter gewann. Jeder Tag hatte ihm, ſeitdem Rückſicht und Klugheit nicht mehr Schweigen geboten, Enthüllungen,

unwiderlegliche Beweise ihrer Treulosigkeit und Selbstüberhebung gebracht. Aber die Schonungslosigkeit, womit man gerade jetzt ihm die Verblendung nachwies, war ein neuer Stachel in seine Brust.

Am 18. März, an eben dem Tage, da die Ernennung des Appellgerichtsraths Heintz und des Advokaten Kirchgeßner zu Präsidenten der Abgeordnetenkammer als neue Bürgschaft genommen wurde, daß der Monarch der neu einberufenen Kammer vertrauensvoll entgegenkomme und die Regierung ihre Stütze in der freisinnigen Majorität suchen wolle, tauchte andrerseits das Gerücht der Abdankung des Königs auf, und zwar hieß es, eine Palastrevolution habe ihn zu diesem Schritte gezwungen, weil die Proklamation vom 6. März in den konservativen Hofkreisen mißliebig sei.

Diese Nachricht rief plötzlich die alte Liebe für den Monarchen wach, dessen Leben bisher eine fortgesetzte Arbeit für das großartige Gedeihen München's gewesen. Die Landwehr und die Freikorps sammelten sich in ihren Lokalen, sie erklärten, zum Schutze des Königs wie ein Mann bereit zu stehen und ließen den angeblich Gefährdeten ihrer Treue versichern. Auch der Reichsrath sandte eine Ergebenheitsadresse.

Jedoch erst am 19. März Mittags erklärte Ludwig im rasch berufenen Familienrath wirklich den Entschluß, mit dem er sich schon seit längerer Zeit getragen hatte: die Krone zu Gunsten seines Erstgeborenen niederzulegen und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Kurz vorher noch hatte er mit Thon-Dittmer, wie gewöhnlich, gearbeitet und sogar mehrere Audienzen ertheilt, ohne dabei Aufregung oder Gemüthserschütterung zu verrathen. Auch noch am folgenden Tage bestürmten der Kronprinz sowohl wie die übrigen Familienglieder den König, von seinem Vorhaben abzustehen, doch vergeblich. Um 6 Uhr Abends unterzeichnete er die Verzichturkunde.

Noch am nämlichen Abend zeigte ein Adjutant dem Studentenfreikorps die Abdankung an. Rasch verbreitete sich die Kunde durch die ganze Stadt. Da die Ansicht sich erhalten hatte, der Entschluß des Monarchen sei kein freiwilliger, sondern durch wer weiß welche Vorspiegelungen und Intriguen herbeigeführt, versammelte sich um Mitternacht eine zahlreiche Menge vor dem Rathhaus. Man gab

ſich das Wort, für den König einzuſtehen, falls er ſelbſt den Wunſch um Hilfe äußern würde.

Der Morgen des nächſten Tages brachte Gewißheit, ein Abſchiedswort Ludwigs an ſein Volk: „Bayern, eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als die in der Verfaßungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun im 23. Jahre geherrſcht. Ich lege die Krone nieder zu Gunſten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfaßung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freiſtaats Beamter geweſen, ging ich mit dem Staatsgut, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen ſehen. Und nun meinen tiefgefühlten Dank Allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgeſtiegen, ſchlägt glühend mein Herz für Bayern, für Teutſchland!"

Eine Bürgerdeputation erhielt aus ſeinem Mund die Zuſicherung, daß keinerlei fremder Einfluß auf ſeinen Entſchluß gewirkt habe. Auch aus den umliegenden Ortſchaften kamen Deputationen, die nöthigen Falles dem Könige Schutz gegen die Münchener anbieten ſollten. „Alles zeigte", ſagt ein Hiſtoriker, der die Regierung Ludwig's ſtreng beurtheilt, Zimmermann, „daß die Anhänglichkeit an König Ludwig im Volke Wurzel hatte. Viel that die Macht der Gewohnheit, Viel aber auch die Perſönlichkeit Ludwigs. So ſehr auch Manches an ihm oft verletzt hatte, beſonders ſeine Hartnäckigkeit, ſein Eigenſinn: ſo ſtand er doch vor den Augen ſeines Volkes in einem eigenthümlich günſtigen Licht, durch den poetiſchen Schein, der ſeine Perſon umgab, durch ſeinen Sinn für alles Schöne, durch ſeine jugendliche Friſche und Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes, durch einen gewiſſen Schwung ſeines ganzen Weſens."

Am 21. März beſchwor Maximilian die Verfaſſung und Tags darauf trat er zum Erſtenmal vor die Stände des Reichs. Sein erſtes Königswort war herzlicher Dank für den Vater: „Großes hat er in ſeiner dreiundzwanzigjährigen Regierung vollbracht. Nicht blos in Stein und Erz, auch in unſeren Herzen wird dankbar deſſen Gedächtniß fortleben."

Römiſche Tage.

Die begeiſterte Liebe zur ewigen Stadt, die den Jüngling ſeit der erſten Romfahrt erfüllte, drängte auch den Mann, den Greis immer wieder, jene ehrwürdige Stätte aufzuſuchen.

„Zieheſt mich heimatlich an, feſſelſt mich ewig an Dich!“

Schon während ſeiner Regierung konnte er ſich den Genuß eines wiederholten Beſuches nicht verſagen. „Mich zu erholen“, ſchreibt er (20. Februar 1829) von Rom aus an Heydeck, „bin ich ſeit einigen Tagen hier, der ich zuweilen meine Ketten ablege und lebe.“ Seitdem er vom Thron herabgeſtiegen war, ſuchte er faſt jedes Jahr ſein römiſches Beſitzthum, die Villa Malta, auf. Unter Italiens ſonnigem Himmel lebte er neu auf, nicht minder wie das milde Klima trug die heitere Sorgloſigkeit und Ungebundenheit, die ihm hier vergönnt war, dazu bei, ſeine Geſundheit zu kräftigen. „Es iſt wahre Lebensluſt, die man hier athmet“, ſchreibt er an Schenk (18. April 1838) von der Inſel Iſchia aus, „ja! hier lebt man, Freund ſind ſich Natur und Menſch unter dem ſüdlichen Himmel, ſie ſind vereint feindlich getrennt aber den bey weitem größten Theil des Jahres bey uns“. Selbſt in der Heimat wollte er nicht die Erinnerung an ſein geliebtes Italien miſſen. Ein Gemach neben ſeinem Wohnzimmer enthielt nur Gemälde von Catel, Rottmann, Bürkel u. A., welche anmuthige Gegenden oder Scenen aus dem fröhlichen Volkstreiben Italiens darſtellten.

Nur wenige Vertraute pflegten ihn zu begleiten. Graf Karl Seinsheim, Graf Pocci, ein Adjutant, ein Sekretär, ein Leibarzt und einer der beſonders bevorzugten Künſtler, Dillis oder Gärtner oder Heinrich Heß, bildeten gewöhnlich ſein kleines Gefolge. Einer ſeiner Sekretäre, Fahrmbacher, zeichnete Erinnerungen von den Reiſen, die er in des Königs Begleitung machte, auf; ſeine Mittheilungen liegen vornehmlich unſerer Darſtellung zu Grunde.

In Innsbruck wurde gewöhnlich zuerſt Halt gemacht. Der König wohnte dort in einem beſcheidenen Gaſthauſe, deſſen Eigenthümer zur Zeit des Tiroler Aufſtandes gefährdete bayeriſche Soldaten verſteckt und dadurch gerettet hatte. Venedig, Verona, Padua wurden abwechſelnd beſucht. Längeren Aufenthalt pflegte dann der König im ſchönen Florenz zu nehmen, wo ja Donatelli's, Brunelleschi's, Michelangelo's Meiſterwerke immer wieder zu neuer Betrachtung und Bewunderung anregten.

In den erſten Jahren nach ſeiner Thronbeſteigung weilte der König wiederholt einige Wochen auf der Villa Colombella bei Perugia, wo ihm der Gatte ſeiner geiſtvollen Freundin, Marqueſe Florenzi, gaſtliches Aſyl bot. Von dieſem myrthenumſchatteten Landhauſe aus wurden dann Ausflüge nach dem ehrwürdigen Perugia oder nach der romantiſchen Einſiedelei auf dem Monte Corona oder nach Aſſiſi unternommen. Sonntags kamen der Biſchof von Perugia und andere Notabeln der Stadt, hieher kamen auch Klenze, Schwanthaler, Eberhard und andere Künſtler, die auf der Reiſe nach Rom begriffen waren. Es waren fröhliche Tage, Nichts erinnerte an die Etiquette eines Hofes. Der König war ein eifriger Spaziergänger. Wenn ſich Morgens ſeine Begleiter erhoben, kehrte er ſchon von einem Spaziergang in der Morgenkühle zurück. Bei der Tafel ſetzten ſich Alle, wie es eben kam, zu Tiſche. Der König war ein Freund des Riſotto, gute Fiſche lieferte der nahe Traſimener See, ſelbſtgezogene Weine die umliegenden Rebenhügel. Nur die Ankunft des Kuriers aus München brachte von Zeit zu Zeit ein lärmendes Intermezzo in die ſtille Zurückgezogenheit. Der König war ſelbſt immer der Erſte, der die Treppen herabſprang und mit beiden Armen die Briefe in Empfang nahm, die ihn über das Wohlbefinden der Sei-

nigen beruhigten und von den Vorkommniſſen in der Heimat in Kenntniß ſetzten.

Der Hauptmagnet blieb aber Rom.

„Hin zu den wellenförmigen Bergen in bläulicher Ferne
Zieht es die Seele, es liegt dorten das ewige Rom!
Aber das Rom, das mich Staunenden faßte, mein Weſen erfüllte,
Als ich's zum Erſtenmal ſah, dieſes mein Rom, es verſchwand,
Iſt verſunken in die Vergangenheit, wie meine Jugend ....."

Zog aber auch nicht mehr die glühende Phantaſie der Jugend ihren reizenden Duft über Leben und Treiben der Weltſtadt, das Schatzgewölbe der Vorzeit bot doch immer neues Intereſſe.

Durch Wagner wurde ein anſpruchsloſes Haus auf dem Monte Pincio, die ſogenannte Villa Malta, für den König erworben, der ſich nicht wenig darauf zu Gut that, durch dieſen Beſitz civis romanus geworden zu ſein.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet ....

Es iſt ein liebliches, heimliches Plätzchen, der Giardino di Malta, eine deutſchromantiſche Einſiedelei mitten im geräuſchvollen Gewühl des ſtädtiſchen Lebens. Von dem Thürmchen der Villa bietet ſich die entzückendſte Fernſicht über die Kuppeln und Giebel Roms hinweg bis an das Meer, deſſen Schimmer an hellen Tagen herüberleuchtet. Geſchmackvolle Ausmalung der Gemächer iſt ihr einziger Prunk, die Geräthe ſind mehr als einfach. König Max ließ einmal, um den Vater zu überraſchen, eine prächtige Einrichtung in die Villa ſchaffen. Ludwig kam nach Rom — und am zweiten Tage war wieder der alte Hausrath in ſeine Rechte eingeſetzt. Auch im umfangreichen Garten durften keine Aenderungen vorgenommen werden, Blumen und Sträucher wuchſen in ſchrankenloſer Freiheit auf, hier wuchert Schilf aus einem waſſerloſen Marmorbrunnen, dort wächſt eine Aloe auf halbzerbröckeltem korinthiſchem Kapitäl, inmitten ragt eine ſtolze Palme, welche der König ſelbſt aus dem Orient mitbrachte und hieher verpflanzte, eine der ſchönſten in der Tiberſtadt. Im Erdgeſchoß, das von den Akazien des Gartens freundlich beſchattet wird, wurden Ateliers für Wagner und andere Künſtler eingerichtet.

Ludwig ernannte 1840 Wagner zum Dank für ſeine treuen Dienſte zum Konſervator aller Kunſtſammlungen in Bayern. Da

aber der Künſtler ſich durch dieſe Stellung gezwungen ſah, in München Aufenthalt zu nehmen und ſein geliebtes Rom zu verlaſſen, war er über die Ehrenbezeugung ſeines Königs ganz untröſtlich. Er glaubte jedoch, den König durch eine Weigerung zu kränken, und wandte ſich deshalb an Staatsrath Maurer um Rath. Maurer legte dem König offen den Sachverhalt dar und die offizielle Ernennung unterblieb. Als Wagner bald darauf zum Könige gerufen wurde, folgte er nicht ohne Beſorgniß dieſer Einladung, der König aber ſchüttelte ihm die Hand und rief lachend: „Begreife es, begreife es! Sind lieber in Rom! Hätt' es an Ihrer Stelle ebenſo gemacht!" Wagner war eben eine echte Künſtlernatur, der jede „Stellung" an und für ſich ſchon läſtig war. „Es thut mir unendlich leid", ſchrieb er einmal an General Heydeck (6. Aug. 1836), „daß vielleicht Ihre Verhältniſſe es nicht erlauben, in Rom unter den Künſtlern zu leben, wohin Sie eigentlich gehören. Wo lebt ein Künſtler behaglicher und ſchöner als hier, umgeben von den Künſtlern aller Nationen, in dem Einzigen Rom, wo, ich möchte ſagen, jeder Stein einen zu neuen Gedanken und Bildern inſpirirt, fern von allen Hofintriguen und allem kleinſtädtiſchen conventionellen Weſen und Treiben."

Dieſes freie Künſtlerleben in Rom hatte keinen wärmeren Freund als den König ſelbſt. Im Giardino di Malta gingen Maler und Bildhauer ein und aus wie zu Hauſe und kamen nur noch zahlreicher, wenn der König ſelbſt ſeine ſchmuckloſen Zimmerchen bezogen hatte. Es war ein förmlicher Künſtlerhof dort aufgeſchlagen.

In den Morgenſtunden, die der Arbeit gehörten, blieb Ludwig mit ſeinem Sekretär allein. „Er war dabei in heiterſter Stimmung und konnte ſich freuen, wenn bei reiner Luft die anſtrengende Arbeit ihm keinerlei Beſchwerde gab. Manchmal ſagte er: „Arbeit iſt für mich Genuß". Nach der Tafel aber pflegte er nicht mehr im Kabinet zu arbeiten." Zur Tafel waren täglich ein Paar Künſtler geladen und auch Abends gab es kleine Geſellſchaften in der Lorbeerlaube des Gartens. Thorwaldſen, Reinhard, Koch, Riedel, Wittmer waren tägliche Gäſte. Da wurde geſungen und getrunken und der König, der ſelbſt immer mäßig blieb, ſah es um ſo lieber, wenn ſeine Gäſte dem Saft von Velletri wacker zuſprachen. Wenn ſich der König entfernte, wurde das Gelage oft recht toll, ohne daß er ſich je über die

Störung beklagte, er konnte recht herzlich lachen, wenn ihm anderen Tags bei der Tafel erzählt wurde, daß einer der ehrwürdigen Kunſtveteranen die bacchiſchen Freuden beſonders lebhaft genoſſen habe. Zur Benutzung für die deutſchen Künſtler in Rom ſtiftete er auch eine kleine Bibliothek; er beſtimmte dafür die Klaſſiker, einige hiſtoriſche Werke, auch eine Heiligengeſchichte („aber keine der ſüßlich ſentimentalen, wie ſie jetzt geſchrieben werden", ſchrieb er [1834, 31. Aug.] an ſeinen Sekretär), und die bekannteſten kunſthiſtoriſchen Schriften.

Ludwig war mehr als ein Gönner, er war ein Freund der römiſchen Künſtler. Als die Bilder des alternden Koch, eines Jugendfreunds Schiller's von der Karlsſchule, keine Käufer mehr fanden, wies ihm der König einen Ehrenſold an, ebenſo dem Maler Reinhard. Nie verließ er Rom, ohne aus den Studio's Riedel's, Dorner's, Wittmer's, Frey's u. A. einige treffliche Gemälde erworben zu haben. Wenn während ſeiner Abweſenheit ein beliebtes Mitglied der Künſtlergenoſſenſchaft geſtorben war, — und er ſah ja faſt alle Bekannte ſeiner Jugendzeit vor ſich in das Grab gehen — ſo beſuchte er ſofort nach ſeiner Wiederkehr das Grab des geſchiedenen Freundes.

In der Stadt, wo die Hofhaltung des Pabſtes und der Kardinäle den größten Pomp entfaltete, wandelte der König von Bayern täglich wie ein Privatmann zu Fuß durch die Straßen, verweilte Stundenlang in den Muſeen und in der Bibliothek, ſuchte den einen Tag das fröhliche Treiben in einer Oſteria auf und am nächſten die majeſtätiſchen Ruinen der alten Roma....

„Stumm nur ſtehet ihr da für die Menge, jedoch den Geweihten
Redet ihr laut, ſo daß Alles darüber verſtummt!"

Der Rè amante delle belle arti genoß einer großen Popularität. Als er 1842 das Collegio di Propaganda Fide beſuchte, wurde in der Polyglottendruckerei raſch folgendes Gedicht gedruckt und ihm überreicht:

„Du kamſt kein Fremdling zu St. Peter's Dom,
Dich grüßt als ſeinen Sohn das alte Rom;
Du liebſt Italiens Himmel, blau und tief,
Wohin den Jüngling ſchon die Sehnſucht rief;
Du haſt als König ſeinen Glanz beſungen
In Liedern, die dem Herzen tief entſprungen.

Und was von ſeinem Lichte mild durchglüht
An Himmelsblumen ſeiner Flur erblüht,

Verpflanztest Du mit königlicher Hand
Hinüber in Dein nordiſch Vaterland,
Und ließest Werke dort verjüngt geſchehen,
Die ſtaunend einſt Italien geſehen!"

Die Vorliebe des Königs für Rom gab Anlaß zu manchen Befürchtungen. Wie unbegründet ſie waren, erhellt z. B. aus einigen Briefen an Schenk. „Leider ſind nicht wenige junge Bayern im Collegium germanicum", ſchreibt er (10. März 1829) von Rom aus, „leider, denn Jeſuiten ſind ihre Lehrer, außerdem wäre wünſchenswerth, daß in Rom erzogen würden. Denken Sie nach, ob und welche rechtmäßige Mittel mir zu Gebothe ſtehen, ſolches zu hindern, worüber, giebt es deren, ein Antrag an mich zu machen ſeyn dürfte." „Was doch das Journal Catholique Einen belehrt!" ſchreibt er ein andermal (15. Auguſt 1829) „„que le clerge est en souffrance en Bavière"", davon hatte ich wirklich nichts gemerkt. Wohl nur darum iſt er's, weil ich keine Jeſuiten berufen, keine Congregation will herrſchen laßen!" An denſelben (22. Auguſt 1829): „Würde ich das an den jetzigen Papſt gerichtete, bei ſeiner Erwählung verfaßte Diſtichon in meine dermalige Auflage aufnehmen, ſo könnte es Manchem ſcheinen, als wäre ich mit den ſo viel Aufſehen machenden Inquiſitionsbullen, dieſen aufgewärmten, einverſtanden, darum iſt dies gedachte an Pius VIII. wegzulaßen!" —

Namentlich liebte der König, wie Auguſt Riedel dem Verfaſſer erzählte, ein Plätzchen eine halbe Stunde von der Porta del popolo entfernt, wo hart an der Tiber ein Sauerbrunnen aus der Erde quillt und wo ſich die wundervollſte Ausſicht auf die von der Tiber in vielen Krümmungen durchzogene Campagna und auf das Sabinergebirge und den frei ragenden Monte Sorakte bietet. Dort ſteht in Marmor eingegraben die deutſche Inſchrift: „Ludwig, Bayerns Kronprinz, ließ dieſe Bänke und Bäume 1821 ſetzen." Die Platanen und Ulmen ſind ſeitdem zu prächtiger Höhe gediehen und bieten täglich vielen römiſchen Familien Schatten, die hier ihren ſaueren Brunnen tranken. Auch ſonſt erinnern manche Denkmale Rom's an ſeinen königlichen Bürger. Ernſt Förſter äußerte einmal gegen ihn, es wäre wünſchenswerth, daß die ſogenannte Goethekneipe am Theater des Marcellus, wo der Dichter den Stoff zu ſeiner ſchalkhaften 15. römiſchen Elegie fand, ein monumentales Erinnerungszeichen erhalte.

Ludwig ſah gewiſſenhaft ſelbſt in Goethe's Italieniſcher Reiſe nach und ließ dann eine entſprechende Gedächtnißtafel anbringen. Durch den Bildhauer Wolf ließ er 1857 eine koloſſale Marmorbüſte Winkelmann's anfertigen, die in der Villa Albani aufgeſtellt wurde. Die Enthüllung fand in feſtlicher Weiſe in ſeiner Gegenwart ſtatt; es betheiligten ſich wohl hundert Künſtler und Kunſtfreunde. Der König ſelbſt ſprach zuerſt einige Worte: „Was Winkelmann geleiſtet, ſchildern zu wollen, wäre überflüſſig. Sein Wirken iſt bekannt. Haben Spätere gleich die Wiſſenſchaft der Kunſt, welcher er ſein Leben geweiht, ausgebildet, bleibt ihm doch das große Verdienſt, den Grund dazu gelegt zu haben. Keine Stelle dürfte aber ſeinem Denkmal ſich beſſer eignen, wie dieſe Villa, wo er ſo gerne verweilt, er, der von Rom aus die Welt belehrte!" Nachdem auch von Anderen die Bedeutung des Moments hervorgehoben war, pflanzte Ludwig hinter dem Monumente einen Lorbeerbaum, deſſen Zweige es einſt umſchatten ſollen. Auch eine Büſte Thorwaldſen's wurde auf Ludwig's Befehl vor dem Palazzo Tomati aufgeſtellt, wo der große Künſtler einſt gewohnt hatte.

Große Aufmerkſamkeit wendete der König den Ausgrabungsarbeiten zu, für deren Förderung er auch beträchtliche Summen beiſteuerte. So oft er nach Rom kam, ſuchte er die Katakomben, die Via Appia und andere Stätten auf, wo eben gegraben wurde. Der päpſtliche Kommiſſär Visconti war dabei ſein Cicerone. Als dieſer einmal bei der Rückkehr von Oſtia, erzählt Schönchen in einer biographiſchen Skizze über König Ludwig, bei dem Einſteigen in den Wagen nicht die rechte Seite einnehmen wollte, nöthigte ihn der König dazu mit den Worten: „Mein lieber Großkommandeur, mein Vater ſagte mir immer: Wenn du dich bei einem Manne von Talent befindeſt, ſo erinnere dich, daß du ihn nicht genug ehren kannſt!"

Was er Neues und Schönes in Rom ſah, gab reichen Stoff zu Briefen an die Künſtler der Heimat. So ſchreibt er z. B. (1. Okt. 1862) an Klenze: „In Rom giebt's immer Neues, entdecktes Alte oder hervorgebrachtes Neue. Das in der vormaligen Villa Negroni unterhalb S. Maria Maggiore bey Grabung für die Eiſenbahn zu Tag geförderte antike Gebäude, für ein Nymphäum gehalten, ſcheint mir ein Baad geweſen zu ſeyn. Die auf rothen Grund gemalten

weiblichen Geſtalten ſind kunſtlos. Intereſſant iſt die unter der Kirche S. Clemente entdeckte Kirche, deren Säulen noch ſtehen. Mit ihrer Ausräumung kann nur langſam fortgefahren werden, weil immer Mauern dabey zu errichten, damit die obere Kirche nicht einſtürze. Bereits vor fünf Jahren ſah ich den Niſchen, in denen Laokoon, der Apoll von Belvedere ꝛc. ſtehen, rothe Farbe gegeben, welche ſie ſehr vortheilhaft hervorheben. Nun fand ich einem Theil der Wände dieſes Muſeums dieſe Farbe gegeben; alle, inſofern ſie nicht marmorne, ſollen ſie bekommen. Die an die raphaeliſchen gränzenden Loggien ſind hergeſtellt, daß ſie wie neu erſcheinen. Eine große Stanze, nahe der von Raphael herrliche Fresken enthaltenden, iſt im Malen begriffen, in Beziehung der Verkündigung der unbefleckten Empfängniß Mariä. Poverti iſt damit beauftragt. Der Papſt iſt ein großer Kunſtfreund. Vom Könige von Neapel gegen eine dem Marchese Selo auf 90 Jahre verliehene Rente wird Farneſina von dieſem im Styl cinque cento's hergeſtellt. Mit Vergnügen unſers im Jahr 1824 gemeinſchaftlichen Aufenthalts in dem leider immer mehr und mehr moderniſirt werdenden, dennoch ewig einzigen Rom erinnert ſich Ludwig". „Wie man nicht bauen ſoll", ſchreibt er (27. Mai 1844) an Gärtner, „zeigen Rom's und Florenz' neue Gebäude".

Die dankbaren Künſtler ließen ihren Mäcen nie aus Rom ziehen, ohne ihm zu Ehren eines ihrer Feſte zu veranſtalten, die nur an den Münchener Künſtlerfeſten ihres Gleichen hatten. Beſonders ein Feſt im Jahr 1855 rührte den Gefeierten tief, ein Erinnerungsfeſt, denn vor 50 Jahren hatte der damalige Kurprinz zum Erſtenmal die ewige Stadt betreten. Wie vor 50 Jahren, ſo war auch diesmal wieder Graf Karl Seinsheim ſein Begleiter. Das Feſtmahl wurde im Gartenpavillon der Villa Albani abgehalten. Da ſaß der König unter ſechzig Künſtlern aller Nationen. Auf ihn brachte Cornelius den erſten Trinkſpruch: „Es iſt ein halbes Jahrhundert, daß der erhabene Gaſt, den wir heute das Glück haben in unſerer Mitte zu ſehen, um ihm unſre Huldigung darbringen zu dürfen, — es iſt ein halbes Jahrhundert, daß er, ein königlicher Jüngling, die ewige Stadt betrat, angethan mit den herrlichſten Gaben der Natur, mit einem ſchöpferiſchen Geiſt, ein geborener Herrſcher! Die mächtigen Eindrücke, die Italien, die Rom auf ihn machte, weit entfernt, ſich in ſchwel-

geriſchen, geiſtigen Ueberſchwänglichkeiten und Genüſſen zu verlieren, erzeugten unerſchütterliche Entſchlüſſe, und dieſen folgte raſch die That. Der hohe Gaſt erkannte, welche unermeßliche Bedeutung die Kunſt auf die Culturentwicklung der Völker habe. Sie ſoll nicht blos ein Konfekt für die Tafeln der Großen und Reichen, ſie ſoll eine kraftvolle Speiſe für Alle ſein; eine zweite Natur gleichſam, ſoll ſie, wie die Sonne, ihren Glanz über Große und Kleine, über Reiche und Arme verbreiten. Die Poeſie hatte durch Goethe und Schiller ihren höchſten Glanzpunkt erreicht, für Wiſſenſchaften war in allen Theilen des Vaterlandes reichlich geſorgt und die Reſultate unermeßlich. Alſo keine Ilias post Homerum. Sein ſchöpferiſcher Geiſt wandte ſich entſchieden der Kunſt zu und ein neuer Morgen brach für ſie am vaterländiſchen Himmel an!... Als aber König Ludwig den Thron beſtieg, da ging's erſt los! Hei, wie wurde da gemeißelt, gebaut, gezeichnet und gemalt! Mit welcher Luſt, mit welcher Heiterkeit ging da Jeder ans Werk! Aber es war eine ernſte Heiterkeit, es war nicht ſo, wie Wilhelm Kaulbach es darzuſtellen beliebte, auch war München damals kein Treibhaus der Kunſt, wie Wilhelm Schadow im modernen, ja wohl modernen! Vaſari ſich ausdrückt: es war eine geſunde, lebenskräftige Wärme, erzeugt durch die hell auflodernde Flamme der Begeiſterung, wovon jene Werke mit allen ihren Mängeln das Zeichen an ihrer Stirne tragen. Jene Männer, die dort in brüderlicher Eintracht wirkten, ſie wußten, worum es ſich handelte, ſie wußten, daß ſie vor dem Richterſtuhl der Nachwelt und vor dem der deutſchen Nation ſtanden. Es galt hier, daß der deutſche Genius ſich auch in der Kunſt eine Bahn brach, wie er es in der Poeſie, Muſik und in der Wiſſenſchaft ſo glorreich gethan hatte. Es galt hier endlich den hohen Abſichten unſeres erhabenen königlichen Herrn und Beſchützers würdig zu entſprechen. Inwiefern dies nun gelungen, mag Welt und Nachwelt entſcheiden; wie weit auch jene Werke hinter dem Maßſtabe liegen, den dieſe Männer ſich ſelber angelegt und hier im ewigen Rom geholt hatten, ſie können getroſt die Hand auf die Bruſt legen und ſich ſagen: wir haben einen guten Kampf gekämpft, wir hinterlaſſen dem Vaterlande eine beſſere Kunſt, als wir vorfanden, und daß König Ludwig mit ſeinen ihm in freudigem Gehorſam treu zur Seite geſtandenen Künſtlern unſerer

Zeit gezeigt hat, daß ſie nicht blos eine zerſtörende, ſondern auch eine lebendig ſchaffende ſein kann. Wenn die Phantasmagorien moderner Oſtentation und Geiſtesleere längſt von der Erde verſchwunden und vergeſſen ſein werden, dann werden die Schöpfungen König Ludwig's noch lange die Gemüther und Seelen der Menſchen erquicken, erfreuen und erheben, ihn von Geſchlecht zu Geſchlecht als ihren Wohlthäter ſegnen, denn der Menſch lebt ja nicht allein vom Brod! Aber auch wir, die wir das Glück haben, in feierlich ſchöner Stunde mit ihm vereint ſein zu dürfen, auch wir ſegnen ihn tauſendmal!" .... Als die Verſammlung in jubelnden Beifall ausbrach, ergriff der König das Glas und ſprach: „Ich trinke auf das Andenken Winkelmann's!"

Von Rom aus machte Ludwig kleinere und größere Ausflüge. 1829 verweilte er mehrere Tage in Pompeji und erhielt einige eben ausgegrabene Antiken zum Geſchenke. Ein werthvolleres Geſchenk erbat er ſich von ſeinem königlichen Vetter in Neapel, die Freilaſſung von zwölf wegen Deſertion gefangen gehaltenen Bayern. Auch noch im Jahr 1867 widmete er zwei Tage dem Beſuche Pompeji's, in deſſen Tempeln und Theatern und Thermen er rüſtig umherwanderte. „Hier in der antiken Welt bin ich jung und ſpüre nichts von meinen Jahren!" erwiderte er den um ſeine Geſundheit beſorgten Begleitern. Im Jahr 1832 beſuchte er Platen in Neapel und genoß mit ihm das furchtbar ſchöne Schauſpiel einer Eruption des Veſuv. Er bot dem Dichter einen Platz in ſeinem Wagen zur Heimreiſe an, was dieſer jedoch ablehnte. Auch Bajä, Sorrento, Palermo, Meſſina, Segeſtä wurden beſucht; längeren Aufenthalt nahm der König aus Geſundheitsrückſichten wiederholt auf der Inſel Ischia.

Wenn er von Rom Abſchied nahm, pflegte er zu Wagner, Schöpf und Anderen, die ihm das Geleit gaben, zu ſagen: „Ihr habt's gut, Ihr könnt immer in Rom bleiben!" Das Jahr 1867 ſah ihn zum Letztenmal in dieſer Stadt. Er lebte diesmal ſtiller und zurückgezogener als ſonſt in ſeiner Villa. Am letzten Nachmittag vor der Abreiſe beſuchte er noch einmal das Vatikaniſche Muſeum. „Wahrhaft rührend war es mir da", ſchrieb ein in Rom weilender Künſtler, O. Donner, an den Verfaſſer, „zu ſehen, wie er an dieſem Tage von allen Kunſtwerken, alten Freunden und guten Genien ſeiner Jugend

förmlich Abſchied nahm. Dabei kam aber doch eine ergötzliche, ihn ſehr charakteriſirende Scene vor. Ich befand mich im braccio nuovo und außer mir nur noch der Wache habende Schweizer und eine Engländerin, die vor einer Statue ſtehend eifrig in ihrem Reiſehandbuch las, ohne nur die Statue zu betrachten. Da ſah ich König Ludwig am Eingang des Saales erſcheinen und bemerkte ſogleich, daß ſein ganzes Geſicht von ſarkaſtiſcher Heiterkeit durchzuckt war und daß er ſich rechts und links umſah, ob er nicht Jemand zum Vertrauten ſeiner Gedanken machen könne. Um zu beobachten, wo hinaus er wolle, trat ich hinter die Statue des Nils und ſo blieb nur noch der Schweizer übrig, auf den ich denn den König auch alsbald zugehen ſah, im ganzen Geſichte lachend. Indem er auf die Engländerin deutete, rief er: „Die haben auch nicht die Augen zum Sehen!“ und wandte ſich dann gleichſam mit erleichtertem Herzen wieder zur Betrachtung ſeiner alten Bekannten, von denen er Abſchied zu nehmen gekommen war.“

Das römiſche Volk knüpft an die Fontana Trevi die Sage, wer von ihrem Waſſer trinke, werde immer wieder von unwiderſtehlicher Sehnſucht nach Rom zurückgezogen werden. Ludwig verließ nie die Stadt, ohne daraus zu trinken und ſeinen Künſtlern dabei ein fröhliches „Auf Wiederſehen!“ zuzurufen. Als er im Mai 1867 vor der Abreiſe aus der Quelle trank, weinte er heftig und ſchied ſchweigend von ſeinen Begleitern.

Die Malerei in München. Neue Pinakothek.

Selbst Goethe, der den Kunstunternehmungen Ludwig's so großes Wohlwollen entgegentrug, konnte, wie wir gezeigt, die Furcht nicht bannen, dem Könige werde es ergehen, wie den mittelalterlichen Bauherren, die selten über verdienstvolle Anfänge hinauskamen. Das „zu viel" und das „zu rasch" erschreckten ihn. Aber alle diese Besorgnisse erwiesen sich als grundlos. Die Neigung, die Begeisterung des Königs für die Kunst blieben wach bis zu seinem Lebensende und durch einen geregelten, wenig kostspieligen Haushalt wußte er sich fort und fort die Mittel zu neuen, großartigen Werken zu sichern. „Ich hoffe", schreibt er an Schenk (11. Juli 1829), da es sich um Beschleunigung des Gusses der Dürerstatue handelt, „man soll nie von mir sagen können, ich hätte einen Grundstein gelegt, auf dem kein Gebäude errichtet wurde!" Und er erreichte dieses Ziel, alle seine größeren Kunstunternehmungen waren vor seinem Lebensende vollendet.

Der Anstoß von Oben war gegeben, der weitere Fortschwung war Sache der Künstler und diese erfaßten ihre Aufgabe mit Ernst und bewundernswerthem Eifer. Wie sich allmälig auch das Interesse der anfänglich indifferenten Privaten steigerte, zeigen unter Anderem die Annalen des Münchner Kunstvereins, dessen Mitgliederzahl während Ludwig's Lebzeiten von 272 bis auf nahezu 4000 anwuchs. Der hiedurch gewonnene Einfluß auf das Gedeihen der Kunst liegt auf der Hand, denn abgesehen von der Verwendung reichlicher Privatmittel zur Erwerbung von Kunstwerken boten die

permanenten Ausstellungen den Künstlern fort und fort lebendige Anregung und beförderten andrerseits ebensowohl den künstlerischen Sinn, als den Geschmack und das Verständniß im Laienkreise. Die großartigen Schöpfungen und Sammlungen des Königs zogen auch zahlreiche Fremde in die Stadt am Fuße der Alpen, so daß ihre Umwandlung zum Kunstmarkt langsam, aber stetig voranschritt. So wurde glücklich erreicht, daß Ludwig am Abende seines Lebens sein München, dessen Kunst Vischer noch 1844 als „eine exotische Pflanze für einige lorgnettirende Kenner" bezeichnete, unangefochten die erste Kunststadt Deutschlands nennen konnte.

Im Gegensatz zu den berufenen Gelehrten bürgerten sich die Künstler rasch in München ein; die etwas schwerfällige Art der Eingeborenen erhielt durch das neu hinzugekommene Element höheren Schwung und andrerseits behagte den Musensöhnen die einfache, bequeme Sitte der neuen Landsleute. Im Todesjahr Ludwig's zählte die Künstlergenossenschaft München's 556 ausübende Künstler. Wenn man ältere Münchner Künstler von den Zeiten König Ludwig's erzählen hört, wie enthusiastisch schildern sie die Einigkeit, Geselligkeit, Fröhlichkeit der Künstlerkolonie! Die Malerkneipen München's hatten höchstens ihres Gleichen in der Michel Angelo-Kneipe in Rom und wie behaglich wußten sich die Kunstjünger auch ihr Daheim einzurichten! Alle für Kunst und Künstler bedeutsamen Ereignisse wurden durch Feste verherrlicht, bei welchen Phantasie und Humor reiche Triumphe feierten. Von bescheidenen Anfängen ausgehend gestalteten sich die Maskenfeste immer glänzender. Namentlich das Fest im Jahr 1840 gewann einen Weltruf. Es war eine Nachbildung des Festes in Nürnberg bei Gelegenheit eines Besuches des Kaiser Max I. Der Fröhlichste unter den dazu Geladenen aber war Ludwig selbst. „Ich bin kein Gast", äußerte er bei seinem Eintritt, „ich gehöre zu euch!" Treffliche Zeichnungen Neureuther's u. A. zeigen auch der späteren Generation, wie originell solcher Mummenschanz durchgeführt wurde. Und zur Sommerszeit zog die Künstlerschaar an die Ufer der bayerischen Seen oder in die Thäler des romantischen Vorgebirges. Auf der Insel Nonnenwörth im Chiemsee, zu Brannenburg und an anderen von der Touristenstraße abliegenden Punkten schlug das fröhliche Völkchen sein Sommerlager auf, war redlich bemüht,

Digitized by Google

der Natur ihre Schönheiten abzulauschen, fand aber auch Zeit zu heiteren und sinnigen Gelagen. Mit reichgefüllten Mappen kehrten sie zum Winteraufenthalt nach München zurück und konnten stets darauf zählen, daß der Fürst, der seinen Ruhm im Dienst der Musen suchte, fast für Jeden wieder ein neues Feld ehrenvoller Thätigkeit aufschließen werde.

„König Ludwig schritt auf und nieder:
Malet brav, ihr deutschen Brüder,
Greift die Kunst recht herzhaft an!"
(Corneliuslied von Brentano.)

Das Streben, durch die Kunst veredelnd auf das Volk zu wirken und dadurch ein gewisses geistiges Uebergewicht seiner Residenzstadt zu begründen, war Ursache, daß alle Unternehmungen des Königs für das öffentliche Leben bestimmt waren und vorzugsweise monumentalen Charakter hatten. Daraus ergab sich, daß zuerst und vornehmlich unter allen Kunstzweigen die Freskomalerei in München zur Blüthe gelangte.

Auch Bayern hat in ihrer Art treffliche Fresken aus dem vorigen Jahrhundert aufzuweisen, doch ist es fast ausschließlich die staunenswerthe Technik, welche diese meistens kolossalen Wandgemälde interessant macht. Die Forderung Winkelmann's, der Pinsel des Malers sei in Verstand getunkt, blieb durch jene Dekorationsmalerei, die in Schlössern und Kirchen nur der Sinnlichkeit dienstbar war, unerfüllt. Erst seitdem der deutsche Künstlergeist zu Anfang unseres Jahrhunderts aus der Sphäre solcher rein formaler Kunstthätigkeit in neue Bahnen lenkte, kam wieder, wie Schorn sagt, zum Ausdruck, was es heiße, als Künstler denken und Gedachtes lebendig darstellen.

Merkwürdiger Weise war die Technik der Freskomalerei fast gänzlich verloren gegangen und mußte erst wieder erfunden werden. Fernbach in München forschte unermüdlich nach neuen Farbebindemitteln und erfand jene Mischung, die sodann bei den meisten Fresken in München zur Anwendung kam. Auch Schlotthauer machte sich durch seine Versuche zur Wiederbelebung des pompejanischen Fresko verdient. Er und Oberbergrath Fuchs sind auch die Erfinder der Stereochromie. Ludwig bewilligte wiederholt für Verbesserungsversuche

namhafte Summen. In ſeinem Auftrag gingen auch Schlotthauer, Hiltensperger und Anſchütz nach Pompeji, um die Reſte der antiken Wandmalerei zu unterſuchen.

Da bei Fernbach's Verfahren das Auftragen der Farbe nur ſtückweiſe geſchehen konnte, ſo war Farbenharmonie des ganzen Bildes ſchwer zu erreichen. Daraus erklärt ſich großen Theils die Härte und Unwahrheit der Farbengebung bei manchen erſten Verſuchen der Wandmalerei in München. Mag aber auch, abgeſehen von techniſchen Gründen, von den „Cornelianern" allzuſehr außer Acht gelaſſen ſein, daß die Malerei zunächſt zu den Augen ſprechen müſſe, — wie großartig erſcheinen dennoch dieſe Schöpfungen in der Glyptothek, in den neuen Flügeln der Reſidenz, in der Allerheiligenkapelle, in der Loggia der Pinakothek, in der Ludwigskirche, in der Baſilika! Tiefſinn und Würde, Kraft und Majeſtät der Darſtellung laſſen wohl über einzelne Mängel hinwegſehen. „Sie haben verſtanden", ſchrieb Gérard an Cornelius, „dem Genius der Malerei ſeine erſte Jugend und ſeine erſte Friſche wieder zu erſtatten. Deutſchland wird Alles erfüllen, was das 15. und 16. Jahrhundert verſprochen hat, und dieſe Wiedererweckung wird diesmal dauernder ſein, da ſie auf das Studium der Wahrheit ſich gründet, weil ſie ganz im Einklang mit der Sitte, dem Geiſt, der Literatur unſerer Epoche ſteht!" Freilich urtheilten nicht alle Vertreter der Kunſt Frankreichs ſo anerkennend. „Cornelius iſt ſchon ein Mann von Muth", äußerte Delacroix, „er hat den Muth, große Fehler zu begehen, wenn die Energie des Ausdrucks ſie fordert!" Ingres urtheilte über den Kunſtrecken: „Der arme Mann krankt an Michel Angelo!" Es war eben deutſche Kunſt, die ſich an die Löſung der höchſten Aufgaben wagte, das Gefällige und Sinnliche verſchmähte und gleich der bildenden Kunſt der Antike Verſtändniß für Größe der Einfachheit verlangt.

Und ebenſo groß dachten und malten Heinrich Heß und Schnorr und eine würdige Auffaſſung und ſtylvolle Kompoſition iſt das Gemeingut ihrer ganzen Schule. Freilich tritt bei den Schülern auch die Schwäche der Meiſter deutlicher hervor.

Den Künſtlern blieb bei dieſen Werken die Freiheit der Bearbeitung des Stoffes unverkümmert, ſie wurden nur hingewieſen auf eine reiche Mannigfaltigkeit erhabener und lieblicher Geſtalten, wie ſie die geiſt-

lichen und weltlichen Dichtungen der Vorzeit überliefern. Es war Wunsch Ludwig's gewesen, gegenüber den Heroengestalten der antiken Welt, die durch Cornelius in den Glyptothekgemälden geschaffen wurden, in einer Kirche die rührende Einfachheit des neuen Testaments durch Overbeck's Meisterhand verherrlichen zu lassen. Overbeck lehnte ab, Cornelius selbst aber ergriff den Gedanken mit Begeisterung. Da die Erweiterung der Stadt gegen Nordwesten eine neue Kirche als nothwendig erscheinen ließ, erhielt Gärtner den Auftrag, eine solche im italienischen Rundbogenstil zu erbauen, der für Fresken breite Wandflächen bietet. In den Jahren 1836—1840 arbeitete Cornelius an den Altarbildern für die Ludwigskirche. Dem unstreitig bedeutendsten, dem „jüngsten Gericht", wird Mangel an Einheit vorgeworfen, ein Fehler, der durch die kalte Farbe noch auffälliger erscheint, dessen ungeachtet zählt eben dieses Gemälde zu den herrlichsten Fresken der Neuzeit. Uebrigens gab es den Anlaß zum Weggang des Künstlers aus München. Er erhielt von dem kunstsinnigen König von Preußen eine Einladung, in Berlin seinen Aufenthalt zu nehmen, wo ihm die große Aufgabe zugedacht war, den Campo santo mit Fresken auszuschmücken. Doch würde er wohl kaum sich entschlossen haben München zu verlassen, wenn ihn nicht eine mißfällige Aeußerung Ludwig's über das eben der Vollendung nahe Freskobild in der Ludwigskirche gekränkt hätte. Doch währte die Entfremdung zwischen dem Künstler und seinem Gönner nicht lange, eine Reihe von Briefen*) giebt Zeugniß, daß sich bald wieder das seltene trauliche Verhältniß anknüpfte. Eine Kolossalstatue Cornelius' war einer der letzten Aufträge des Königs. Widnmann sollte sie bis zum Mai 1868 ausführen, doch erlebte Ludwig nicht mehr ihre Vollendung.

Heinrich Heß und seine Schüler schmückten außer der Allerheiligenkapelle auch die Basilika mit Fresken aus dem Leben Winfrieds, Bildern von schlichter Pracht. Mit ihm rang Joseph Fischer um die Palme christlicher Kunst. Von seiner Meisterschaft zeugen die Entwürfe zu den Glasgemälden in der Auerkirche. Ludwig gab kurz vor seinem Tode Auftrag zur Aufstellung der Cartons in der neuen Pinakothek. Leider wurde Steinle nicht, wie Overbeck wünschte, nach

*) Deren Veröffentlichung durch Ernst Förster bevorsteht.

München gezogen. „Die Wärme", ſchrieb Ludwig (7. Jänner 1840) an Overbeck, „mit der Sie den Maler Steinle empfehlen, macht dieſem jungen Künſtler große Ehre und Sie wiſſen, daß Ihr Zeugniß bey mir ein vollgültiges iſt; eine Gelegenheit, Aufträge demſelben ertheilen zu können, iſt jedoch nicht vorhanden, indem jene, deren Ausführung gegenwärtig im Werke, Künſtlern übertragen ſind, welche die Gehülfen zu ihren Arbeiten ſich ſelbſt zu wählen haben."

Von Schwind, der im Jahr 1828 nach München überſiedelte, wurden in den Gemächern der Königin ſinnige Fresken nach Tieck's Dichtungen ausgeführt, ebenſo im Kaiſer Rudolph-Saal in der Reſidenz das überaus anmuthige Kinderfries. Ludwig erwarb aber keines der ſpäteren Werke des Künſtlers, in denen ſein originelles Talent ſo unnachahmlich zu Tage trat. Perſönliche Motive lagen zu Grunde. Der joviale Wiener ließ es an ſarkaſtiſchen Ausfällen gegen den „griechiſchen" Baumeiſter Klenze nicht fehlen. Dieſer aber rieth von Erwerbung der „ärmlich gemalten" romantiſchen Märchenbilder Schwind's ab. Deſſenungeachtet übertrug ihm der König, um ihn an München zu feſſeln, 1847 eine Profeſſur an der Akademie. Auch forderte er 1851 den Meiſter auf, ſein „Symphonie"-Gemälde für die Pinakothek in Oel zu malen, doch Schwind ließ ſich nicht dazu bewegen. Auch von Genelli's Meiſterwerken wurde keines vom König erworben, obwohl die klaſſiſche Richtung des Malers ſeiner Vorliebe entſprach. Wollte man aber ſolche Lücken der Sammlung dem Könige zum Vorwurf machen, ſo darf man andrerſeits darauf hinweiſen, daß weit dringlichere Verpflichtung den Reſidenzen an der Donau und an der Spree oblag, die aber ihrer berühmten Landesſöhne gänzlich vergaßen.

Dagegen wurde eine lange Reihe von Künſtlern fort und fort mit Aufträgen Ludwig's bedacht und obwohl es in erſter Linie ſeinen Plänen entſprach, Werke in großem Stil ins Leben zu rufen, ſo gingen doch auch jene Künſtler, die nicht auf den Olymp und auf den Himmel wieſen, ſeiner Fürſorge nicht verluſtig. Er wußte die Selbſtändigkeit eines Jeden zu ſchätzen und wenn auch manchmal ſeine Einwürfe und Anordnungen dem ausführenden Künſtler beſchwerlich fielen, ſo ließ er doch das eigentliche Weſen der künſtleriſchen Kräfte unangetaſtet und gab Jedem Aufträge, wie ſie deſſen Talenten

und Neigungen angemeſſen waren. Die ſtetige Entwicklung ſeiner Lieblinge an ſich war ihm ein Gegenſtand der Sorge. So ſchrieb er 1847 an Schraudolph, der eben mit den Fresken für den Speyerer Dom beſchäftigt war: „Wünſche ſehr, Sie möchten nicht aus der Uebung kommen, in Oel zu malen, worin Sie ja ebenfalls ausgezeichnet ſind, darum, daß Sie doch wenigſtens ein kleines Oelgemäldlein in dieſem und in jedem Winter verfertigten.“ Stieler malte außer der ſogenannten Schönheitsgallerie lebensgroße Bildniſſe aller Glieder der königlichen Familie. Dieſe Porträts zeichnete damals ein junger unbekannter Künſtler auf Stein, Winterhalter, der ſich nachmals zum glänzendſten Vertreter der Pariſer Maltechnik emporſchwang. Das von ihm gemalte Porträt des Grafen Jenniſon, das in die neue Pinakothek aufgenommen wurde, erklärte er ſelbſt für eines ſeiner gelungenſten Werke. General Heydeck, auch als Künſtler trefflich, malte für den König eine Reihe von Darſtellungen aus dem ſpaniſchen und griechiſchen Leben. Aus einer Epiſode, die er in einem Memoirenfragment erzählt, erſieht man, wie Ludwig ſchon in jungen Jahren mit ganzer Seele an künſtleriſchen Plänen hing. Als im Jahr 1809 bei Eggmühl die Geſchütze beider Armeen ſchon in voller Thätigkeit waren, ritt Heydeck, damals Adjutant des General Drouet, an der Diviſion vorbei, welche Kronprinz Ludwig befehligte. Haſtig rief ihm der Prinz zu: „Heydeck, von hier aus überſieht man das Schlachtfeld trefflich: von hier aus ſollen Sie mir eine Gefechtsſkizze entwerfen!“ Die Zeichnung, die der Adjutant raſch fertigte, liegt dem Gemälde zu Grunde, das ſpäter, von Kobell ausgeführt, ſeinen Platz im ſogenannten Schlachtenſaal der Reſidenz fand.

Der Vorwurf, daß Ludwig die Genremalerei, „weil ſie ſeinen ehrgeizigen Abſichten nicht förderlich“, unterſchätzt habe, iſt widerlegt durch die große Zahl trefflicher Gemälde in der neuen Pinakothek, die das Leben von ſeiner Alltagſeite auffaſſen und Menſchen aus der „Welt vor unſren Augen“ darſtellen. Dieſe Sammlung giebt am beſten Zeugniß von dem biederen, keuſchen Sinn der deutſchen Kunſt, die auch dem Familienleben poetiſche Motive abzulauſchen weiß und anregend wirkt, ohne dem Pikanten in gefährlicher Weiſe Rechnung zu tragen. Auch jener Cultus des Häßlichen wurde damals nicht gepflegt, der ſich in modernen Ausſtellungen breit macht und an die

Gemälde des Pauſon erinnert, die Ariſtoteles nicht öffentlich ausgeſtellt wiſſen wollte, um die Einbildungskraft von widrigen Eindrücken frei zu erhalten.

Anmuthig lyriſche Genrebilder ſpendeten Kirner, Rhomberg, Bürkel, Flüggen, Geyer, Enhuber, Müller, Reinhard Zimmermann und Andere. Albert Adam, der treffliche Pferdemaler, vererbte ſeine Kunſt auf drei Söhne, ein ſeltenes Künſtlerkleeblatt. Ebenſo zeichnete ſich die Künſtlerfamilie Quaglio im Architekturfach aus; mit ihrer Kunſt wetteiferten Neher, Gail, Kirchner u. A.

In der Landſchaftsmalerei wurden in München Werke geſchaffen, die ſich neben den beſten Alten behaupten können. Man braucht nur den Namen Rottmann zu nennen. Hettner ruft in ſeinen griechiſchen Reiſeſkizzen Angeſichts der großartigen Umgebung des Apollotempels zu Baſſä aus: „Die Natur iſt ſo groß und ſo erhaben, daß kein Herz ſo verhärtet iſt, daß es nicht tief im innerſten Grunde erbebt und erſchrickt vor der Größe und Macht des Unendlichen!“ Es muß als ein Triumph der Kunſt bezeichnet werden, daß es Rottmann gelang, die gleiche Empfindung durch ſeine Landſchaftsbilder zu wecken. Kein Beſchauer wird die Münchner Arkaden und den Rottmannſaal in der neuen Pinakothek unbewegt verlaſſen.

Die politiſchen Ereigniſſe, die einen Sohn Ludwig's auf den griechiſchen Thron beriefen, blieben nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Münchner Kunſt. Außer Klenze und Gärtner, die zu den großen Bauunternehmungen nach Athen entboten wurden, zogen auch viele Maler, Peter Heß, Claudius Schraudolph, Kranzberger, Halbreiter u. A. nach Griechenland, um entweder Aufträge des Königs Otto zu erledigen oder Studien obzuliegen. „Aber kommen Sie bald wieder zurück“, ſagte Ludwig beim Abſchied, „ich brauche meine geſchickten Künſtler ſelbſt!“ Eine glühende Sehnſucht, das Land Homers zu beſuchen, regte ſich in den Künſtlern. „Ich jauchze bei dem Gedanken, bald Griechenland zu ſehen!“ ſchreibt Rottmann (12. März 1834) an Heydeck, „Peter Heß iſt nicht befriedigt aus Griechenland zurückgekommen, er äußerte, daß in Griechenland für einen Landſchafter nichts zu holen ſei. Das iſt mir unbegreiflich, denn er hätte wenigſtens aus Ihren Zeichnungen lernen können, wie man ſehen mußte! Wie will ich in Griechenland blau malen! Eine

Blaſe mit Kobalt will ich mitnehmen, ſo groß, als je ein bayeriſcher Eber eine in ſeinem Innerſten getragen hat.“ Dagegen tröſtet ſich der wackere Dorner: „Könnte ich doch ſo glücklich ſein“, ſchreibt er (25. Sept. 1833) an Heydeck, „ſie zu ſehen, die ſchönen Gegenden Griechenlands! Doch dieſen Gedanken muß unſereiner ſchon aus dem Sinn ſchlagen, wir werden das gelobte Land nicht erblicken. In Gottes Namen! Begnügen wir uns halt mit unſeren rauhen Felſengegenden, Waſſerfällen, Mühlen und Hammerſchmieden. Ich tröſte mich mit dem Gedanken, daß Ruysdael und Everdingen auch nie das gelobte Land ſahen und ihre Arbeiten theuer verkauft werden. Vielleicht hat es die Vorſehung ſo gewollt, daß ich nicht nach Italien komme, um nicht irre gemacht zu werden. Vielleicht ginge es mir wie ſo vielen, die ſchlechter zurücke kamen, als ſie hineingingen.“

Großartiger Schwung ſpricht ſich in Heinlein's Landſchaftsbildern aus. Der liebenswürdige Haushofer entdeckte die ſchlichte Poeſie des Chiemſee's und ebenſo empfängliches Auge und Gemüth für die Reize der Heimat und der Fremde zeigten Morgenſtern, Bamberger, die Brüder Zimmermann, Klein, Schleich, Lichtenheld, Lange, Baade, Steffan, Zwengauer, Löffler u. A. Wenn wir aus dem Künſtlerkreiſe, der Ludwig umgab, nur dieſe Namen nennen, ſo haben wir noch keineswegs die Zahl der Bedeutenden erſchöpft, nur unſere Zwecke verbieten eine weitläufigere Ausführung.

Solcher Mannigfaltigkeit künſtleriſchen Schaffens gegenüber war doch ſicher die Anklage ungerecht, die in den 1839 erſchienenen „Venetianiſchen Briefen“ erhoben wurde, der Einfluß Cornelius' habe die ganze Münchner Schule einſeitig gemacht und die Kunſtbeſtrebungen Ludwigs ſeien nur als gewöhnliche Liebhaberei aufzufaſſen. Ein Vertheidiger in der Allgemeinen Zeitung wies den Angriff zurück und kam, nachdem er das organiſche Zuſammenwirken aller Kunſtkräfte in München beleuchtet, zu dem Schluß: „Was Cornelius, Schnorr, Heß, Schwanthaler u. A. in München im Verein mit einem kunſtſinnigen Könige ſchufen, ſind ſelbſtändige Monumente deutſchen Geiſtes, ſo gut als was in Weimar von Wieland und Herder, von Goethe und Schiller der Nation geboten wurde, als freies Geſchenk des Genius, der ſich in dieſen Begabteſten unter dem freundlichen Schirm eines gebildeten Hofes konzentrirte.“

Ludwig ſelbſt war die Beurtheilung ſeiner Künſtler keineswegs gleichgültig. So ſchreibt er z. B. 1857 (25. Juli) an ſeinen Sekretär Riedl: „Es iſt doch arg, was in der Beilage zu No. 199 der Allgemeinen Zeitung über Schraudolphs herrliches Gemälde Chriſti Himmelfahrt geſagt iſt, daß es in eine Dorfkirche ſich eigne. Giebt's denn in München keine gute, in der Kunſt bewanderte Feder, um, wie es ſich gehört, darauf zu erwiedern?" Und am 10. Auguſt: „Nicht genügend fand ich Dietzens Erwiederung des bewußten Aufſatzes in der Allgemeinen Zeitung, in welche ich Zimmermann's ſeinen eingerückt wünſche und daß ſolcher nicht von Schwinds Rudolph von Habsburg, ſondern nur von Schraudolphs Himmelfahrt Chriſti handle".

Als ein Kritiker in der Allgemeinen Zeitung 1853 an Schwanthaler's Werken mäkelte, verfaßte Ludwig ſelbſt folgende Erwiderung: „Ludwig von Schwanthalers Figuren für den Oſtgiebel der Propyläen wurden vor einigen Tagen von S. M. König Ludwig mehrmals beſichtigt und erhielten deſſen vollen Beyfall, ſowohl was die Compoſition des unſterblichen Meiſters anbelangt, als die treffliche Ausführung unter der Leitung ſeines verdienſtvollen Vetters Xaver Schwanthaler. Die Figuren für beyde Giebel der Propyläen ſind des großen Künſtlers letzte Werke und nicht das Standbild des Kaiſers Franz in Franzensbad, wie vor einiger Zeit in der Allgemeinen Zeitung mit dem Beyſatz geſagt wurde, Schwanthaler habe nicht die Kunſt, aber ſie ihn verlaſſen. Sie zeigen, herrlich, daß ebenſowenig als er ſie, die Kunſt ihn verließ."

Eine heftige Fehde erhob ſich, als Wilhelm Kaulbach im Auftrag des Königs in den Fresken an den Außenwänden der neuen Pinakothek die Entwicklung des deutſchen Kunſtlebens der Neuzeit darſtellte. Der Künſtler war dabei von dem Gedanken ausgegangen, daß von einer Verherrlichung noch lebender Perſönlichkeiten Umgang genommen werden müſſe, und entſchied ſich deshalb, wie es bei dem Zeichner des Reineke Fuchs erklärlich, für eine mehr humoriſtiſche Schilderung der modernen Kunſtwelt. Er ließ ſeiner Laune frei die Zügel ſchießen, ſtellte Overbeck vor einem Kapuziner knieend dar, ſetzte neben Klenze ein Tauſendguldenkraut u. ſ. w. Der König ſelbſt, obwohl auch er nicht verſchont blieb, hatte wohl ſeine Freude an den vorgelegten Skizzen. „Schön, recht ſchön! aber malen dürfen Sie das

nicht so!" Und damit strich er dies und jenes aus den Blättern. So kam es, daß die Kompositionen an Witz einbüßten, ohne den Wünschen Jener gerecht zu werden, die mit der Art der Darstellung überhaupt nicht einverstanden waren. Förster nannte sie eine „Beleidigung der deutschen Kunst", dagegen vertheidigte Gutzkow den Künstler, der „den Muth gehabt, in die Allegorie und in die akademischen Traditionen die wirkliche Wirklichkeit des Künstlerlebens einzuführen."

Der Gedanke, auch der Kunst der Zeitgenossen ein würdiges Haus zu bauen*), war schon seit langer Zeit in Ludwig rege. Die Erwerbung des kolossalen Gemäldes Kaulbachs „die Zerstörung Jerusalems", für welches kein geeigneter Raum vorhanden, brachte den Plan zur Reife. Von vorne herein wurde dem Erbauer, August Voit, angegeben, an den Außenwänden müsse für große Fresken Raum gelassen sein, „um zur Ausbildung dieser klassischen Malweise beizutragen". Schwind erbot sich 1850, den Festzug bei Enthüllung der Bavaria al fresco darzustellen, nach Art des Dürer'schen Festzugs zu Ehren Kaiser Maximilian's. Voit begünstigte dieses Projekt und wollte das Gemälde in einem an die neue Pinakothek angefügten Arkadenbau anbringen, um so eine würdige Verbindung zwischen beiden Gallerien herzustellen: Ludwig entschied sich jedoch für den Plan Kaulbach's; die malerische Ausführung wurde Nilson übertragen. Auch mußte der Verbindungsbau unterbleiben, beide Gebäude sollten, um jede Feuersgefahr fern zu halten, gänzlich frei stehen.

Am 12. Oktober 1846 wurde der Grundstein gelegt. Ludwig selbst hielt dabei eine kurze herzliche Ansprache: „Für Gemälde aus diesem und aus künftigen Jahrhunderten ist die neue Pinakothek bestimmt. Erloschen war die höhere Malerkunst, da erstand sie wieder im neunzehnten Jahrhundert durch Deutsche. Ein Phönix, entschwang sie sich ihrer Asche und nicht allein die malende, jede bildende

*) Anfänglich sollte diese Gallerie nach Schleißheim kommen. „Ich habe vor", schreibt L. (14. Juli 1829) an Schenk: „a) wie bekannt, der Gemälde Auswahl in die Pinakothek zu thun, b) eine ausgezeichnete Altteutsche Malereyen-Sammlung in Nürnberg zu haben, c) eine große schöne Gemäldesammlung in einer anderen Stadt, die ich später erst nennen werde, d) eine Sammlung Gemälde lebender Maler, die Familienbildnisse und das Depot in Schleißheim. Dagegen gingen die kleinen Gallerien, in so weit sie aus dem Staat gehörigen Bildern bestehen, ein."

Kunst erstand auf's Neue herrlich. Als Luxus darf die Kunst nicht betrachtet werden; in Allem drücke sie sich aus, sie gehe über in's Leben, nur dann ist sie, was sie sein soll. Freude und Stolz sind mir meine großen Künstler. Des Staatsmanns Werke werden längst vergangen sein, wenn die des ausgezeichneten Künstlers noch erhebend erfreuen."

Der Bau des in einer Art byzantinischen Stils ausgeführten Hauses nahm die Jahre 1846—1853 in Anspruch. Es enthält außer der Gemäldesammlung auch die Porzellanmalerei-Kabinete, eine Sammlung von Gypsbüsten hervorragender Zeitgenossen und eine Sammlung photographischer Veduten von merkwürdigen Gegenden und Gebäuden. Die beiden letzteren Sammlungen sind noch nicht vollständig geordnet. Die Gemäldegallerie wurde im Oktober 1853 dem Besuch des Publikums geöffnet.

Die Erwerbung würdiger Bilderschätze für diese Sammlung war namentlich seit seiner Thronentsagung eine wahre Herzensangelegenheit des Königs. Daß er in Folge der Schmälerung seiner Einkünfte die Ausgaben für Kunst und Künstler einschränken mußte, betrübte ihn mehr als der Verlust der Herrschaft. „Was mich am meisten schmerzte", schreibt er (31. März 1848) an seinen Wagner, „gewaltigen Kampf in mir verursachte, war, daß ich sehr beschränkt dadurch, für die Kunst zu thun, was ich vorhatte. Die Befreyungshalle muß ich aufgeben; in Ansehung der Kunst, ungleich mehr aber noch hinsichtlich daß es ein Denkmal der teutschen Siege im J. 1813. 14. 15 gewesen, schmerzt es mich. Dieses schmerzt mich sehr, nicht daß ich zu herrschen aufgehört. Bin vielleicht jetzt der heiterste in München. Ausbau der Ruhmeshalle Bayerns und des Siegesthors, sowie Vollendung der Bemalung des Speyerer Doms, der Nibelungen und der Odyssee in der Residenz sind unter den Bedingungen, die meinem Sohn Maximilian gemacht. Die neue Pinakothek habe ich vor selbst zu vollenden, sowie das pompejanische Haus."

Ludwig wurde bei Completirung seiner Gallerie begünstigt durch die heutzutage enorm billig erscheinenden Preise der Gemälde. Die Künstler rechneten es sich zur Ehre an, wenn ihre Werke in die Ehrenhalle deutscher Kunst aufgenommen wurden. So erklärte Kaulbach in dem wegen Ausführung der Pinakothekfresken 1851 festge-

ſetzten Kontrakt, daß es ihm das größte Vergnügen mache, auch fernerhin für den König, den er als ſeinen großen Gönner in wärmſter Dankbarkeit verehre, weitere Aufträge zu übernehmen; nur die Freude, recht viele Gemälde in Ludwig's Privatbeſitz zu wiſſen, leite ihn, gern erbiete er ſich, dieſelben unentgeltlich auszuführen. Quaglio's Kirche in Mondbeleuchtung wurde beiſpielsweiſe um 6 Louisdors erworben, Kiruer's Kartenſchlägerin um 1000 Gulden, Rhomberg's Raucher um 396 Gulden, Albrecht Adam's großes Gemälde, die Schlacht bei Kuſtozza darſtellend, um 1650 Gulden, die anmuthigen Wagenbauer um 10—15 Louisdors u. ſ. w. Eine treffliche Sammlung von Gemälden lebender Meiſter in Kleuze's Beſitz, aus 57 Nummern beſtehend, darunter treffliche Rottmann's, P. Heß, Bürkel, Catel, Gayl u. ſ. w. wurde um 26,912 Gulden angekauft. Schorn's Sündfluth wurde um 20,000 Gulden, Kaulbach's Zerſtörung von Jeruſalem um 35,000 Gulden erworben.

Ludwig ſah ungern, daß der glänzendſte Vertreter der Gegenwart in der Kunſt, Wilhelm Kaulbach, auf lange Jahre durch den Auftrag zur Ausſchmückung des Muſeumstreppenhauſes in Berlin in Anſpruch genommen wurde. „Kaulbach iſt zu ſchreiben", wies er (31. Auguſt 1844) ſeinen Sekretär an, „daß, was mich betrifft, da ich wahrſcheinlich nach Vollendung der Zerſtörung Jeruſalems, wenn ſie zu meiner Zufriedenheit ausgefallen, ein anderes großes Gemälde würde beſtellt haben, der ihm gewordene, eine Reihe von Jahren einnehmende Auftrag keine Freude erzeugt habe. Daß ich wünſche, wenn er nicht bereits eingegangen, binnen welcher Zeit ſie zu liefern wären, er ſich nicht binden möchte; jedenfalls aber ich hoffe, daß er nicht deren Beendigung abwarten würde, um zwey Nürnberger Rathsherren als Gegenſtück beyder Ritter aus dem Albrecht Dürer'ſchen Maskenzug mir um den nämlichen Preis wie dieſe zu malen." Doch gereichte ihm andrerſeits die Auszeichnung des von ihm zuerſt erkannten Künſtlers zu hoher Befriedigung, er verfolgte die Arbeiten für den Cyklus, deſſen kühner Vorwurf die Geſchichte der Menſchheit, mit größtem Intereſſe. Er äußerte ſich auch keineswegs, wie eine von Sepp mitgetheilte Epiſode glaublich machen will, über die großartige Kompoſition des Reformationszeitalters ungehalten. Er beſtritt zwar, als ihm der Künſtler ſeine Ideen mittheilte, die Ausführbarkeit eines

Planes, „Gedanken zu malen", zollte aber dem vollendeten Bild volle Anerkennung.

Vom Wirrsal der politischen Ereignisse, die seiner Thronentsagung folgten, flüchtete er immer wieder zu dem unberührten Heiligthum der Kunst. Der Engländer Inglis, ein begeisterter Verehrer des Königs — wie überhaupt die Britten den wärmsten Antheil an Ludwig's Kunstbestrebungen nahmen — erzählt in seinen Reiseerinnerungen, daß der eifrigste Besucher der Münchener Gallerien der König von Bayern gewesen sei, oft stundenlang habe er denselben vor einem Gemälde oder einer Statue verweilen gesehen. Jedes angekaufte Gemälde wurde ein halbes Jahr lang im sogenannten Gemäldezimmer im Palaste des Königs aufbewahrt, war also in dieser Zeit der Begleiter seines häuslichen Daseins. Nach Ablauf dieser Frist kam das Kunstwerk in die Gallerie und wurde zum gemeinschaftlichen Eigenthum Aller.

Es wäre ein Wahn, wollte man glauben, daß die Ansammlung so bedeutender Kunstschätze mit keinen Mühen verbunden gewesen. Die Anlegung der neuen Gemäldegallerie allein nahm das rüstige Schaffen einer Reihe von Jahren in Anspruch. Die Akten des Galleriearchivs, welche viele hundert eigenhändige Signate Ludwig's enthalten, geben davon Zeugniß. Kein Bild wurde ohne speziellen Auftrag des Königs erworben. Wie ein Privatmann suchte er selbst vor und nach dem Jahr 1848 die Künstler in den Ateliers auf, um ihre Staffeleibilder kennen zu lernen, ohne besondere Rücksichten zu beanspruchen. An drastischen Bemerkungen und Einwendungen ließ er es nie fehlen, hatte aber die größte Freude, wenn der Angegriffene schlagfertig zu erwidern wußte. Manchmal konnte er zwar über Widerspruch in heftigen Zorn gerathen, des anderen Tages kam er aber wieder und rief: „Sie haben Recht gehabt, hab' in der Nacht darüber nachgedacht!" oder er sandte an den Künstler ein Paar launige Zeilen. Wenn für ein Gemälde nach seiner Ansicht zu hoher Preis verlangt wurde, brauste er auf: „Viel zu theuer! Viel zu theuer! Hab' mehr Kinder zu versorgen! Künstler sind all meine Kinder!" Doch stand er nicht leicht von der Erwerbung eines Bildes, das ihm wohlgefiel, wieder ab; auch waren die Künstler gern bereit nachzugeben, wußten sie doch, in welch edler Weise der Käufer mit seinem Talent Wucher

trieb. Rathgeber des Königs waren bei Bilderkäufen gewöhnlich Klenze oder Clemens Zimmermann. An letzteren schreibt er z. B. (12. April 1849): „Heute im Kunstverein Schön's Gemälde, die ihren Geliebten Behorchende. Anfangs wurden 70 Karolin dafür verlangt, jetzt um 50 gelaßen. Aber nicht auf den Preis kommt es an, sondern auf Würdigkeit für die Pinakothek. Nur Ausgezeichnetes soll für sie erworben werden. In Augenschein zu nehmen und mir schriftliches Gutachten darüber noch heute abzugeben." Hatte Ludwig für einen Künstler besondere Vorliebe gefaßt, so war er allerdings auch gegen dessen Mängel zu nachsichtig. So erklärt sich die Aufnahme mancher Gemälde, die nicht wohl das Prädikat Ausgezeichnet beanspruchen können. Dergleichen einzelne Mängel aber können nicht den Werth der Sammlung herabsetzen, welche einst für die Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von hervorragender Bedeutung sein wird und in der Gegenwart den Kunstfreund weihevolle Stunden genießen läßt.

Viele freilich betrachten heutzutage die in dieser Gallerie gesammelten Schöpfungen fast insgesammt als „überwundenen Standpunkt". Aber wenn die Kunstgeschichte Entwicklung ist, was wird und ist eines Tages nicht Produkt einer „überwundenen" Periode?

Als gelegentlich der zweiten Münchener Kunstausstellung im Jahr 1817 Max v. Freiberg die Gemälde des damaligen Akademiedirektors Peter Langer besprach und an denselben die „Kraft der Färbung, welche mit Nichts als den Werken eines Rubens und seiner Schule verglichen werden kann", rühmte, überschüttete ein Gegenkritiker, Christian Müller, den Lobredner wie die gesammte „Stylistenschule" mit beißendem Spott und wies im Gegensatz zur letzteren auf die Repräsentanten der Zukunft, Heinrich Heß, Koch, Stieler u. A. hin, welche allein „Sinn für Wahrheit und Natur verriethen".

Mutatis mutandis spielt ein Menschenalter später die gleiche Scene; jetzt sind jene Streiter gegen das Kunstmonopol der Akademie die Angegriffenen, Zurückgebliebenen, Ueberholten.

„Deutschland macht nicht Bilder, sondern Gedichte, es malt nicht, es schreibt die Idee", lautet das Urtheil Théophile Gautiers über die Werke der älteren Münchner Schule. Vom Standpunkte der Technik von heute aus zugegeben. Aber nichtsdestoweniger epoche-

machend war jene Schule doch. Epochemachend nennen wir den Genius, der seinen Zeit- und Kunstgenossen neue, weiter führende Bahnen eröffnet. Was jedoch die auf Kosten der Münchener verhimmelten Pariser Virtuosen betrifft, so zeigt es sich nachgerade, daß die angeblich neuen Wege, die sie erschlossen, nur Sackgassen sind.

Seien wir, wie immer die Werke jüngeren Datums uns blenden oder in der That begeistern mögen, seien wir gerecht und dankbar gegen den König und seine Meister! Ihnen standen die höchsten Ziele der Kunst vor Augen: den Menschen erheben und veredeln!

Es hätte nicht der etwas marktschreierischen Reklamen für die Kunst unsrer romanischen Nachbarn bedurft, — so viele Prachtwerke der alten Gemäldegallerie belehren eindringlich, daß ein geistiges Element auch in der Farbe als solcher liege. Eine Reaktion gegen die zu weit getriebene Vernachlässigung des Kolorits, ein Durchschlag des sinnlichen Elements, das an frischer, voller, naturwahrer Farbe sein Wohlbehagen findet, war in der Fortentwicklung der Münchener Kunst unausbleiblich. Der Anstoß dazu kam von der belgischen Schule. Die Ausstellung von Gallait's Abdankung Karl's V. im Jahr 1843 war für München ein folgenreiches Ereigniß. Bald ließen sich Nachwirkungen der realistischen Richtung auf die Malerei in München erkennen.

Ludwig erkannte den Neuen in gewissem Sinn volle Berechtigung zu. Er suchte 1853 ein Bild von Gallait zu erwerben, als „Musterbild, da es der Münchner Schule noch an einer kräftigen Farbengebung fehlt". Er kaufte auch später ein Gemälde dieses Meisters, den Mönch im Klosterhofe. Auch wurde dem großen Gemälde des ersten und bedeutendsten Realisten unter den Münchner Künstlern, Carl Piloty, Seni vor der Leiche Wallensteins darstellend, ein Ehrenplatz in der Pinakothek angewiesen.

Ueber den Einfluß, den Ludwig selbst auf die Entwicklung der Kunst durch ein sechzigjähriges Wirken ausgeübt, lassen wir den berühmtesten Künstler der Gegenwart sprechen, der in seinen Werken die Richtungen beider Kunstepochen vermittelt und verbindet.

„Ich konnte" — wir geben die eigenen Worte Wilhelm von Kaulbach's — „und kann auch heute nicht mit der kleinlichen Anschauungsweise so Vieler über unsren König Ludwig übereinstimmen. Mir erschien

er immer als ein ganzer König, geiſtreich und hochgeſinnt. Seine kleinen Schwächen überſah ich, wie ich einen kleinen Schmutzflecken an ſeinem Kleide entweder überſehen oder für Nichts geachtet hätte. Schwung hatte er, wie Keiner! Wenn er zu mir ins Atelier kam, ſo grüßte er gewöhnlich mit einem klaſſiſchen Citat. Die Gedanken, die er dann über das Bild äußerte, das ich eben in der Arbeit hatte, oder über irgend ein Projekt, mit dem er ſich eben trug, hatten immer etwas Großes, Originelles! Wenn er auch nicht für das einzelne Kunſtwerk volles Verſtändniß hatte, ſo beſaß er dafür den großartigen Blick für die Aufgabe der Kunſt und für Alles, was ſie fördern kann und zu ihrem Gedeihen nöthig iſt. Und das dachte und ſagte er nicht blos, er handelte auch und ſcheute kein Opfer. Wenn man nur eine Pflanze im erſten Wachsthum hegt und pflegt, ſpäter wächſt ſie ſchon von ſelbſt in die Höhe, und der Fruchtbaum der deutſchen Kunſt iſt in die Höhe gediehen! • Deshalb iſt es ebenſo thöricht als undankbar, wenn eine jüngere Generation, auf die eigene Kraft ſtolz, über das eigenthümliche Wirken des Königs die Naſe rümpft. Freilich, nach der von Ludwig gemachten Kunſtſtadt München ſelbſt verkaufen wir auch jetzt noch wenig Bilder, aber wenn ich meine Werke nach Amerika verkaufe, ſo verdanke ich das dem König Ludwig, denn er hat an mich geglaubt und mir zu arbeiten gegeben, als ich ein Anfänger, und wenn heute ein ſchöner Brunnen von Kreling nach Cincinnati geht, ſo hat der alte König ſein Verdienſt daran, denn er hat den Künſtler, da er noch ein Corneliusſchüler war, mit kleinen Aufträgen bedacht und er hat die Corneliusſchule ins Leben gerufen, und wenn heutzutage die Pilotyſchule eines Weltrufs genießt, ſo hat auch an dieſem Meiſter der König das Verdienſt erkannt, zu einer Zeit, wo er dieſe Anſicht noch mit Wenigen theilte. Er war eine groß angelegte Natur, die man nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtab bemeſſen darf, und nur von dieſem Geſichtspunkt aus darf ſeine Geſchichte geſchrieben werden!" —

Schöpfungen der Plaſtik.

Ein Hauptverdienſt der Beſtrebungen Ludwig's iſt darin begründet, daß er, wie bei jedem einzelnen Unternehmen die Vereinigung, ſo im Allgemeinen die Förderung aller Künſte im Auge behielt. Brachte er den Malern herzliche Gunſt entgegen, ſo wurde auch die Plaſtik nicht vernachläſſigt. Mit dem Anfang unſres Jahrhunderts trat auch dieſe Kunſt in eine Reformationsepoche und auch für dieſes Kunſtgebiet zeigt ſich zuerſt in Rom der neue Tag. Thorwaldſen, Canova und andere dort wirkende Künſtler überwanden den prunkvollen, geiſtloſen Barockſtil und kehrten zur einfachen Schönheit der griechiſchen Plaſtik zurück, deren Verſtändniß namentlich durch Winkelmann aufgeſchloſſen worden war. Die erſten und bis jetzt noch unerreichten Meiſterwerke jener römiſchen Bildhauer hatte der bayriſche Kronprinz auf ſeinen Reiſen nach Italien kennen und lieben gelernt, unter ihrem Einfluß war ſeine Begeiſterung für die Antike und der Sammeleifer erwacht, der in verhältnißmäßig kurzer Zeit eines der köſtlichſten Muſeen klaſſiſcher Skulpturwerke ſchuf. Die ſchlichte Pracht dieſer Werke bot einen würdigen Kanon für die nachſtrebende Gegenwart, doch verhehlte ſich der kunſtſinnige Fürſt nicht, daß gerade für die Entwickelung der Schüler in dieſer Kunſt auch der lebende Meiſter, der ſelbſt ſchaffende Lehrer nothwendig ſei. Auf ſeine Verwendung wurde Conrad Eberhard, der unter Canova's Leitung zehn Jahre in Rom gearbeitet hatte, als Profeſſor der Bildhauerkunſt 1817 nach München berufen. Dem trefflichen ausübenden

Künstler fehlte jedoch die Gabe zu lehren, so daß im akademischen Unterrichtswesen für die Bildhauerkunst eine Lücke bestehen blieb, während auf dem Gebiet der Malerei Cornelius, Schnorr, Heß und A. so mächtig anregend wirkten.

Um so eifriger suchte Ludwig den größten Bildner der Neuzeit, Thorwaldsen, für München zu gewinnen, doch der Künstler gab seiner Vaterstadt Kopenhagen den Vorzug. Nun lenkte Ludwig sein Augenmerk auf Rietschel, der für das Giebelfeld der Glyptothek einige Figuren ausgeführt hatte. Auch dieser Meister lehnte ab, abgeschreckt, wie er selbst äußerte, durch die Eilfertigkeit, womit in München gearbeitet wurde. Ebenso wenig gelang es, den von Ludwig hochverehrten Rauch zu gewinnen. „Es bedarf wohl der Versicherung nicht", schrieb Ludwig an den Künstler gelegentlich der Vollendung der Dürerstatue (8. April 1837), „wie es mich freut, dieses Kunstwerk von Ihrer Hand vollendet zu wissen. Ich hoffe auch von Teutschlands größtem Bildhauer die Victorienstatuen Walhalla's besitzen zu können."

Während so die Versuche fehlschlugen, fremde Kräfte zu gewinnen, gedieh ein einheimisches Talent zu schöner Reife. Ludwig Schwanthaler erlangte für München gleiche Bedeutung, wie Rauch für Berlin, er repräsentirt die Plastik in der von Ludwig hervorgerufenen Kunstepoche. Bis in das 16. Jahrhundert zurück läßt sich künstlerische Thätigkeit der Familie Schwanthaler in Bayern nachweisen. Dem Vater Ludwig Schwanthaler's verdankt München mehrere nicht unbedeutende Skulpturwerke. Als der Sohn in die Akademie eintrat, sprach ihm der damalige Direktor Langer alles Talent ab, doch bald zeigte der Schüler glänzende Proben. Im Jahr 1823 erhielt der Jüngling von König Max den Auftrag zu einem großen Tafelaufsatz mit zahlreichen mythologischen Figuren und die reiche Erfindungsgabe, welche das Modell verrieth, erregte die Aufmerksamkeit des Kronprinzen. Er gewährte dem Kunstjünger Unterstützung zu mehrjährigem Aufenthalt in Rom und empfahl ihn mit warmen Worten dem Meister in seiner Kunst. „Meinem lieben Thorwaldsen", schrieb er an diesen Künstler (18. September 1826), „wird Schwanthaler, ein vorzüglich Hoffnung gebender, der Bildhauerkunst beflißener Münchner, diesen Brief überreichen. Sein heißer Wunsch ist: Thorwaldsen's würdiger

Schüler zu werden, darum empfehle ich ihn nachdrücklich dem wenigstens seit 18 Jahrhunderten größten Meister dieser herrlichen Kunst. Daß er wirklich Ihr Schüler werde, jetzt gleich oder doch nach einem Jahre, daran liegt mir viel; er hat, wie mir scheint, zum Plastischen ausgezeichnete Anlage, und gut ist seine Aufführung." Als Schwanthaler während der Anwesenheit des Königs in Rom gefährlich erkrankte, überließ er ihm seinen eigenen Leibarzt, der den Künstler glücklich rettete. Mehrere kleinere unter Thorwaldsen's Aufsicht entstandene Arbeiten befestigten ihn so sehr in der Gunst des Königs, daß dem noch so jungen Mann 1831 eine großartige Aufgabe, der plastische Schmuck der Friese für die Walhalla, anvertraut wurde. Die Emsigkeit und das Geschick Schwanthalers ließen überraschend schnell das Meisterwerk gelingen Ludwig belohnte ihn durch Uebertragung der Professur für die Bildhauerkunst an der Akademie. Charakteristisch für die Anspruchslosigkeit der Künstler jener Zeit sind die bescheidenen Bedingungen seiner Anstellung. Sein Einkommen betrug 925 fl., wovon jedoch nur 400 fl. als wirklicher Standesgehalt zu betrachten, und einen Naturalbezug von 2 Scheffel Waizen und 5 Scheffel Roggen. Da ihm so das Nothwendigste zur Existenz gesichert war, entfaltete er eine reiche Wirksamkeit als Lehrer wie als Künstler. Er war so recht der Künstler, wie ihn Ludwig liebte*), der vom Morgen nicht sprach, so lange das Heute noch eine Arbeit zuließ, der den Augenblick ausbeutete und doch auf kühnste Zukunftspläne sann.

*) „Ew. Majestät wissen", schrieb Sulpiz Boisserée nach Schwanthaler's Tod an König Ludwig (20. November 1848), „wie innig wir Schwanthaler verehrt und geliebt haben, Sie werden es daher gütig aufnehmen, daß wir beim ersten Empfang der Nachricht dem Drang unsres Herzens folgen und Ihnen die lebhafteste Theilnahme an dem großen Verluste ausdrücken, den Sie durch den Tod unsres Freundes erlitten. Ew. Maj. haben den hochbegabten Künstler zuerst in ihm erkannt, Sie haben durch die mannigfaltigsten und großartigsten Aufgaben ihm Gelegenheit zur reichsten Entfaltung seiner schönsten Kräfte geboten und er hat dieselbe mit rastlosester Thätigkeit, mit dem bewunderungswürdigsten Erfolg benützt. Aber Schwanthaler war auch ein durchaus edler, wohlwollender und uneigennütziger Mensch und es gewährt uns eine wahre Genugthuung, aus dem vertraulichsten Umgang mit ihm versichern zu können, daß er immer und in allen Stücken Ew. Majestät mit treuester Dankbarkeit anhänglich gewesen. Nun hat er sein noch junges Leben beschlossen, wo eine dunkle Zeit der Ver-

Wie hohe Anforderungen auch Ludwig an den Meister stellte, derselbe führte Alles zur Befriedigung seines Schutzherrn durch, nie ermüdet oder entmuthigt. Allerdings war dabei unvermeidlich, daß die Ausführung oft hinter der genialen Idee zurückstand. Seine Werke ermangeln jener technischen Durchbildung, welche man bei Rauch's und Rietschel's Arbeiten nie vermißt. „Seines phantasiereichen, produktiven Geistes Eigenthümlichkeit scheint das Entwerfen", urtheilte Rietschel über Schwanthaler, „zum Durchbilden fehlt ihm die Geduld". Dessenungeachtet gehen jene Kritiker viel zu weit, die ihn nur als „Skizzisten" gelten lassen wollen. Um ihr Urtheil zu entkräften, genügt der Hinweis auf die Fürstenstatuen im Thronsaal, an deren Ausführung er mit besonderer Liebe ging. Er war unbestritten der fruchtbarste Meister seiner Zeit; über zweihundert Statuen gingen aus seinem Atelier hervor, dazu kamen noch die großen Reliefs an mehreren Münchner Bauten, sowie Skizzen zu den Fresken in den Odysseussälen der Residenz und mancherlei dekorative Entwürfe. Auch als Lehrer wirkte er unermüdlich und verpflanzte seine große Auffassung der Bildnerei auf die seiner Leitung anvertrauten Talente. Sein begeisterter Nacheiferer war Brugger, dessen echt antike Auffassung mit Genelli's Stil verglichen wurde. Schüler Schwanthaler's waren auch Widnmann und Halbig, letzterer namentlich durch klare Naturanschauung ausgezeichnet, welche seinen Porträtbüsten seltenen Werth verleiht. Die Schwanthaler eigenthümliche romantische Richtung wurde durch seinen Schüler Fernkorn auch nach Wien verpflanzt.

Wie bei Schwanthaler, so bekundete Ludwig glücklichen Scharfblick auch bei seinem Vertrauten Wagner, indem er diesem rieth, von der Malerei zur Bildhauerkunst überzugehen. Für das Giebelfeld der Glyptothek entwarf Wagner nur die Zeichnung, die Reliefs für die neue Reitschule aber modellirte er bereits selbst und sofort über-

---

wirrung hereinbricht; jedoch sein Andenken wird nicht enden, die Nachwelt wird ihn allezeit in Verbindung mit seinem königlichen Schutzherrn rühmlichst nennen." Ludwig antwortete (3. Dezember 1848): „Sie wissen, wie werth ich Schwanthaler schätzte. Viel zu früh starb er der Kunst, zu meinem großen Bedauern. Ein harter Verlust ist es für die Kunst, ein harter Schlag für mich."

trug ihm Ludwig, was damals als ein Wagniß erschien, die Ausschmückung des 300 Fuß langen Frieses für das Innere der Walhalla. Es galt, die Culturentwicklung Deutschlands in der ältesten Zeit darzustellen, und Wagner rechtfertigte durch seine meisterhafte Ausführung das königliche Vertrauen. „Wagner's Namen wird Walhalla's Fries unsterblich machen!" dankte ihm Ludwig (24. Oktober 1830).

„Ein Sprichwort sagt: Gelegenheit macht Diebe!" äußerte Halbig zu dem Verfaßer, „man kann aber auch sagen: Gelegenheit macht Künstler! Wo hätten wir aber in jener Zeit Gelegenheit gefunden, unser Talent durch fortgesetztes Schaffen auszubilden, wenn nicht immer wieder der König Anregung und Mittel zu Werken geboten hätte, die auch dem Künstler selbst innere Befriedigung gewähren."

Der Fortschritt, welchen unter seiner Aegide die Plastik in München machte, wird am Besten erkannt, wenn man mit den neueren Denkmälern die Monumente aus Carl Theodor's und Max Joseph's Zeit vergleicht; selbst da, wo die Skulptur mehr dekorative Zwecke verfolgt, wie in dem Antheil der Plastik an den Werken des Donau-Mainkanals, tritt die der ganzen Epoche eigenthümliche künstlerische Tendenz zu Tage.

Namentlich der historische Sinn Ludwig's trug zur Förderung der Plastik bei. „Das beste Monument des Menschen ist der Mensch", sagt Goethe, „eine gute Büste in Marmor ist mehr werth, als alles Architektonische, was man Jemandem zu Ehren und Andenken aufstellen kann." Von dieser Ansicht ging auch Ludwig aus. Um den großen Männern der Vergangenheit und Gegenwart den schuldigen Dank zu bekunden, trug er sein ganzes Leben lang Sorge, ihre Büsten zu sammeln und an würdigem Platze aufzustellen. Welche Aufgaben für die Plastik! 162 Brustbilder wurden für die Walhalla bestimmt, 76 für die Ruhmeshalle. Welche Unterscheidung er dabei zog, erhellt aus folgender Bemerkung. „Den lieben, trefflichen Schubert laße ich fragen", schreibt er an Kreuzer (11. August 1840), „ob er Regiomontanus (Johann Müller) und Martin Behaim für würdig in die Walhalla oder nicht hinlänglich für sie, doch aber für Bayerns Ruhmeshalle erachte, daß nehmlich, einen Vergleich zu machen, die in letzterer als wie die Grenadiere zu betrachten wären, die in Walhalla aber als die Garde, die aus ersteren auszuwählen. Ruhmeshallen könnten

Oesterreich, Preußen, Sachsen ꝛc. haben, Walhalla kann Teutschland nur eine besitzen." Nicht etwa nur die vorgenannten Künstler, sondern die Bildhauer von ganz Deutschland waren für den König von Bayern thätig. Außerdem wurde auch eine Gallerie von Brustbildern der Zeitgenossen angelegt, welche größtentheils Halbig modellirte. Bei der letzten Sitzung kam gewöhnlich der König, um sein Urtheil abzugeben, welches meist, wie der Künstler äußerte, den Nagel auf den Kopf traf. Daß seine Anordnungen nicht immer glücklich waren, ist selbstverständlich. Er war z. B. nicht zu überreden, von der unschönen Aufstellung der Standbilder auf dem Münchener Promenadeplatz, welche Lübke mit Recht einer bitteren Kritik unterzieht, abzustehen. Er schreibt darüber an seinen Sekretär Riedl (30. August 1860): „Gerade diese 5 Standbilder auf diesem (keineswegs dafür zu kurzen) Platze in einer Reihe werden imponiren, originell seyn, von ausnehmender Wirkung. Von dieser Ansicht weiche ich nicht ab. Dieses ist dem Bürgermeister zu eröffnen." „Solche Statuen unter freiem Himmel zu sehen", schreibt er an Bildhauer Schöpf in Rom, (1. September 1861) „muß man jetzt nicht nach Rom, sondern nach München." „Wir haben noch lange nicht zu viele öffentliche Denkmäler", erwiderte er auf eine Andeutung, daß in München nachgerade der Statuen zu viel würden, „hat ja doch Lysipp allein dem Plinius zufolge 600 Standbilder gegossen und in Rhodus standen außer dem großen Koloß noch 100 kleinere."

Erzbilder berühmter Männer, von König Ludwig errichtet, sind durch ganz Bayern zerstreut. Jede Stadt, deren Namen mit demjenigen eines bedeutenden Fürsten, Gelehrten oder Künstlers verknüpft ist, erhielt dessen Standbild.

Das edelste Erzbild, welches München aufzuweisen hat, verdankt es der Munifizenz des Königs und dem künstlerischen Genius Thorwaldsen's. Wir meinen die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. Die Kosten betrugen 91,000 Gulden. Wenn auch nicht so bedeutenden, doch im Ganzen günstigen Eindruck machen die Standbilder der Tonsetzer Gluck und Orlando di Lasso, des Kurfürsten Max Emanuel, der Feldherren Tilly und Wrede, der Baumeister Klenze und Gärtner. Zu stilvoller Durchführung hielt der König die Manteldraperie für unumgänglich nothwendig, dadurch erhielten viele Statuen etwas Ge-

drücktes, Schwerfälliges, doch ist ihnen Kraft und Bedeutsamkeit nicht abzusprechen. Ludwig litt nicht, daß für Statuen antikes Kostüm gewählt werde; nur bei den Standbildern an den Façaden der Glyptothek galt eine Ausnahme. „Die Statue Thorwaldsen's", schreibt er an Wagner, „ist von ihm selber modellirt, die Strümpfe ließ ich aber ausziehen und statt dem mit einer Schnalle versehenen Riemen um den Leib einen Gürtel ihm geben, denn so sehr ich gegen antike Darstellung Neuerer bin, muß dennoch, was in der Glyptothek, antik gehalten werden, soll Einklang nicht gestört seyn." Fast alle die genannten Standbilder wurden in gleicher Höhe ausgeführt.

In Landshut steht Ludwig der Reiche, der Gründer der ersten bayerischen Universität, in Augsburg Hans Jakob Fugger, der eifrige Kunstfreund, in Erlangen Markgraf Friedrich, in Regensburg Bischof Sailer, in Bamberg Fürstbischof Franz Ludwig, in Würzburg Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, in Ansbach der Dichter Graf Platen. Für Heidelberg bestimmte er das eherne Standbild des Heerführers Wrede, für Mannheim die Statuen der Haupt-Vertreter der Glanzperiode des Mannheimer Kunstlebens, Iffland und Dalberg. „Mich freut", schrieb er (28. Juli 1862) an den Bürgermeister Mannheim's, „damit zur Verschönerung Ihrer Stadt, an die mich so viele Erinnerungen knüpfen, etwas beyzutragen." Als jedoch die Mannheimer mit dem Aufstellungsplan nicht einverstanden waren, wandte sich der König deßhalb an den Großherzog von Baden. „Iffland und Dalberg müßen in der Nähe der Schillerstatue stehen, da ja auch Dalberg Intendant, da die Räuber zum Erstenmal aufgeführt wurden, Iffland ebenfalls, weil er als Schauspieler Schiller's dramatische Größe unterstützt."

Auch die beiden Männer, deren Namen seiner Jugend als Leitsterne vorschwebten, Schiller und Johannes Müller, ehrte er durch Monumente. An Georg Müller, den Bruder des Letztgenannten, schrieb er schon am 15. Juli 1819: „Unter den mir versagten, von mir vorzüglich bedauerten Dingen gehört, daß es mir nicht vergönnt war, Ihren Bruder seiner politischen Fesseln zu befreien, ihn sich selbst und dem Vaterlande wieder zurückzugeben und ihn schuldenlos zu machen; dann: daß Schillern nach Rom zu versetzen ich nicht ver-

mochte." Johannes Müller erhielt ein Grabdenkmal zu Kassel, Schiller ein Erzbild in München.

Außerdem schenkte er das Erz oder bedeutende Summen zur Errichtung der Monumente für Westenrieder und Kreitmayr in München, Wieland und Herder in Weimar, Radetzky in Wien, Mozart in Salzburg, Christoph Schmid in Dinkelsbühl, Justinus Kerner in Weinsberg, Palm in Braunau, Körner in Ludwigslust, Hübsch in Karlsruhe u. A. Zum Andenken an die in Rußland gefallenen 30,000 Bayern errichtete er den Obelisk in München, den bayerischen Kriegern, die in Griechenland den Tod fanden, wurde ein Denkmal in Nauplia gesetzt.

Im Jahre 1852 wandte sich Ernst Förster an Ludwig mit der Bitte um einen Beitrag zur Errichtung eines Standbildes für den Großherzog Carl August von Weimar. Ludwig erwiderte, es habe ihn schon lange der Gedanke beschäftigt, den vier Sternen Weimar's und ihrem Beschützer Carl August ein gemeinsames Denkmal zu errichten. Da aber bereits ein Standbild Herder's aufgestellt sei, so bleibe nichts übrig, als auch die Bildsäulen Goethe's, Schiller's und Wieland's in der Größe der Herder'schen zu errichten; für die beiden ersten könne die von Rauch modellirte Gruppe gewählt werden, jedoch mit der eine Bedingung abgebenden Vereinbarung, daß auch Schiller statt der Rolle einen Lorbeerkranz in die Hand bekäme. Er sei gerne bereit, wenigstens die Kosten für das Erz zu bestreiten. „Wie schön wenn in der Stadt, wo diese 4 Männer lebten, sie nach Jahrhunderten noch zu sehen wären!"

Als Rietschel den Plan für das nunmehr in Angriff genommene Goethe-Schiller-Denkmal dem Könige übersandte, schrieb dieser zurück (26. Februar 1853), die Skizze habe seinen vollkommenen Beifall, er habe bloß ein Bedenken über die Zusammenstellung Goethe's im Degenkleide mit Schiller im Hauskleide, er wünsche, daß Goethe als Dichter, nicht als Minister, mithin ebenfalls im einfachen Rock dargestellt werde, „da auch die Wirkung des kurzen Kleides bei einer im Großen ausgeführten Statue gewiß nicht vortheilhaft sein möchte". „Diese Bemerkungen", fügte er jedoch bei, „sollen keineswegs einen Wunsch zur Abänderung ausdrücken, sondern ich glaubte Sie nur darauf aufmerksam machen zu müssen." Rietschel antwortete mit künstlerischem

Freimuth (25. März 1853): „Dasjenige, was Ew. Majestät als wünschenswerthe Aenderungen bezeichneten, will ich, bevor ich die große Arbeit beginne, in die sorgfältigste Erwägung ziehen und mich nicht scheuen, zu diesen Aenderungen zu schreiten, sobald ich sie als vortheilhaft anerkennen muß. Im Voraus aber empfinde ich eine unaussprechliche Beruhigung in dem Gedanken, daß Ew. Majestät in so huldvoller Weise mir die Freiheit zugestehen, unter allen Umständen meiner innersten Ueberzeugung folgen zu dürfen." Ludwig verübelte dem Künstler nicht, als dieser seiner eigenen Auffassung gemäß die Gruppe ausführte. Mit Festigkeit beharrte er jedoch auf der Bedingung, daß das Monument in der Münchner Erzgießerei gegossen werden müsse. Rietschel gab ungern seine Zustimmung. Das herrliche Gelingen des Gusses bewies, wie unbegründet seine Besorgnisse waren.

Ludwig nahm regsten Antheil an den Versuchen der berühmten Münchner Erzgießer, ihre Kunst zu vervollkommnen, und spornte immer zu neuen Anstrengungen. Ein Meisterstück waren Guß und Vergoldung der für den Thronsaal bestimmten Kolossalstatuen. Als der junge Miller, eben von Paris zurückgekehrt, sich anheischig machte, eine Statue von 10 Fuß Höhe im Feuer zu vergolden, betheuerte der berühmte Gießer Manfredini, die Vergoldung einer solchen Figur müsse wegen der gefährlichen Quecksilberdämpfe zehn Menschen das Leben kosten. „Wenn Sie", sagte er zur Bekräftigung, „und Jeder, der Ihnen dabei hilft, noch 10 Jahre leben, so lasse ich mir den Kopf abschlagen!" Und doch wurde das Werk begonnen, und es gelang. „Der arme Manfredini ist abermals um einen Kopf kürzer!" wiederholte König Ludwig, so oft wieder eine Statue vollendet war.

Der ehrgeizige Wunsch, durch seine Gießerei etwas außergewöhnlich Großartiges ausgeführt zu sehen, erzeugte auch die Idee zum Kolossalstandbild der Bavaria. Da, wo sich das Volk aus allen Gauen Bayern's zum Octoberfest alljährlich versammelt, sollte Bayern's Ruhmeshalle errichtet werden, überragt von dem Riesenerzbild, gleich wie im alten Athen die Athene Promachos hoch über die Akropolis hinwegschaute. 1837 wurde Schwanthaler mit dem Auftrage betraut. Erst 1844 begann man mit dem Guß. Die Geschichte des kühnen Unternehmens, wie sie Professor Sepp nach Miller's Mittheilungen

erzählt, gemahnt an den Bericht Benvenuto Cellini's über den Guß der Perseusstatue, wobei ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden waren. 400 Zentner Erz mußten auf Einmal geschmolzen werden, eine fast um das Doppelte größere Erzmasse, als je einen Gußofen füllte. Der Guß des Löwen mißlang beim ersten Versuch völlig, große Auslagen waren damit verloren und Meister Miller war fast entmuthigt. So traf ihn Ludwig früh Morgens in der Gießstätte. Miller verhehlte seine Besorgnisse nicht. „Ein Werk von solchen Dimensionen geht über den Mann, meine Manneskraft wenigstens reicht nicht aus!" Da ergriff der König den Arm des Künstlers und überhäufte ihn nun, auf und ab promenirend, mit eindringlichen Vorstellungen. „Denken Sie an den Koloß von Rhodus, dann an Lysippus, welchem Alexander der Große zum Siegesdenkmal am Granikus 25 Reiterbilder nebst 9 kolossalen Statuen auf Einmal zu machen übertrug! Das waren ja auch nur schwache Menschen wie Sie! Dafür bleibt dann Ihr Ruhm unsterblich!" Die rege Theilnahme des Königs überwand auch hier wieder alle Bedenken und vermochte alle bei dem großen Werk Beschäftigten zur Anspannung aller Kräfte. Der Guß des Kopfstückes der Statue machte dem Meister die größte Sorge. Welche Freude, als das kolossale Erzbild sich trefflich gelungen zeigte! Der König selbst eilte zur Hebung aus der Gußgrube. Als das Haupt majestätisch emporstieg, begrüßte] aus seiner Höhlung Gesang den König, als hätte die Riesin selbst Leben und Stimme erhalten. Da nun 26 Sänger aus dem Innern des Hauptes stiegen, rief Ludwig enthusiasmirt: „Gesehen! gesehen! und doch unglaublich!" Ebenso glücklich gelang nach unsäglichen Anstrengungen die Zusammenfügung und Aufstellung der Statue. Die Kosten beliefen sich auf nahezu eine Viertelmillion Gulden. Um einen Begriff zu geben, wie riesig die Dimensionen dieses größten Erzbildes der Neuzeit, genügt die Erwähnung, daß im Innern der Statue eine Treppe mit 66 steinernen Stufen zu dem Haupte emporführt. Der Kunstkritiker Riegel sieht darin nur „eine zwecklose Aufthürmung von Massen". Dem Vorwurf ist nicht alle Berechtigung abzusprechen, doch trifft eine Schuld weder Bildner noch Gießer. Der Erstere darf sich mit Recht rühmen, eine Figur von originellstem Typus erfunden zu haben, welche trotz der kolossalen Verhältnisse nicht ohne Anmuth ist und — ein nicht zu

verachtendes Beweismittel für ihren Werth — rasch populär wurde. Die Technik des Gießers bedarf nicht erst des Lobes.

Die Enthüllung am 9. Oktober 1850 gab den Münchnern Gelegenheit zu einem Ehrenfeste für den Fürsten, welchem ihre Stadt so Viel zu verdanken hat. Auf der weiten Theresienwiese wogte eine zahllose Volksmenge, die den König mit donnerndem Jubelruf empfing. In festlichem Zuge begaben sich die Münchner Künstler und Industriellen vor das Zelt ihres Schutzherrn, um ihm durch eine Reihe von Geschenken, sämmtlich Werken der Münchner Kunst und Industrie, ihren Dank zu bezeugen.

Es ist hier wohl am Platze, den gegen Ludwig oft erhobenen Vorwurf, daß er die Einwirkung der Kunst auf das Gewerbe nicht gefördert habe, zurückzuweisen. Der König selbst forderte z. B. den Oberbaurath Voit, Vorstand des Vereins für Ausbildung der Gewerke auf, ihm die Vereinszeitschrift zuzusenden. „Mein lebhafter Wunsch war immer, daß die Kunst auch in das Gewerbe dringe", schreibt er dabei. Die dem König bei Gelegenheit der Bavaria-Enthüllung überreichten Geschenke lieferten auch den besten Beweis, daß die von Ludwig gehegte und geförderte Kunst auf das Gewerbe in der That veredelnden Einfluß ausgeübt habe. Als die Hülle fiel und das Riesenerzbild im Strahl der Sonne sichtbar wurde, gab langanhaltender Jubel die Freude des Volks über das gewaltige Werk kund. Der König selbst war tief ergriffen. „Ich bin 64 Jahre alt", äußerte er zu seiner Umgebung, „hab' viel des Schönen gesehen, so Schönes noch nie, hab' viel Freuden erlebt, doch solche Freude noch nie!"

Es war von der Künstlerschaft beabsichtigt gewesen, bei diesem Feste den Gefeierten durch Ueberreichung eines goldenen Lorbeerkranzes zum „König der Künstler" zu krönen. Ludwig erhielt jedoch von dem Vorhaben Kenntniß und lehnte die Huldigung ab.

Schon im Jahr 1841 war unter den Künstlern der Gedanke rege geworden, ihren königlichen Schutzherrn durch ein Monument zu ehren. Thorwaldsen, der sich eben in München aufhielt, erklärte sich freudig bereit, das Modell für eine Reiterstatue zu fertigen und zu schenken, das sonst Erforderliche sollte durch Beiträge der Künstler aller Nationen aufgebracht werden. Doch wurde das Projekt nicht ausgeführt, weil bald darauf Thorwaldsen starb.

Digitized by Google

Im Jahr 1856 nahm die Münchner Bürgerſchaft den Gedanken eines Monuments wieder auf. Klenze wurde mit dem Entwurf betraut. Dieſer beſaß eine Bleiſtiftſkizze von Schwanthaler's Hand zu einem Denkmal des Königs Stephan von Ungarn*). Der Bildhauer hatte ſie dem nach Ungarn berufenen Architekten übergeben, damit derſelbe dort für die Ausführung Gönner werbe. Die Zeitverhältniſſe waren dem nicht günſtig geweſen und nun ſchlug Klenze vor, Schwanthaler's Gedanken für Ludwig's Statue zu verwerthen. Der Hauptgedanke von Schwanthaler's Entwurf war eine Reiterſtatue, welcher zur Seite zwei Pagen gingen, die Symbole der chriſtlichen Religion und der Geſetzlichkeit tragend. Der Magiſtrat beſchloß, die Bildhauer Halbig, Widnmann und Brugger zur Konkurrenz aufzufordern. Ludwig ertheilte dazu ſeine Einwilligung. „Die von mir gewünſchte Genehmigung dieſer Beſchlüſſe hiemit ertheilt. Wiederhole bei dieſer Gelegenheit, daß ich nicht glaube, daß einer dieſer drey gedachten Künſtler eine ſchönere Gruppe machen werde, als Ludwig von Schwanthalers Ungariſcher König mit den zwei Edelknaben bilden." (26. Sept. 1856.) Halbig, welchem die Ausführung der Büſte des Königs ſo gut gelungen war, wollte ſich bei einer Konkurrenz nicht betheiligen; die beiden anderen Künſtler fertigten Modelle nach dem Vorbilde jener Gruppe. Ludwig ſelbſt traf Entſcheidung zu Gunſten des Widnmann'ſchen Projektes. „Wie ſehr ich Widnmann und Brugger für ausgezeichnete Künſtler ſchätze, gebe ich doch dem Modell Widnmanns den Vorzug." (23. Febr. 1857.) Das Piedeſtal wurde nach Klenze's Entwurf mit vier lebensgroßen ſymboliſchen Figuren, Religion, Poeſie, Kunſt und Induſtrie, geſchmückt. Auf die Anfrage ſeines Sekretärs, ob nicht der für den Sockel benöthigte Marmor aus dem Untersberger Bruche billiger als gewöhnlich berechnet werden ſolle, ſchreibt Ludwig (20. Juli 1858): „Habe vor, die Beſtellung wie für einen fremden Gegenſtand zu behandeln. Es thut Noth, die Zubuße der Marmorbrüche zu vermindern. Ohne daß von einer Entſchließung von mir dem Beſteller Erwähnung geſchieht,

*) So Klenze in der Korreſpondenz mit dem Münchner Magiſtrat. Das Schwanthalermuſeum verwahrt das Modell einer Reiterſtatue des Mathias Corvinus von ähnlicher Anlage.

den Kubikfuß wie bei Bestellern üblich zahlen zu laßen. Würde ich Verminderung eintreten laßen, trüge ich ja gewißermassen selbst zu meinem Denkmahl bey". Am 25. August 1862 wurde das Denkmal enthüllt. Es erhebt sich inmitten der Schöpfungen Ludwigs, in der nach ihm benannten Straße. Ein bekannter Kunsthistoriker gießt eine volle Schale häunischen Spottes über den König aus: „König Ludwig war bei der Enthüllung seines Monuments Selbst zugegen und fand es äußerst gelungen, daß Er wie ein Karnevalsheld mit erhobenem Scepter im Krönungsschmucke zwischen zwei Knaben, welche Tafeln mit den Worten „Gerecht" und „Beharrlich" halten, — mitten hindurchreitet". Das ist einfach eine Unwahrheit. Ludwig befand sich zur Zeit der Enthüllung auf seiner Villa zu Edenkoben in der Pfalz. Dahin ging ein Telegramm der Münchner Künstlerschaft ab: „In diesem Augenblick haben die Künstler Ew. Majestät ehernes Bild in unbeschreiblicher Begeisterung mit Blumen und Kränzen bedeckt. Es sind nur vergängliche Blätter, doch auf dem Haupte von König Ludwig's Majestät wird jedes Reis zum unverwelklichen Lorbeer!"

Werke der monumentalen Baukunst.

Es wurde schon auf die Anfänge der Umgestaltung München's hingewiesen, auf die ersten architektonischen Schöpfungen Ludwig's, deren rasches Werden den Zeitgenossen fast wie ein Wunder erschien.

Was er in und für München that, traf glücklicher Weise auch mit der bedeutenden Veränderung der Physiognomie der größeren Städte überhaupt zusammen. Die Erleichterung der Verkehrsmittel hat tausenderlei neue Erscheinungen zur Folge, die Zahl der Einwohner wird durch Zuzug aus der Nachbarschaft und Fremde vermehrt, es wird laut nd lebendig in den Straßen, man beginnt am Comfort Behagen zu finden, alle Anstalten und Einrichtungen, welche auf größere Oeffentlichkeit und rascheren Puls des Handels und Wandels bedacht sind, werden begünstigt, Ausstellungen werden veranstaltet, die Konkurrenz tritt kräftig auf und bringt Bewegung in die stillsten Winkel.

Doch indem Jeder aus dem engen, ruhigen Dasein heraustritt, um an der allgemeinen Hast und Emsigkeit theilzunehmen, verwischt sich mehr und mehr das persönlich Besondere, die Originalität; wie in der Stadt die Stände sich äußerlich kaum noch unterscheiden, wagt sich auch in den Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden nur ein eintöniger, nüchterner, allein auf das Bedürfniß gerichteter Stil an's Licht.

Da war es Ludwig, der auch dem idealeren Wunsche und der künstlerischen Richtung noch Rechnung trug und in seiner Residenz

Bauwerke schuf, welche mehr als nur nützlich, welche schön sein wollen und im großen, ruhelosen Strom als bleibende Malzeichen emporragen.

Was auf architektonischem Gebiete geleistet wurde, ist um so anerkennenswerther, wenn man die Schwierigkeit in Beschaffung des Baumaterials berücksichtigt. Allerdings ließ die Ausführung der neuen Straßenkörper, die so zu sagen über Nacht entstanden, Viel zu wünschen übrig und der Nachwelt die Sorge, Kanäle zu legen, Brücken zu schlagen und schattenlose, verstaubte Plätze zu bepflanzen. Aber es wäre eine falsche Annahme, wollte man glauben, der königliche Bauherr habe ausschließlich für seine großen Bauten Sorge getragen und jene materielle Seite außer Acht gelaßen. Schon im Jahr 1829 (28. März) z. B. schreibt er an Schenk: „Treiben Sie ja den Münchner Magistrat wegen der Gasbeleuchtung!" Er berieth sich wiederholt mit Sachverständigen, wie man zur Besserung der klimatischen Verhältnisse beitragen könne, und wollte deßhalb die benachbarten Moore trocken legen. „Wie steht's", schreibt er (4. April 1829) an Schenk, „mit der Freisinger Moos-Austrocknung? Reden Sie noch vor meiner Ankunft mit Freiherrn von Hallberg, um mir äußern zu können, was am förderlichsten". Um Handel und Industrie zu fördern, sollte von München aus ein Kanal bis an die Donau geführt werden. Er schreibt darüber (19. April 1829) an Schenk: „Lesen Sie „Mittheilungen aus Nordamerika" von Fr. List, I. Heft. Trotz allem Gesagten dürften dennoch, (wenn die Mittel vorhanden,) Kanäle zwischen München und der Donau und zwischen der Donau und dem Main Eisenbahnen vorzuziehen seyn. Ein gar nicht bemerkter Hauptgrund für erstere die Dauer. Wie leicht können in einem Kriege Eisenbahnen zerstört werden bis auf die Spur, ein Kanal aber, (für dessen Speisewasser gesorgt,) kann nach Jahrhunderten leicht wieder hergestellt werden. In keinem Fall dürfte Jos. v. Baader mit der Ausführung von Bahnen beauftragt werden, soll dieses stattfinden oder doch nicht den Voranschlag sehr, sehr übersteigen. Reichenbach, warum mußtest du mir todt seyn! Auf obige Schrift zurückzukommen, so gränzt's an's Unglaubliche, was mit wenig Geld Privatactiengesellschaften ausführen, aber bey uns fehlt der Sinn! Die Regierung soll alles thun, der man aber keine Mittel dazu geben will."

Vor Allem aber sollte das gesammte Bauwesen in eine künst-

Digitized by Google

lerische Sphäre gehoben werden. Ludwig schreibt darüber an Schenk (26. Juli 1829): „Von allen auf Staatskosten erbaut werdenden Kirchen, und wären es nur Dorfkirchen, und großen Gebäuden die Pläne mir vorzulegen, dürfte räthlich seyn, nachdem sie bereits durch den Ausschuß Baukunstverständiger gut geheißen worden. Baukunstverständige müssen es seyn, diesen werde jedes neue, auch kleine Staatsgebäude, jedes Schulhaus, zur Entscheidung vorgelegt, wenigstens aus jenen Kreisen, wo der Bauvorstand kein wirklicher Künstler im Baufach ist. Daß alles dieses eben Gesagte gleichfalls auf die Gemeindebauten angewendet werde, ohne Rechtsverletzung, wünsche ich, erwarte über das eine wie über das andere Ihren Antrag. Ebenfalls wenn Sie mit Gärtner sich benommen, wie tüchtige Baukünstler zu bilden?" Den Berichten der Baukommission schenkte er stets eingehende Aufmerksamkeit, Hunderte von eigenhändigen Signaten bezeugen es.

Die in den ersten Regierungsjahren bedeutend hervortretende Anspannung von Staatsmitteln für bauliche Zwecke rief nicht bloß den Tadel der einseitigen Nützlichkeitsanwälte wach, sondern stieß auch bei Vielen, welche die monumentale Verwirklichung großer Gedanken an und für sich zu schätzen wissen, auf Bedenken. „Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung", schrieb Sulpiz Boisserée (20. August 1831) an Goethe, „und sie zeigt sich nirgend auffallender, als in der Geschichte der Baukunst, daß die Menschen, sowie sie Großartiges unternehmen, gar leicht das Maß der Mittel und der Zeit überschreiten, nicht bedenkend, daß sie mit ihrem Bestreben an und für sich auch bei der größten Mäßigung schon im Wiederstreit mit dem gemeinen Weltlauf stehen, der alles Höhere in seinen unersättlichen Schlund hinabzuziehen sucht. Die Anwendung auf König Ludwig liegt so nahe, daß man sich ihr nicht entziehen kann." Seitdem die Bauunternehmungen des Königs im Landtag 1831 so stürmischen Angriff erfahren mußten, wurden alle Neubauten, die nicht unmittelbar staatlichen Zwecken dienstbar, aus den Privatmitteln Ludwigs bestritten. Aber auch damit waren die Stimmen der Mißvergnügten und Unzufriedenen nicht zum Schweigen gebracht. Ueberhaupt wurden Ludwig's Werke von den Fremden schneller und dankbarer anerkannt, als von den Einheimischen. Dies war dem Könige nicht unbekannt. „Habe

nicht vor", schreibt er (23. September 1844) an Kreuzer, „mit bengalischem Feuer die Feldherrnhalle erleuchten zu laßen. Statt Anerkennung des ihnen gegebenen Genusses würden es mir Münchener nur verargen, diesen Aufwand während der Fleischtheuerung zu machen. Was hat München mir nicht zu verdanken, der ich Millionen meines Geldes in Umlauf unter die ärmere Classe setzte, und wie wird's mir gedankt? Die Fleischtheuerung dient, gegen mich aufzuhetzen, aber was in aller Welt kann ich für dieselbe? Die Bosheit findet Dummheit, die es glaubt. Man hat Mühe, nicht bitter zu werden. Mein treuer Kreutzer weiß, wie viel ich gebe an unmittelbaren Unterstützungen und an mittelbaren, wie gesagt, durch's Bauen." Selbst nach Ludwig's Thronentsagung sprach von der „Verschwendung" des Privatmanns jeder Banause, der die Anlage der für gemeinnützige Bauwerke verwendeten Kapitalien in irgend einer ausländischen Bank ganz in der Ordnung gefunden hätte. Andere Stimmen tadelten die „Willkür und Gemachtheit" der „idealen Architektur". Als ein Kritiker die Bauwerke der „mäcenatisch-epigonischen" Aera Ludwig's, da sie nicht socialen Bedürfnissen entsprächen, als todtgeboren zu brandmarken suchte, forderte Ludwig den auch mit der Feder gewandten Klenze zur Vertheidigung auf. „Nach dem Schönen, nach dem Idealen", schreibt er (19. Oktober 1858), „soll die Kunst streben, glücklich also, wenn physisches Bedürfniß nicht hemmt!"

Die Beharrlichkeit des königlichen Bauherrn siegte über alle Bedenken, Schwierigkeiten und Angriffe und er fand seinen Lohn durch die reiche Anerkennung, welche ihm von unparteiischen Kunstfreunden gezollt wurde. Im Jahr 1833 kam der kunstsinnige Kronprinz Friedrich Wilhelm nach München. Ein Brief Rauch's an Klenze zeigt, welchen bedeutenden Eindruck das Münchener Kunstleben auf den Prinzen ausübte. „S. königl. Hoheit der Kronprinz", erzählt Rauch (8. Februar 1834), „hat uns auf's schönste und speziellste von den kolossalen Unternehmungen des Königs vielfach unterhalten, wie weit Sie mit den begonnenen Werken vorangeschritten, das bunte Getreibe der verschiedenen Künstler in den Räumen zum Entzücken lebendig geschildert, über alles wahrhaft ergriffen. Jede Erwartung übertreffend, ist die Wirkung des Königsbaues, das Ganze, wie das Einzelne hat diesen Eindruck auf ihn gemacht, daß das Bild davon durch wiederholte

Darstellung nur desto schöner und reichhaltiger auf uns übergegangen ist."

Klenze, der Erbauer der Residenz, wurde 1829 zum Vorstand der obersten Baubehörde ernannt, welcher die Leitung des gesammten Bauwesens übertragen war. Das große Talent dieses Baumeisters, sein Verständniß für die Bauformen der Antike, sein geläuterter Geschmack hatten an dem Könige einen aufrichtigen Bewunderer. Ihm übertrug er auch besonders deßhalb am liebsten Bauunternehmungen, weil Klenze zugleich ein praktischer Geschäftsmann war. Seine Kostenanschläge erwiesen sich stets als richtig, er hütete sich vor nachträglichen Planänderungen des schon in Angriff genommenen, er führte sein Werk rasch zu Ende und stellte es doch in unübertroffener Solidität hin.

Aber der König wollte nicht bloß großartige Bauten billig ausgeführt sehen, ihm lag der Aufschwung der Kunst selbst, mithin vor Allem zweckmäßige Förderung und Heranbildung jüngerer Kräfte am Herzen. An Schenk schreibt er darüber (22. September 1829): „Daß Klenze im Bauwesen keinen Großvezier abgebe, dieses muß verhütet werden, und doch dabey möglichsten Nutzen aus seinem hohen Talente und seiner großen Tüchtigkeit zu ziehen, dieses ist die (nicht leichte) Aufgabe. Ausgezeichnete Künstler und Techniker, beydes vereinigende, wenn solche vorhanden, über das Bauwesen zu setzen in dem Baurathe, die unabhängig von Klenze, redlich sind und frey zu sprechen das Herz haben, z. B. Gärtner, scheint mir das geeignetste. Gutensohn wäre indessen auch würdig, und Ziebland, dem jedoch die Ausübung, das Praktische, noch abgeht. Wie Cornelius, Schnorr, Heß neben einander unabhängig malen, so müssen es auch die Architekten können, soll das Bauwesen gedeihen. So war es im Alterthum, so in Italien's cinque cento, der herrlichen Zeit. Ziebland Gelegenheit verschaffen und gleich im nächsten Frühling, bey eines Baues Ausführung ihn anstellend, ohne daß er darum mehr beziehe als die 600 fl. bis auf weiteres, damit er die Ausübung lerne, finde ich wesentlich, erwarte darüber Vorschläge."

Klenze ist der Erbauer des in prächtigem Florentiner Stil ausgeführten Palastes des Herzogs Maximilian von Bayern, des schönsten

Privatgebäudes der Stadt. Fast alle übrigen Gebäude der imposanten Ludwigstraße sind von Gärtner erbaut.

Auch dieser Architekt hatte sich in Italien namentlich das Studium der antiken Architektur angelegen sein lassen. Während aber Klenze an diesen Bauformen fast durchgehends festhielt, neigte Gärtner bei seinen eigenen Bauten mehr zur Renaissance mit romanischen oder gothischen Einzelformen. Schon 1820 wurde er zum Professor für Architektur an die Münchner Akademie berufen, doch da ihm zugleich auch die Leitung der Anstalten für Glasmalerei und Porzellanfabrikation übertragen war, blieb er zunächst mehr mit administrativen Arbeiten beschäftigt. Epochemachend für seine Künstlerlaufbahn war das Jahr 1829, da ihm der Entwurf eines Kirchenbaues, der Ludwigskirche, übertragen wurde. Die äußere Façade macht zwar, da die Thürme zu weit von einander ab stehen, keinen günstigen Eindruck, das Schiff der Kirche aber ist von großartigem Charakter.

Drei Jahre später wurde der Grundstein zu dem benachbarten Bibliothekgebäude gelegt, für welches byzantinisch-florentinischer Stil gewählt wurde. Schon Herzog Albrecht der Weise hatte in Italien so reiche Bücherschätze erworben, daß seine Sammlung als die erste „Liberei" Deutschlands galt. Fast alle Nachfolger hatten sich die Vermehrung angelegen sein lassen, namentlich die Säkularisation der an Büchern und Handschriften reichen bayerischen Klöster trug zur Completirung bei. Ludwig's Sorge war nunmehr, ein würdiges Haus für die literarischen Schätze zu errichten. Im Erdgeschoß des stattlichen Palastes wurde das Reichsarchiv untergebracht, das an Reichhaltigkeit und Werth keinem anderen europäischen Archive nachsteht.

Aus Privatmitteln des Königs wurde der Bibliothek gegenüber das Blindeninstitutsgebäude erbaut, nach seiner Vollendung aber tauschweise dem Staat gegen das alte Kriegsministerialgebäude neben der Residenz übergeben, welches abgebrochen wurde. Dafür wurde ein neues Kriegsministerialgebäude neben der Bibliothek aufgeführt, zur rechten und linken Seite des Blindeninstituts aber große Gebäude zur Aufnahme des Damenstifts und der Salinenadministration. Sämmtliche letztgenannte Bauten sind von Gärtner entworfen, ebenso

das von 1835 bis 1840 erbaute Universitätsgebäude, sowie die gegenüber liegenden Häuser für das Klerikalseminar und das Mädchenerziehungsinstitut. Auf den großen, freien Platz in Mitte der letztgenannten drei Gebäude sollte ein Obelisk kommen, doch entschied sich Ludwig später für Aufstellung von zwei kolossalen Erzbrunnen, welche den Fontänen Bernini's auf dem St. Petersplatz in Rom nachgebildet sind. „Die beiden Fontänen in Rom", schreibt Ludwig von Rom (27. Mai 1844) an Gärtner, „haben auf mich nicht mehr und nicht nur auf mich allein die frühere Wirkung hervorgebracht, die auf dem Universitätsplatze gesehen habend, welche mein hochbegabter Gärtner gemacht hat." Ihren Abschluß nach der Stadtseite erhielt die fast eine halbe Stunde lange Ludwigstraße durch die sogenannte Feldherrnhalle, eine schwächliche Nachbildung der Loggia dei Lanzi in Florenz. Die offene Halle enthält bis jetzt nur die ehernen Standbilder Tilly's und Wrede's. Am nördlichen Ende der Straße erhebt sich das Siegesthor, im Stil römischer Triumphbogen von Gärtner entworfen und nach dessen Tod von Eduard Metzger vollendet. Die reichen Skulpturen an dem Prachtbau sind nach Wagner's Modellen von verschiedenen Künstlern ausgeführt, die Bavaria in der von vier Löwen gezogenen Quadriga ist von Brugger modellirt, die prächtigen Löwen von Halbig, den Guß leitete Miller. Zu großem Verdruß Wagner's traf der König die Bestimmung, die Figur solle der Stadt den Rücken zuwenden, denn „das siegreich zurückkehrende Heer begrüßend sei sie gedacht". Wenn Ludwig Hauff in seiner 1862 erschienenen Beschreibung der Kunstschätze München's spottend bemerkt, der Zweck der königlichen Anordnung sei noch immer nicht in Erfüllung gegangen, so ist wenigstens dieser Einwurf seit 1871 haltlos geworden.

Auch die kirchliche Baukunst feierte in München Triumphe. „Es war ein königlicher und künstlerischer Gedanke", sagt der Protestant Bunsen, „mit Verschmähung des Halben und Gemischten vier kirchliche Musterbauten in München ausführen zu lassen." In der That verdienen wenigstens die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au und die Bonifaziuskirche solche Auszeichnung.

Zu Plänen für die Vorstadtskirche wurden 1830 mehrere Architekten aufgefordert. Ludwig lenkte die Wahl der Gemeinde auf den Plan des Baukondukteurs Ohlmüller in Bamberg, welcher durch

einen Entwurf zu einer Walhalla in altdeutschem Stil die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen hatte. Als die Bauangelegenheit in's Stocken kam, mahnte der König. „Wann wird", schreibt er (18. April 1830) an Schenk, „die Bonifaziuskirche in der Au begonnen? Doch nach Ohlmüllers Entwurf und als Bauführer Ziebland aufgestellt?" Er schenkte zum Bau 100,000 Gulden und spendete überdies die herrlichen Glasfenster, welche nach Cartons von Fischer, Schraudolph, Ruben u. A. in der Münchner Glasmalerei ausgeführt wurden. Kein anderes Bauwerk München's bringt die Schönheit des altdeutschen Kirchenstils so mustergiltig vor Augen. Tritt man zumal in einer hellen Mondnacht vor das Münster, so wirkt der Reiz dieser schlank emporstrebenden Formen überwältigend.

Der Wunsch, dem Apostel der Deutschen ein Gotteshaus zu weihen, wurde zur That, als die Vergrößerung des fashionablen Westendes der Stadt das Bedürfniß nach einer neuen Kirche hervortreten ließ. Es wurde dafür die altchristliche Basilikenform gewählt und der Bau Ziebland übertragen. Ludwig hatte diesen jungen Architekten schon 1827 nach Italien geschickt, damit er dort nach den vorhandenen Basiliken Studien mache. Nicht Imitation, sondern Wiederherstellung des reinen Stils schwebte dem Künstler vor Augen und sein Werk ist ein Musterbau in jeder Beziehung. Ludwig erkannte dies begeistert an, nur schien ihm das Werk zu langsam fortzuschreiten. Er ertrug nichts so schwer, als wenn ein Künstler, wie Alphons von Tasso sagt, beständig die Hoffnung zu hintergehen schien. Kreuzer wurde wiederholt angewiesen, eine raschere Durchführung zu betreiben. „Trachten Sie", schreibt Ludwig (20. August 1846), „jedoch nur, wenn sicher Zieblands Gesundheit keinen Schaden dadurch erleiden kann, nehmlich daß es ihm keine Alteration zu verursachen vermag, daß er diejenigen Gegenstände, welche bey Einweihung von St. Bonifaz Abtey und Pfarrkirche nothwendig neu verfertigt seyn müßten, zuerst zeichne und rechtzeitig sie im May vornehme. Besser alles zugleich fertig, doch was einstweilen geliehen werden kann, dürfte anfangs aushelfen. Fuchsteufelswild möchte ich über Zieblands Verzögerungen werden, habe Mühe, mich zurückzuhalten". Die trefflichen plastischen Arbeiten an der Kirche sind von Schönlaub gefertigt. Die Farbenpracht der inneren Ausschmückung beeinträchtigt etwas den Eindruck

des Harmonischen, doch gehören die Darstellungen aus dem Leben Winfrieds, durch H. Heß und seine Schüler ausgeführt, zu den besten Kirchenfresken der Neuzeit. Namentlich das Christusbild im Halbrund des Hauptaltars ist ein begeisterter Lobgesang christlichen Gefühls. An die Kirche ist ein Kloster angebaut, das den Benediktinern eingeräumt wurde, deren Orden bei dem Könige in hoher Achtung stand. Die Gesammtkosten des Baues, aus den Mitteln der Civilliste bestritten, beliefen sich auf mehr als eine Million Gulden. Ludwig hatte bei der Wiederherstellung der Abtei Scheyern beabsichtigt, dort eine Familiengruft anzulegen; seine Vorliebe für die Basilika bestimmte ihn später, sich hier den Platz zur letzten Ruhestätte auszuwählen. Das Vorbild zu seinem Grabmal hatte er schon als Jüngling bei seiner ersten Reise nach Sicilien ausersehen, es war das schmucklose Grabmal der Normannenkönige in Monreale bei Palermo. Der steinerne Sarkophag wurde nach Ziebland's Zeichnung 1854 ausgeführt und in der Gruftkapelle der Kirche aufgestellt. Der Anblick dieses ernsten Mahners hatte für den König nichts Abschreckendes; er wies, so oft er daran vorbeiging, darauf hin und rief dabei ein lautes: Memento mori! —

Für moderne Städte haben Thore nur noch monumentale Bedeutung. Dies genügte aber, um dem König ihre Erhaltung und Vermehrung werthvoll erscheinen zu lassen. Seine wiederholten Vorstellungen, an den Münchener Magistrat gerichtet, bewahrten das altersmüde Angerthor vor dem Abbruch. Das Isarthor wurde nach dem alten Plan durch Gärtner wiederhergestellt und erhielt anmuthigen Schmuck durch ein Freskogemälde Neher's, den Einzug Kaiser Ludwig's des Bayern in München darstellend. Leider ging Ludwig nicht auf ein Projekt Ziebland's ein, an Stelle des durch eine Explosion theilweise demolirten Karlsthores einen großartigen Portikus am Karlsplatz zu errichten, und ließ die geschmacklose Restaurirung des alten Thores geschehen.

Dagegen beschloß er den herrlichen Königsplatz mit der Glyptothek und dem 1845 von Ziebland erbauten Kunstausstellungsgebäude durch Errichtung eines Prachtthores, gleichfalls in griechischem Stil, abzuschließen. Der Plan, der Stadt München diese neue Zierde zu schenken, datirt vom Tag nach seiner Thronentsagung, wozu

ihn doch namentlich die Haltung der Münchener Bürgerschaft vermocht hatte. Am 21. März 1848 weist er seinen Sekretär an: „Geheimrath von Klenze in Kenntniß zu setzen, daß auf so lange ich nicht anders verfüge, ich im Untersberger Marmorbruch für die Propyläen des Jahrs für 12,000 fl. werde brechen lassen." Fünf Jahre dauerten diese Vorarbeiten. Am 6. April 1854 wurde sodann durch Ludwig selbst der Grundstein gelegt. Der Bau Klenze's erinnert an den gleichnamigen Bau des Mnesikles in Athen, ohne eine Arbeit nach gegebenem Schema zu sein. Neben dem Doppelgiebelraum erheben sich pelasgisch-achäische Pylonen. Das ganze Werk macht den Eindruck mit Anmuth gepaarter Kraft, allerdings ist die praktische Bestimmung des Thores nicht gerade glücklich festgehalten. Wohl in hundert Briefen an Klenze beschäftigt sich Ludwig mit allen Einzelheiten des Planes und der Ausführung. So schreibt er z. B. (3. September 1855): „Von den Propyläen komme ich und was ich sah, gefiel mir. Vernahm aber zufällig, daß nur die äußeren Säulen dorischer Ordnung seyn sollen, die inneren korinthischer, zugleich aber auch, daß glücklicherweise von letzteren noch nichts bestellt sey. Ich war immer der Ueberzeugung, daß durchaus dorisch die Säulen würden. Ob bey einem solchen Gebäude, ob zu Ebener Erde die Griechen in der Kunst Blüthezeit unterschiedenerley Ordnungen angewendet, mir wenigstens ist nichts dergleichen bekannt. Einklang, Durchführung derselben scheint mir wesentlich. In jedem Falle behalte ich mir die Entschließung vor." Am nächsten Tage (4. Sept. 1855): „Wieder auf das Gestrige zurückzukommen, halte ich Durchführung einer Ordnung in den Propyläen als etwas, das sich von selbst versteht, wie denn auch in denen zu Athen einzig die dorische sich angewendet findet. Zweyerley in den Propyläen widerstrebt mir. Mein Gefühl läßt sich nicht überreden, diese Erfahrung haben Sie mehr denn einmal gemacht, obgleich ich Sie für einen sehr ausgezeichneten Künstler halte." Klenze zählte darauf mehrere analoge Fälle auf, daß bei griechischen Bauten verschiedenartige Ordnungen Anwendung fanden. Auch bei den Propyläen Athen's seien dorische und jonische Säulen aufgestellt, und da dessenungeachtet das Auge des Königs bei ihrem Anblick den Eindruck einer harmonischen Einheit erhielt, so sei dies der sicherste Beweis, daß die getroffene Anordnung

richtig berechnet sei. Ludwig beruhigte sich erst, als er selbst an den Plänen der Propyläen zu Athen und zu Eleusis Klenze's Behauptung bestätigt fand. Der Bau verschlang große Summen (im Ganzen über 700,000 Gulden), was dem sparsamen Bauherrn manche Klage entpreßte, aber auch dem Baumeister mochte bei vielen Abstrichen und Aenderungen, die er aus Ersparungsrücksichten treffen mußte, das Auge feucht werden. Er schreibt an Ludwig (10. Oktober 1859): „*Ἁ πενία, Διόφανε, μόνα τὰς τέχνας ἐγείρει!* sagt sehr poetisch, schon Theokritos, was ich bei meinem Bau sehr prosaisch durch „Noth lehrt beten" übersetzen möchte." Ludwig munterte dann wieder auf, lobte, schmeichelte. „Am Tag meiner Abreise von München", schreibt er (13. Oktober 1860) an Klenze, „prachtvoll schien eben die Sonne, schickte ich zu Ihnen, bey den Propyläen sich einzufinden, aber Sie waren abgereist und so sah ich allein bewundernd den vom Gerüst befreyten Theil. Es ist ein herrliches Werk!" Zugleich überschickte er ein an Klenze gerichtetes Sonett: „Im Mondschein vor der Glyptothek." Die Propyläen sollten ein Denkmal der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche sein. Diesen Gedanken prägen die reichen Skulpturwerke in den Giebelfeldern und die Reliefs an den Thurmwänden aus. Ihre Conception rührt von Schwanthaler her und zeugt von der Versatilität seines schaffenden Geistes. Das westliche Giebelfeld versinnbildlicht den Befreiungskampf, das östliche den Wiederbeginn der staatlichen Ordnung; lebhafte Bewegung in jenem, majestätische Ruhe in diesem! Wer hätte 1862, als zum Erstenmal das Thor dem Verkehr geöffnet wurde und zuerst das Gespann mit dem Erzmonument König Ludwig's durchzog, geahnt, daß sich bald darauf bittere Erinnerungen an den plastischen Schmuck des Thores knüpfen würden. Als nach der Katastrophe in Griechenland durch die Zeitungen das Gerücht lief, Ludwig wolle die Propyläen abbrechen lassen, richtete ein Förster M. an den König die naive Bitte, das Werk bestehen zu lassen. Ludwig antwortete, daß es ihm nicht im Traume eingefallen sei, an den Propyläen etwas zu ändern. „Was dort dargestellt, gehört der Geschichte an, und habe vor, nicht das geringste daran zu ändern." Es bestand anfänglich die Absicht, der Außenseite des Baues Farbenschmuck zu verleihen, wie er sich bei den antiken Vorbildern findet, doch rieth Ludwig aus Rücksicht auf die

Einwirkungen des Klima's davon ab. Das Innere der Säulenhalle enthält auf farbigem Grund 32 Namen der hervorragendsten Philhellenen. Neben den Namen Eynard's, der auch in der gefährlichsten Krisis nicht an der Sache Griechenlands verzweifelte, des bayerischen Obersten Heydeck, der den Aufstand militärisch organisirte, des Dichters Byron, dessen begeisterte Muse dem Befreiungskampf so viele Freunde gewann, steht auch der Name Ludwig's. „Mißachtet auch die Gegenwart", schreibt der König an Klenze (2. Februar 1863), „was ich für Hellas gethan, wird die Zukunft mir nicht die Anerkennung versagen."

Auch der an den alten südlich gelegenen anstoßende neue Friedhof verdient unter Ludwig's Bauschöpfungen genannt zu werden. An einem Frühlingsmorgen 1842 trat der König, auf der Rückreise von Rom begriffen, in Begleitung des Architekten Gärtner zu Bologna in den Campo santo und der in mittelalterlich-lombardischem Stil ausgeführte Kreuzgang machte auf den König solchen Eindruck, daß er Gärtner aufforderte, nach dem Vorbild dieser Todtenstadt die Münchener Arkaden zu bauen. Das Schicksal fügte, daß fast gleichzeitig mit ihrer Vollendung der Erbauer zur ewigen Ruhe einging. Ludwig schreibt an Riedl (22. August 1849): „Ist noch immer nicht festgesetzt, wann der neue Friedhof eingeweyht wird? Was verzögert's so lange? In der Nacht nach der Einweyhung soll der Erbauer von dessen Bögen, Gärtner, in der von der Stadt mir hinsichtlich seiner geschenkten Grabesstätte, die zu seinem Familienbegräbniß ich bestimme, beygesetzt werden. Es ist Sorge zu tragen, daß seine Leiche die erste sey, die auf diesen Friedhof kömmt." Auch Schwanthaler erhielt hier ein Grabdenkmal, nach Anordnung und auf Kosten des Königs von dem Vetter des Verlebten, Xaver Schwanthaler, ausgeführt. An ihn schrieb Ludwig (13. Oktober 1850): „Die Inschrift ist mir genehm, aber besser schiene mir, wenn mit dem Worte Ritter x. beginnend, alle folgenden weggelaßen würden, mithin nur Geburt- und Sterbeangabe bliebe. Ludwig von Schwanthaler ist ein solch großer Künstler, daß es des Ordensverzeichnisses nicht bedarf."

Von Gärtner rührt der Entwurf zu dem Wittelsbacher Palast her, welcher, auf Staatskosten erbaut, ursprünglich zur Kronprinzenwohnung bestimmt war, nach Ludwig's Thronentsagung aber von

diesem bezogen wurde. Offenbar ist die Lage für den im mittelalterlichen Palaststil ausgeführten Bau nicht glücklich gewählt, auf erhöhtem Platze würde er weniger schwerfällig erscheinen. Gothische Formen sind auch bei dem Gebäude verwerthet, das der Anstalt für Glasmalerei eingeräumt wurde. Der mittelalterliche Stil sollte ebenfalls bei einem Gebäude zur Anwendung kommen, welches der König, ein Freund des Volksthümlichen, seinen Münchnern zu besondrer Lust und Freude widmen wollte. „Etwas will ich doch bauen", äußerte er zu Voit, „das den Beifall der Münchner haben wird, bisher hat noch nichts ihren ungetheilten Beifall. Ich meine einen Bockkeller." Von Gärtner war auch bereits der Plan zu einem geräumigen Hallenbau entworfen, kam aber nicht mehr zur Ausführung.

Immer wieder aber kehrte der König zur antiken Bauweise zurück. Durch die Ausgrabungen in Pompeji, welchen er wiederholt seine Aufmerksamkeit schenkte, wurde er auf den Gedanken gebracht, ein römisches Gebäude mit seiner ganzen Einrichtung auf deutschen Boden zu verpflanzen. Bei Aschaffenburg, wo sich noch heute Spuren römischer Ansiedlung vorfinden, wurde durch Gärtner das „Pompejanum" aufgeführt. Auch die Ausmalung der innern Räume sowie die Hausgeräthe geben das Bild einer römischen Privatwohnung. Auf des Königs dringenden Wunsch übernahm Wagner die Leitung der inneren Einrichtung. „Es ist rührend", erzählt Urlichs in einem Nachruf an den so verdienstvollen Vertrauten des Königs, „wie sorgfältig er es ausführte, wie er für jedes Stück ein entsprechendes Muster in Pompeji aufsuchte, wie er die alten Nachrichten verglich und erwog, er war auch im Kleinen groß, jene Gefäße kamen den Antiken gleich, und des Königs Entzücken war sein Lohn." Ein herrliches antikes Mosaikbild schenkte Pabst Gregor XVI. dem Könige. Die Nachbildung des ganzen Baues wie jedes Details ist so treu, daß man sich ganz in die alte Zeit versetzt glaubt; dazu kommt, daß sich von der Terrasse aus ein liebliches, sonniges Landschaftsbild bietet, wohl geeignet, die Phantasie in die Gefilde Italiens zu tragen.

Ueber der Aufführung neuer Bauten wurde der Sorge um Erhaltung des alten historisch oder künstlerisch Werthvollen nicht vergessen. Ludwig ordnete die Restaurirung der originellen Narrenstiege in der Trausnitz und der imposanten Renaissancetreppe im Würzburger

Schlosse an, auch dem fast zur Ruine gewordenen Lustschloß Schleißheim mit dem prächtigen Park wendete er in den letzten Jahren seine Sorgfalt zu.

Bei dem Auftraggeben hatte es niemals sein Bewenden, fast jeden Tag erhielten die mit größeren Bauten Beschäftigten entweder einen Besuch oder einen Brief des Königs, er stellt Anfragen, ertheilt Rathschläge, tadelt, muntert auf. Sein Rath wurde auch bei Bauten im Auslande gesucht; so war z. B. sein Votum bei der Wahl des Planes zur Votivkirche in Wien von maßgebendem Einfluß. Nichts erscheint ihm unbedeutend, nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit. So schreibt er z. B. an Klenze (7. September 1833): „Ziehen Sie doch ja noch einmal genau die perspektivische Wirkung recht in Erwägung, damit in der Nähe durch die Terrasse nicht ein Theil Walhalla's bedeckt, somit durch Verausgabung eines großen Kapitals nur die Aussicht verdorben werde." An den nämlichen (24. März 1862): „Nicht 12 Säulen, wie Sie mir sagten, sondern 10 hat sowohl der Monopteros im Englischen Garten als der in Nymphenburg, beide Jonischer Ordnung. Ich zählte selbst die Säulen. Wenn ich einen bauen würde laßen, wo in letzterem der aus Holz steht, in Stein, will ich ihn ebenfalls haben von 10 Säulen jonischer Ordnung ohne Canelirung.". Als Gärtner, erzählt Sepp, bei dem Bau des Blindeninstituts gegenüber dem neuen Salinengebäude noch ein Astragalfries anbrachte, mißfiel dies dem Könige. Gärtner beließ es in der Meinung, sein Mäcen werde darauf vergessen, aber Ludwig mahnte fort und fort und schrieb endlich von Berchtesgaden an Kreuzer, er solle das Fries durch Maurer herabschlagen lassen. Da Gärtner den Ernst des Königs sah, ließ er rasch den Befehl ausführen. Bald darauf kam der Monarch Nachts in München an. Am nächsten Morgen um 6 Uhr erhielt Gärtner ein Billet des Königs: „Habe das Blindeninstitut angeschaut und viel schöner befunden, seit der Astragal weg ist. Sie müssen es auch einsehen, ich habe Recht gehabt." Der Baumeister war erstaunt; wie sollte der König die Aenderung schon gesehen haben? Nach ein paar Tagen klärte ihn der König auf: „War recht müde von der Reise, aber der Mond schien so schön, da bin ich noch in der Nacht hinuntergegangen und habe es angesehen." Gärtner gestand zu, der König habe die richtige Anschauung

gehabt, der Bau nehme sich jetzt ruhiger und schöner aus. Wie der König selbst ruhmliebend war, suchte er auch den Ehrgeiz seiner Künstler zu wecken und zu befriedigen. An Klenze schreibt er (30. Oktober 1861): „Obgleich im Alterthum kein Denkmahl des Architekten Namen enthält, so bin ich dennoch der Ansicht, daß jeder die Befreyungshalle Besuchende lese, daß derselben Sie es sind. Auf der Rückseite des Gebäudes in dessen Mitte, daß es Jeder bemerke, befinde sich ausgedrückt: Dieses Gebäudes Architekt ist Leo von Klenze." An Gärtner schreibt er von Rom aus (27. Mai 1844): „Wie man nicht bauen soll, zeigen Rom's und Florenz's neue Gebäude. Eine Freude ist es, einen Baumeister zu besitzen, wie Gärtner!" Die glückliche Vollendung eines Bauwerks galt ihm als Fest- und Ehrentag. Als die Befreiungshalle eröffnet werden konnte, schrieb er an ihren Erbauer Klenze (22. August 1863): „Von Ihnen allein begleitet, ohne die Eingeladenen, zum Erstenmal die vollendete Befreyungshalle zu betreten, wird genußreicher seyn, ungetheilt mit Ihnen mich abgeben könnend." Und als er allein mit dem Baumeister in die imposante Halle trat, umarmte er den Begleiter und rief unter Thränen: „Klenze, so schön, so schön habe ich mir den Bau nicht geträumt!" Nachdem auch der kühne Kuppelbau der Halle glücklich gelungen war, schrieb er an Klenze (13. November 1863): „Ihnen wünsche ich Glück und mir wegen der Kuppel glücklich vollbrachter Setzung an der Befreyungshalle. Eine solche Kuppel, dieses große Werk, war Klenze vorbehalten, der wie kein Architekt weder in der antiken noch neuen Zeit eine solche Zahl herrlicher Gebäude aufgeführt hat!"

Die Pläne zum Walhallabau wie zur Errichtung eines Denkmals der Erhebung von 1813 hatten schon den Jüngling beschäftigt. Ein friedliches Greisenalter gewährte ihm auch die Erfüllung eines anderen Jugendgelübdes. Bei einem Besuche der alten Kaiserstadt Speier hatte den Knaben der Dom, dieses ehrwürdige Denkmal der romanischen Epoche, mit seinen in Trümmer gesunkenen Kaisergräbern auf's Lebhafteste angeregt. Als die Pfalz 1689 von den Franzosen heimgesucht wurde, entging auch dieses Münster am Rhein nicht der Verwüstung und im vorigen Jahrhundert war kein würdiger Wiederaufbau versucht, sondern nur die äußere Façade geschmacklos hergestellt worden.

Endlich im Jahr 1818 schritt ein Dombauverein zur Restauration und in den nächsten Jahren wurden nach Martin's Plänen die nothwendigsten Ausbesserungen vorgenommen. Doch die Beiträge flossen nur spärlich, so daß an eine würdige Erneuerung dieses Pantheons, wo so viele deutsche Herrscher ihre Ruhestätte fanden, nicht zu denken war. Aber Ludwig hatte des ernst mahnenden Zeugen deutscher Größe nicht vergessen. Anfänglich schwankte er, ob der Speirer oder der Bamberger Dom Gemäldeschmuck erhalten sollte. Eine Restaurirung des Münsters Otto's des Heiligen war schon durch Verfügung vom 7. August 1826 angeordnet worden. Am 18. Juni 1829 schreibt Ludwig an Staatsrath Grandauer: „Wie steht's mit dem Dom von Bamberg? Ich will Nichts einschlafen laßen!" Bei der Entfernung der barocken Zuthaten der Rokokoepoche im Bamberger Dom kamen Spuren alter Malerei zum Vorschein. Ludwig war deshalb dem Bamberger Projekt geneigter, doch die Künstlerkommission, welche er zur Entscheidung der Frage berief, stimmte für den Speirer Dom, da die Rundbogenflächen des Bamberger einer zusammenhängenden Reihenfolge von Gemälden große Schwierigkeiten bieten. Am Dreieinigkeitsfest 1843 gab der König selbst zu Speier seinen Entschluß kund, die Ausschmückung des inneren Kirchenraumes zu übernehmen. Von diesem Tage beginnt eine neue Periode der Baugeschichte des Domes. Auf Heinrich Heß' Empfehlung erhielt Schraudolph den Auftrag zur Ausführung der Fresken, deren Stoffe theils aus der Bibel, theils aus der Geschichte der alten Kaiserstadt entnommen wurden. Am 8. Juni 1846 las Bischof Nikolaus eine Messe im Dom, welcher Schraudolph und seine Mitarbeiter beiwohnten, und dann wurde mit der Malerei begonnen, Schraudolph selbst vollendete noch am nämlichen Tage das Gotteshaupt im Stiftschor. „Meine erste Idee", schreibt der Künstler (26. November 1848) an Ludwig, „beim Beginn des Werkes war, das Hauptchor mit der Hauptkuppel und den zwei Seitenchören in Ein harmonisches Ganze zu bringen und so dieselben als Haupt des Domes durch ihre großartige herrliche Wirkung besonders hervortreten zu lassen. Dazu ist nun allerdings erforderlich, daß die Hauptkuppel mit den beiden Seitenchören in derselben Weise wie das Hauptchor ausgeführt werden; das Schiff der Kirche und die beiden Seitenschiffe können dann ein-

facher gehalten werden". Nach diesem Plane wurde das Werk durchgeführt; je mehr sich die Dekoration der Kuppel und dem Hauptchor nähert, desto reichere Farbenpracht wird entfaltet und so wird erreicht, daß auch die architektonische Wirkung nicht beeinträchtigt ist. Schwarzmann, welchem die dekorative Arbeit übertragen, bewährte sich durch diese Ornamentik als Künstler, der nicht blos mißt, sondern fühlt. Schraudolph's Fresken erreichen an Innigkeit der Conception die besten Vorbilder. Als Ludwig der Krone entsagte, nahm er unter die Abdankungsbedingungen auf, daß sein Nachfolger die ferneren Kosten für Vollendung der Arbeiten im Kaiserdom übernehme; er selbst gab aber auch später wiederholt Darlehen und Zuschüsse. Da 1849 in der Pfalz die Revolution ausbrach, ließ er den im Dom beschäftigten Künstlern sagen, sie sollten getrost fortmalen, „sie möchten sich in ihrem Werk, das der Ewigkeit gehöre, durch Zeitereignisse nicht stören lassen". Ludwig wollte nichts Halbes ausführen. Als die inneren Räume wieder in majestätischer Pracht glänzten und auch die Kaisergräber würdevoll hergestellt waren, dachte er an die Erneuung des Aeußeren. Er suchte 1853 um die Bewilligung nach, statt der beiden verunstaltenden Pyramiden an der Westseite Thürme nach den Plänen des Architekten Hübsch in Karlsruhe errichten zu dürfen. Die ministerielle Erlaubniß wurde nur unter bestimmten Klauseln gegeben, Ludwig erwiderte deshalb (7. Oktober 1853): „Kein Plan, als der des regierenden Königs Zustimmung bekömmt, soll ausgeführt werden und ich bin weit entfernt, in dieses Recht eingreifen zu wollen, aber mit meinem Gelde baue ich nur, was mir genehm ist, also wenn der Entwurf, der mir gefällt, verworfen würde, ich gar nicht zu bauen Willens wäre, der ich auch nur durch Hübsch vorhabe, es ausführen zu laßen, doch letzterer Punkt ist mir bereits zugestanden, und ich hoffe, daß auch die Wiederherstellung, wie ich sie wünsche, da mir doch einiger Geschmack im Bauwesen zuzutrauen seyn dürfte, nicht beanstandet werden wird." An Hübsch, der sich gekränkt zurückziehen wollte, schrieb er (16. September 1853): „Auf Ihr Schreiben vom 10. d. erwidere ich, daß es mein lebhafter Wunsch ist, Sie nicht in der Zurücknahme des Anerbietens, den Speyerer Dom betreffend, verharren zu sehen. Nicht nur sind Sie ein bewährter Baumeister, sondern haben sich auch mit Liebe des Doms ange-

nommen, con amore, wie die Italiener ſagen, ſich damit befaßt, dieſes fördert ſehr." Die Schwierigkeiten aller Art wurden überwunden, Hübſch brachte die Arbeit raſch und glücklich zu Ende, ſchon am Weihnachtsfeſt 1857 tönten zum Erſtenmal wieder die Glocken von Thurmeshöhe herab.

In edlem Ehrgeiz ſtrebte Ludwig ſeinen Namen auch an den herrlichen Dom zu Regensburg zu knüpfen. Als man zur Reſtaurirung des Innern ſchritt, ſchenkte er eine ſtattliche Reihe gemalter Glasfenſter, unſtreitig der beſten Schöpfungen der Münchener Glasmalerei. Namentlich die große Roſette erzielt faſt die Farbenwirkung mittelalterlicher Kunſt. Der Munifizenz Ludwig's iſt es aber auch zu danken, daß ſich zum völligen Ausbau des Doms die Bauhütte wieder aufthat. Als er Kenntniß erhielt, daß ſich die Regensburger mit ſolchen Gedanken trügen, gab er ſofort 10,000 Gulden unter der Bedingung, daß der Bau der beiden Thürme gleichzeitig in Angriff genommen würde. Es ſchreckte anfänglich ab, daß der Anſatz zu den Thürmen vielfach verſchiedenartig; Maßverhältniß, Mauerſtärke und zumal ornamentale Ausſtattung ſind nicht durchaus gleich. Es entſpricht dem Geiſt der Gothik, daß namentlich bei großen Bauwerken mehr auf phantaſtiſchen Reichthum der Formen, als auf ſtrenge Symmetrie geſehen wird, wie ja auch im Walde kein Baum dem anderen gleich und alle zuſammen doch ein harmoniſches Ganzes bilden. Es galt nun, bei dem Ausbau der Thürme die vorhandenen Ungleichheiten einander zu nähern und zu verſöhnen, bis endlich die Helme gleichförmig abſchließen. Ludwig verfolgte die Berichte des Dombaumeiſters Denzinger, der ſich durch dieſes Werk einen Ehrenplatz neben den Meiſtern des Mittelalters errang, mit großem Intereſſe. Namentlich warnte er vor Zerſplitterung der Kräfte. „Von Giebel und Kreuzſchiff kann meines Erachtens nicht die Rede ſeyn, als bis die Thürme vollendet ſind." Als er im Oktober 1863 von der Weihe des Ehrenmals zu Kelheim nach Regensburg kam und vor das ehrwürdige Münſter trat, war er hocherfreut, zu ſehen, wie genial Denzinger das Unternehmen leitete. Sofort war der Entſchluß gefaßt, den Ausbau des ehrwürdigen Denkmals altdeutſcher Kunſt mit gewohnter Energie zu fördern. Er wies einen jährlichen Beitrag von 20,000 Gulden an, unter der Bedingung, daß das Werk binnen ſieben Jahren vollendet

Digitized by Google

sein müsse. Dadurch wurde erst ein frischer Fortgang des Baues ermöglicht, das Donauthal widerhallte von den Hammerschlägen der Baugesellen, rasch hoben sich die schlanken, edlen Thürme. Alle Jahre wurden an Ludwig photographische Aufnahmen des Baues überschickt. Am 17. Oktober 1867 vor seiner letzten Reise nach Nizza schrieb Ludwig noch an Denzinger: „Meine volle Anerkennung Ihren Zeichnungen über die Thurmhelme, dann über Vollendung des Giebels am Querschiffe. Ich erwarte aber, daß die auf Staatskosten in Angriff genommene Herstellung des Querschiffes keine Störung auf den Ausbau der Thürme äußert: das Jahr 1870 muß eingehalten werden." Leider erlebte Ludwig nicht mehr die Freude, die Vollendung des schönen Werks zu sehen, die durch glückliche Schicksalsfügung mit dem Ausbau des deutschen Reichs zusammenfiel, der für Deutschthum in Kunst und Leben eine neue Epoche bezeichnen wird.

Vom Throne herabgestiegen.

„Habe immer gesagt, wirklich König sein oder die Krone niederlegen", schrieb Ludwig am 31. März 1848 an Wagner, „und so habe ich nun gethan. Die Empörung hat gesiegt, mein Thron war verschwunden. Regieren konnte ich nicht mehr und einen Unterschreiber abgeben wollte ich nicht. Nicht Sklave zu werden, wurde ich Freyherr."

„Man kann wohl sagen", sprach Döllinger zwanzig Jahre später an Ludwig's Grab, „die Abdankung des Königs steht einzig da in der Geschichte. Nicht durch Krankheit gebrochen, nicht durch Vereitelung seiner Unternehmungen entmuthigt, in der vollen unversehrten Kraft des Leibes und Geistes hat er seinen Entschluß gefaßt und ausgeführt und ihn später nie bereut, nie auch einen Versuch gemacht, in den Gang der Regierung irgendwie wieder einzugreifen. Alle Fürsten, welche der Herrschaft entsagten, zogen sich in die Abgeschiedenheit eines Klosters zurück oder verlebten weitab von der Heimat im fremden Lande den Rest ihrer Tage; sie ertrugen es nicht, machtlos unter denen zu wandeln, die früher ihnen gehorcht hatten. Ludwig dagegen ist in der Hauptstadt geblieben, in welcher er 22 Jahre als Alleinherrscher gewaltet hatte, ist täglich in freundliche, vertrauliche, theilnehmende Berührung mit Personen aus allen Ständen getreten, wo er immer gesehen worden, haben ihn alle Zeichen der Verehrung und der Volksliebe umgeben. Jeder hat sich gefreut, ihm zu begegnen, einen Blick, ein Wort, ein Erkennungszeichen von ihm zu

Digitized by Google

empfangen, und kein Fremder hätte es ahnen können, daß dieser Gegenstand der allgemeinen Ehrfurcht und Huldigung nicht mehr Herrscher sei."

Auch ein Ahne Ludwig's, Wilhelm V., stieg vom Herrscherstuhl und lebte als Privatmann unter der Regierung seines Sohnes. Aber welch ein Kontrast zwischen den Lebensabenden des Herzogs und des Königs! Während jener der Welt mönchisch sich verschloß, blieb Ludwig bis zur letzten Stunde rastlos thätig und verwerthete die Muße, welche durch die Enthebung von den Regierungsgeschäften gewonnen war, auf das Gewissenhafteste, emsig schaffend und schöpferisch fast auf allen Gebieten, auf welchen der Privatmann dem großen Ganzen sich nützlich machen kann.

Freilich wenn er in dem oben angezogenen Briefe an Wagner fortfährt: „Bin vielleicht jetzt der heiterste in München!" so blieb diese Stimmung nicht stetig. „Sie und ich halten auf das bestehende Recht, darum sind wir nicht für diese Zeit, die es verwirft!" schreibt er (7. April 1848) an Graf von Rechberg. „Wir leben jetzt in einer Zeit, wo die Undankbaren alle Kräfte anstrengen, über die Redlichen den Sieg davon zu tragen!" schreibt er an die Prinzessin Elisabeth von Wagram (25. Dezember 1848). Es beschlich ihn eben oft das Gefühl des Baumeisters, der in dem von ihm errichteten Hause Andere sich's wohnlich machen und schaffen sieht. Die neue Zeit schritt über so Manches hinweg, was er geschaffen hatte, auch manche Männer, welche er seines Vertrauens gewürdigt hatte, fielen den Reformen zum Opfer. „Daß ich Rücksichten hatte", schreibt er 29. Juli 1848) an Berks, „das soll nicht angehen, aber ganz in der Ordnung, daß die Tagesblätter über Alles absprechen. Obskure Literaten sind die Gewaltigen jetzo, vor ihnen scheinen Minister Angst zu haben".

Aber solche Verbitterung war nur ein fremder Tropfen in seinem Blute, sie dauerte nur Augenblicke. Als er einmal die Schröder besuchte und sie in trüber Stimmung fand, ergriff er ein auf dem Tische liegendes Blättchen und schrieb darauf:

„Was ist, das ist,
Ein Thor Du bist,
Willst Du darum Dich grämen,
Wirst nur Dein Leben lähmen."

Darnach handelte er selbst. Das Jahr 1848, die stürmischen Debatten in der Kammer, die Rücksichtslosigkeit einer zügellosen Presse gaben ihm mehr denn einmal Gelegenheit, Proben seiner Selbstbeherrschung abzulegen. Als er eines Tags unter den Arkaden promenirte, kam eine Zeitungsverkäuferin des Wegs. Auf sein Begehren händigte sie ihm das illustrirte Blatt ein, welches sie kolportirte. Gleich sein erster Blick traf ein gegen ihn selbst gerichtetes und mit einer Karikatur geschmücktes Schmähgedicht. Er las es aufmerksam, gab dann das Blatt zurück und schritt lachend weiter. Manch kleinliche Zurücksetzung empfand er zwar, faßte sie aber nur humoristisch auf. „Der alte Amschel Rothschild", erzählte er dem Grafen P., „hat mir, so lang ich König war, jedes Jahr die ersten Häringe zum Präsent geschickt. Nachdem ich aber vom Thron gestiegen war, gab's keine Häringe mehr. Recht jüdisch! aber freilich, die Christen haben es mir mitunter noch ärger gemacht."

Obwohl er den Abdikationsbedingungen gemäß den Königstitel fortführte, betrachtete er sich doch nur als Privatmann. Als er z. B. bei einem Künstlerfest zugleich mit den regierenden Majestäten anwesend war und letztere sich um Mitternacht entfernten, klatschte Ludwig in die Hände und rief: „Kinder, jetzt wird es erst gemüthlich, der Hof ist fort!"

An diese seine „Kinder", die Künstler, schloß er sich eng und enger an. Als eine Deputation der Münchner Künstlergesellschaft ihm ihren Schmerz über seine Thronentsagung ausdrückte, erwiderte er: „Drei Stunden hab' ich gebraucht zu dem Entschluß, mich von der Krone zu trennen, aber drei Tage zu der Resignation auf die Kunst." Auch in dem Gedichte, welches er nach seiner Thronentsagung an die Münchner Künstler richtete, sprach er aus:

„Kein Opfer war's, der Herrschaft zu entsagen;
Daß für die Kunst ich weniger vermag,
Das ist das einzige, was schwer zu tragen,
Der Schatten ist es mir in meinem Tag!

Ihr zieht mich an, ich leb' in Eurem Wirken,
Gemein nur ohne Kunst erscheint die Welt,
Und nur in ihren heiligen Bezirken
Ist hier von hehrem Lichte es erhellt!"

Unter „Resignation auf die Kunst" verstand er jedoch nur die Beschränkung der bisher zu Gebote stehenden Mittel, denn wir haben gesehen, wie er auch als Privatmann nicht nur den größten Theil seines Vermögens auf künstlerische Zwecke verwandte, sondern auch persönlich, so weit es in seiner Kraft lag, an ihrer Förderung mitzuarbeiten fortfuhr. Das Verhältniß Ludwig's zu den Künstlern kann man im wahren und edelsten Sinne ein väterliches nennen. Wo die fröhliche Künstlerschaar tafelte, galt der erste Trinkspruch „ihrem" Könige. Wenn sie im Mai auszogen, um den Frühlingsanfang im Walde zu feiern, gesellte sich Ludwig zu ihnen und war der heiterste der Festgenossen, als hätte nicht das Alter sein Haar gebleicht, eine Krone nie seine Stirn gedrückt. Zu einem herrlichen Doppelfeste, einer Huldigungsfeier des Schönen in Kunst und Natur, gab die Enthüllung des Denkmals Anlaß, welches der König dem Maler Claude Gelée genannt Lorrain auf der Harlachinger Höhe errichtete. Mag auch die Nachricht, nach welcher Gelée dort eine Villa bewohnt haben soll, apokryph sein, das Denkmal der Pietät für den feinfühlenden Landschaftsmaler steht auf jener sonnigen Höhe immerhin am rechten Platz. Als Ludwig in die Mitte der Künstlerschaar trat, wurde er mit Jubel begrüßt und ihm als dem König des Festes das erste Glas mit würzigem Maitrank kredenzt, das er auf das Wohl der Kunst leerte. Solch frohe Stunden wogen ihm manche trübe Erfahrung auf. „Jetzt bin ich fast 80 Jahr alt", äußerte er bei jenem Feste zu einem Kunstveteranen, „aber wenn ich in eurem Kreise bin, hab' ich 40 Jahre weniger auf dem Rücken!"

Den Winter brachte er in München zu, wo er die zweite Etage des Wittelsbacher Palastes bewohnte. Am liebsten verweilte er in dem hochgewölbten Gemach des östlichen Eckthurmes, wo antike Büsten des Marc Aurel und Antoninus Pius standen. Hier pflegte er zur Mittagzeit die Zeitungen oder ein historisches Werk oder einen Klassiker zu lesen. Das Schlafzimmer war einfach ausgestattet; einige Büsten von Familiengliedern waren der einzige Schmuck, das Bett, einige Stühle und Büchergestelle mit einer kleinen Handbibliothek — darunter Schiller's Werke und Thomas von Kempis — der ganze Hausrath. Reicheren Schmuck zeigte der Audienzsaal. Das Arbeitszimmer enthielt wohlgeordnet in mehreren Kästen seine Tagebücher und Korre-

spondenzen, ein besonderer Schrank war für das Rechnungswesen bestimmt. Einige Sommermonate brachte er in den Jahren mit ungeraden Zahlen in seinen Villen in Berchtesgaden und Leopoldskron zu, in den Jahren mit geraden Zahlen in Aschaffenburg und Ludwigshöhe. Außerdem aber unternahm er häufig größere Reisen, am liebsten nach Italien. Im September 1859 begab er sich nach Dresden, um seine hohen Verwandten zu begrüßen. Die Dresdener Künstlerschaft brachte ihm einen glänzenden Fackelzug. Im nächsten Jahre ging er nach Wien. Auf der Fahrt dahin suchte er seine Walhalla auf, deren Bildersaal durch einen neuen glänzenden Namen bereichert wurde. An seinen Sekretär Riedl schreibt er (18. Mai 1860): „Die Sonnenstrahlen schienen eben in die Walhalla, als ich in meiner Gegenwart Schelling's Brustbild aufstellen ließ. Trefflich wurde ich bewillkommt." Von Wien aus schreibt er (23. Mai 1860): „Ich war vom Wetter auf der ganzen Reise sehr begünstigt und nicht besser hätte es gestern bey der Enthüllung der Reitersäule des Erzherzogs Karl seyn können, sie war ergreifend, groß der Enthusiasmus. Habe mich sehr zu beloben über das Benehmen gegen mich." Eine Deputation der Wiener Künstler brachte „dem hohen Regenerator, dem väterlichen Schützer und Förderer der deutschen Kunst" Dank und Huldigung dar. Bald erzählte man sich allerlei pikante Aeußerungen, die der König in diesem und jenem Atelier gemacht hatte. In einer Gallerie fragte er, ob sie denn auch von Cavalieren besucht werde? und antwortete sogleich selbst: „Nein, nein, sie besuchen sie nicht, ich weiß das!"

Auch die Abneigung gegen einen Besuch der Stadt Paris überwand er in seinem letzten Lebensjahre, als die Weltausstellung sein Interesse im höchsten Grade erregte. Mitte Juli 1867 reiste er als „Graf von Spessart" nach der Seinestadt. Am Tage nach der Ankunft besuchte er sogleich in den ersten Morgenstunden die Ausstellung und wanderte bis Mittag umher, bis er endlich eine bayerische Restauration aufsuchte, um sich mitten unter den Fremden an einem nationalen Frühstück zu erquicken. Am lebhaftesten erregte begreiflicher Weise die Kunstabtheilung seine Aufmerksamkeit, konnte er ja doch von einem glänzenden Siege seiner Münchner Künstler Zeuge sein. Aber ebenso charakteristisch war auch der Eifer, welchen er den

Plänen des Suezkanals zuwendete, wobei ihm Herr von Lesseps selbst als Führer diente.

Der Kaiser und die Kaiserin begrüßten Ludwig mit außerordentlicher Artigkeit. Beim ersten Besuch aber, als Louis Napoleon seinem Gaste, weil er ja ein entthronter König war, nur bis zur Hälfte der Treppe entgegenkam, wartete Ludwig ruhig unten und machte sich mit einem Gardesoldaten zu schaffen, bis der Kaiser verwundert herabstieg. Die Frage Napoleon's, um welche Stunde sein Gast die Erwiderung des Besuchs am liebsten entgegennehmen wolle, beantwortete Ludwig: „Von 4 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends stehe ich allzeit zu Gebote." Unermüdlich widmete er die nächsten Tage dem Besuche der Pariser Kunstschätze; ein Korrespondent bemerkte, wenn er noch einige Zeit mit solchem Eifer Paris durchstöbere, werde er dort bald ebenso populär sein wie in München.

Auch in Nizza, welches er wiederholt aus Gesundheitsrücksichten aufsuchte, war er eine wohlbekannte und beliebte Persönlichkeit. „Ein höflicher Fürst, ein geselliger, sympathischer, alter Herr, der seine eigene gewinnende und doch königliche Weise hat", schreibt ein Engländer in der Times über ihn. Welch merkwürdige Geistesfrische sich der Greis bewahrte, davon zeugen seine Briefe. So schreibt er z. B. aus Nizza an Sophie Schröder (22. Februar 1866): „Das ist zu viel, meine werthe Sophie Schröder, mir an den Augen leidend eigenhändig zu schreiben. Teutschlands größte Tragödin soll sich schonen. Hier haben wir Frühling, ohne daß Winter gewesen. Seit ich in Nizza, blühen Rosen in der von mir bewohnten Villa und jetzt duften Märzveilchen in Menge im Garten, der voll goldener Aepfel aus dunklem Laube prangt. Sonnenschein ist Regel, Regen gar selten. Wir sind hier verwöhnte Kinder" ꝛc. Von Algier, wo er die Wintermonate 1863—1864 zubrachte, schrieb er an Klenze (8. Jänner 1864): „Wünschte, Sie wären hier, (will aber des Meeres wegen keinesfalls überreden zu kommen), das maurische Gebäude unfern der Stadt, vom Gouverneur bewohnt, mir aufzunehmen, namentlich den Hof mit den Springbrunnen darin. Der Mahommedaner Wohngebäude drücken ihre Eifersucht aus, fensterlos sind sie gegen Außen. Der Hof hat mit dem atrium große Aehnlichkeit. Vor einigen Tagen fiel hier Originalschnee, löste sich aber augenblicklich in Wasser auf. Auf den

Bergen aber blieb er liegen. Des Atlas Höhe sah ich nie ohne Schnee. Das beirrt aber nicht das Blühen von Blumen in und außer den Gärten, noch in ersteren unter freyem Himmel das Gedeihen der Erdbeeren und das Zeitigen der Bananen. Es ist jetzt Algiers Regenzeit, aber die Sonne scheint weit mehr als daß es regnet. Entzückende Ansichten giebt die Gegend und wie ansprechend ist die der die Höhe hinan gebauten Altstadt, von Arabern bewohnt, wo ein weißes glattdachiges Haus über das andere ragt, wie schön im Glanze der Sonnenstrahlen!" —

„Muse, bleibe mir treu, verlasse mich nur mit dem Leben!"

hatte er einst gewünscht, und sein Wunsch ging in Erfüllung. Noch wenige Tage vor seinem letzten Erkranken richtete er an einen Abendzirkel bei der Gräfin Sophie Lodron von Nizza aus folgende Strophen (28. Dezember 1867):

„O könnte ich Euch doch versetzen
In diese ew'ge Blumenflur,
Euch fühlen lassen das Ergötzen
In der bezaubernden Natur,
Wo auch im Winter Rosen blühen
Und Immergrün die Bäume schmückt,
Die goldnen Früchte glänzend glühen,
Wo überall es uns entzückt!
Vermöchte doch auf Zephyrs Schwingen
Ein Zauberwort in's Zauberland,
Euch Theuere, zu mir zu bringen,
An diesen heitren Meeresstrand!"

Er wußte aus Reisen Nutzen zu ziehen. Das Verzeichniß der Bücher, welche er vor oder während der Reise las, beweist, wie er immer bemüht war, sich auch mit Geschichte und Culturleben der bereisten Länder vertraut zu machen. So las er z. B. 1863 vor der Reise nach Algier Schlözer's Geschichte von Nordafrika, Böttticher's Geschichte von Carthago, Maltzan's Reisen im nordwestlichen Afrika u. A. Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom schätzte er ungemein hoch.

Ein heller Sonnenblick in seinen Greisentagen war 1854 der Besuch des ehrwürdigen Köln. Schon im August 1848 hatte Erzbischof Johannes im Namen der Stadt den König eingeladen, an der sechsten Sekularfeier des Domes Theil zu nehmen. „Die politische Gestaltung Deutschlands", schrieb der Erzbischof, „die lange Zeit hindurch unserer

Feier hindernd entgegen zu treten schien, hat durch die von dem Volke wie bei den Regierungen freudig begrüßte Wahl des Reichsverwesers eine Wendung genommen, die unserm Feste eine ganz besondere Erhebung zu geben verspricht." Ludwig hatte vermuthlich aus politischen Gründen diese Einladung abgelehnt, doch war seine Theilnahme an dem Fortgedeihen des Dombaues nicht erloschen. Durch Sulpiz Boisserée ließ er sich von Zeit zu Zeit Nachricht über die Restaurationsarbeiten geben. „Gott gebe", schreibt Boisserée (18. März 1849), „daß der Denkspruch des Dombauvereines: Eintracht und Ausdauer! in den großen deutschen Angelegenheiten wahr werde, dann würde mit der Blüthe des Vaterlandes auch der Dombau als eine der schönsten Früchte derselben gedeihen!" Dieser deutsche Charakter des Werkes war es auch, der Ludwig's Interesse wach erhielt. Als die Theilnahme des Volks erlahmte, schrieb er an den Bürgermeister von München, er möge doch auf Mittel und Wege sinnen, den Dombauverein wieder zu beleben (24. Jänner 1850). „Des Cölner Domes Vollendung ist Ehrensache Deutschlands, nur teutsche Beharrlichkeit kann sie bewirken." Die gleiche Bitte richtete er auch an Cultusminister Ringelmann, denn Nichts liege ihm so sehr am Herzen als „die Förderung dieser für Befestigung der nationalen Eintracht Deutschlands, wie für Verherrlichung der Religion hochwichtigen Angelegenheit."

Im Juni 1854 beschloß er sich selbst von dem Fortschreiten der Arbeiten zu überzeugen. Den Kölnern war dies frohe Kunde. Ihre Dankbarkeit bereitete dem Fürsten, der durch Wort und That das bedeutungsvolle Werk gefördert, ein seltenes Fest. Bei seiner Ankunft empfing ihn der Jubelruf einer zahllosen Menge, ein Musikcorps spielte das Prinz Eugen-Lied, seine Lieblingsweise, alle Kirchenglocken läuteten zum feierlichen Gruße. Als der Dampfer „Schiller", welcher den König trug, vor dem Trankgassenthor landete, erstrahlte plötzlich der majestätische Dom in hellem Lichtschimmer. Ludwig rief voll Entzücken: „O wenn das nur die Königin sehen könnte!" Am nächsten Morgen fuhr er wieder durch die festlich geschmückten Straßen zum Münster. Mehrere Stunden lang wurde Alles und Jedes besichtigt bis zur höchsten Chorgallerie. Es machte ihm Freude, daß seine viel jüngeren Begleiter sich nicht so rasch mit dem Treppensteigen abfinden konnten. Auch die Steinmetzhütte entging seiner Aufmerksamkeit nicht,

und er überraschte die Beschäftigten durch manche Bemerkung, die sein praktisches Verständniß für dergleichen Arbeiten bekundete. Bald ging das Lob seiner Leutseligkeit von Mund zu Mund und als ihm Abends ein Fackelzug gebracht wurde, betheiligte sich fast die ganze Bürgerschaft. Gerührt schrieb Ludwig in das Domgedenkbuch: „Einzig wie dieser Dom ist der Cölner Dankbarkeit!" An seinen Sekretär Riedl schreibt er (1. Juli 1854): „Worte habe ich keine, die Freude über meinen Aufenthalt in Cöln auszudrücken!" —

In jedem Lebensalter Ludwigs begegnen wir der gleich lebendigen Theilnahme für große, dem ganzen deutschen Volke zu Nutz und Ehre gereichende Denkmale und Stiftungen.

Er ist auch der intellektuelle Gründer des germanischen Museums in Nürnberg.

Schon 1830 (15. September) sprach er in einem Briefe an Hans Freiherrn von Aufseß den Wunsch aus, in Bayern ein vaterländisches Museum nach dem Muster des böhmischen in Prag gegründet zu sehen und zwar in der Weise, daß Besitzer von merkwürdigen Gegenständen solche mit Vorbehalt ihres Eigenthums in einem öffentlichen Lokal zur Beschauung und Belehrung aufstellten. „Sie würden sich", äußert er schließlich, „ein bleibendes Verdienst erwerben, wenn es Ihnen gelänge, eine so gemeinnützige Anstalt ins Leben zu rufen." Aufseß erfaßte die Idee in großartigem Maßstabe. Mit unsäglicher Mühe gelang ihm die Gründung einer Sammlung von künstlerisch und historisch wichtigen Reliquien der Vorzeit, doch dabei sollte es nicht sein Bewenden haben, das germanische Museum sollte ein Mittelpunkt werden, in welchem alle Quellen nicht nur der politischen Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften, sondern auch der Kunst-, Kultur- und Literaturgeschichte Deutschlands zusammenfließen, eine Centralanstalt für die gesammte Geschichts- und Alterthumskunde von ganz Deutschland. Ludwig wollte sich anfänglich nicht selbst bei dem Unternehmen betheiligen, aber Aufseß ließ nicht ab, mit Bitten in ihn zu dringen. „Ich spreche zu Ew. Königlichen Majestät, wie einst Jakob zu Jehova: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" So gab denn Ludwig, da die Sammlung eines Obdachs entbehrte, 1857 5000 Gulden „für dieses wahrhaft teutsche Unternehmen zur Restaurirung der Karthause." Als aber Aufseß ihn aufforderte, sich an die Spitze des ganzen Unter-

nehmens zu stellen, lehnte er ab (25. November 1859), weil er der Meinung, „daß, wenn sich ein Fürst an die Spitze stellte, die Sache einen partikularistischen Charakter annehmen und derselben eher schaden als nützen würde." Doch bald kam für das Unternehmen eine gefährliche Krisis. Auffeß, dessen auf 100,000 Gulden geschätzte Privatsammlung den Hauptschatz des Museums bildete, sah sich zur Forderung genöthigt, daß ihm diese Sammlung entweder abgekauft oder doch verzinset werde. Da bot Ludwig im entscheidenden Augenblick seine Hilfe an. Er versprach einen Beitrag von 50,000 Gulden, „falls auch andere teutsche Fürsten sich um das Unternehmen annehmen werden, so daß die Summe, um welche Auffeß seine Sammlungen überlassen will, gedeckt würde". (31. Mai 1863.) „Nicht leicht", erwiderte Auffeß, „war ich in meinem Leben von einer Zuschrift so wahrhaft glücklich überrascht, wie heute, als mir durch die Post Ew. Majestät Allerhöchstes Handschreiben zugestellt wurde; mein Dankgefühl überwältigte mich so, daß ich auf die Kniee fiel und Gott, der das Herz des Königs gelenkt und Glück und Segen brachte, dankte." Auffeß erließ nun einen Aufruf an Deutschlands Herrscher und ging zu Frankfurt die zum Fürstentag Versammelten persönlich um Unterstützung an. Vergeblich. Am 30. Oktober 1863 mußte er Ludwig in Kenntniß seßen, daß die Hoffnung, die fehlende Summe aus Beiträgen deutscher Fürsten aufzubringen, vorläufig aufgegeben werden müsse. Er baue nur noch auf Ludwig allein. „Möchten Ew. Königliche Majestät, nachdem Allerhöchstdieselben zwei große deutsche Nationalwerke, die Walhalla und die Befreiungshalle, so ruhmvoll und glänzend vollendet, von dem dritten, dem germanischen Museum, die schon halb geöffnete milde Hand nicht wieder zurückziehen." Der Freiherr selbst erbot sich, seine Privatsammlung dem Museum als Eigenthum zu überlassen, wenn ihm von Ludwig die versprochene Spende als Abschlagzahlung überlassen würde. Da der König sah, daß auch auf diese Weise der Zweck seiner Schenkung vollständig erreicht werde, erklärte er sich einverstanden, Auffeß's Sammlung ging in den Besitz des Museums über, und die herrlichen Zeugnisse deutscher Kunst und deutscher Größe blieben dem Vaterlande erhalten, die Zukunft des nationalen Werkes war gesichert. Auch später noch bot der Retter in der Noth durch beträchtliche Zuschüsse hilfreiche Hand.

Als König Maximilian II. eine ähnliche Anstalt für Bayern im Nationalmuseum schuf, schenkte Ludwig dazu eine große Anzahl werthvoller Gegenstände.

Sein Sammeleifer fand überall, wohin er auf seinen Reisen kam, reiche Ausbeute. Auf Completirung des Münzkabinets nahm er namentlich während seines Aufenthalts in Rom Bedacht. Seine Vasensammlung, wozu er 1817 durch den Ankauf von Prachtstücken der Fesch'schen Sammlung den Grund gelegt hatte, wurde fort und fort vermehrt, so daß sie Otto Jahn für eine der kostbarsten und vollständigsten Sammlungen ihrer Art erklärte. Bald giebt Ludwig Weisung zum Erwerb antiker Schmuckgegenstände, bald läßt er phelloplastische Kunstwerke anfertigen, bald bereichert er die botanischen, bald die ethnographischen Staatssammlungen. „Denken Sie sich nur", erzählte er einem Münchener Gelehrten, „aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich, daß die Prachtrüstungen der bayerischen Fürsten herhalten mußten, um das Gitter des botanischen Gartens herzustellen. Eine solche Barbarei wäre doch heutzutage nicht mehr möglich!"

Wie er auf Completirung der Gemäldegallerie besonderes Augenmerk richtete, wurde schon hervorgehoben. Nach dem Feldzug 1866 wandte sich der Münchener Magistrat an ihn mit der Bitte, für die Erhaltung der aus Düsseldorf nach München gekommenen Gemälde sich zu verwenden. Ludwig antwortete (25. August 1866): „So viel ich weiß, ist Preußen auf den Rechtsweg hingewiesen, auf dem aber, wie mir scheint, es Nichts machen kann." Er hatte sich über diese Frage schon 1835 durch Galleriedirektor Dillis eingehenden Bericht erstatten lassen.

Er wünschte, daß die gräflich Schönborn'sche Gallerie in Pommersfelden vom Staat angekauft werde, und schrieb deshalb an Riedl (8. August 1857): „Wenn noch der Auftrag von mir nicht ertheilt wurde, ihn nebst Freundlichem dem Central-Galleriedirektor Zimmermann auszurichten, ob ihm die in Pommersfelden befindliche Gallerie bekannt, und wenn, ob Gemälde für die Pinakothek aus Staatsmitteln zu erwerben, wünschenswerth wäre." Um so schmerzlicher berührte es ihn, daß man die werthvolle Sammlung ins Ausland verkaufen ließ, doch erwarb er

wenigstens eine Perle, die trauernde Mutter mit dem Kinde, die dem Leonardo da Vinci zugeschrieben wird, für die Pinakothek.

Trotz dieser kolossalen Ausgaben für Kunstzwecke ꝛc. blieben ihm bei seiner Sparsamkeit in Allem, was seine eigene Person betraf, doch noch reichliche Mittel zu Wohlthätigkeitsspenden. Ein volles Fünftel seiner gesammten Einnahmen gab er an Arme. „Gleich allen Fürsten", sagt Döllinger, „und vielleicht noch in höherem Grade als die meisten, hat König Ludwig unzählige Erfahrungen von Lüge, Heuchelei und Undank an denen gemacht, die sich an ihn drängten, die seiner Gaben theilhaft zu werden trachteten. Das Herz eines gewöhnlichen Menschen würde darüber vertrocknet, sein Sinn verhärtet sein, ein Zug von Menschenverachtung würde sich vielleicht in ihm angesetzt haben. Aber davon war keine Spur bei ihm zu entdecken. Mit beschränkten Mitteln spendete er gleichwohl jährlich große Summen und was mehr werth ist, er gab nicht nach Gunst und Laune, sondern mit umsichtiger Weisheit nach sorgfältiger Prüfung und Abwägung und immer königlich." Als das Städtchen Traunstein 1851 vom Brande verheert wurde, schrieb Ludwig von Rom aus an Riedl (8. Mai 1851): „Ich beeile mich, daß Sie gleich der Stadt Traunstein wegen dem gehabten Brandunglück 3000 fl. sollen überschicken, dazu schreibend, daß wie als ich auf dem Throne mich noch befand, wie von ihm herabgestiegen, nahe wie fern, der Traunsteiner Treue meinem Herzen unvergeßlich ist, unvergeßlich, wie ihr Bürgermeister an der Spitze einer Abordnung dieser Stadt sich ausgedrückt habe. Daß meine Gabe nicht größer ist, möge der gewaltigen Verminderung meiner Mittel zugeschrieben werden." Es verging fast keine Woche, ohne daß irgend ein bedeutenderer Akt seiner Munifizenz zu verzeichnen war. „Sollten unter den Bittschreibern", heißt es in einem Briefe (23. August 1850) an Riedl, „Bedürftige und Würdige aus Mannheim seyn, so wäre bei Antrag für Unterstützung für den Augenblick solche zuerst einzustellen." „Wenn nicht periculum in mora", schreibt er an den nämlichen (16. August 1851), „haben die Münchner Armen, die ja neun Monate lang vorzugsweise bedacht werden, den anderen nachzustehen."

Namentlich in den letzten Lebensjahren schenkte Ludwig große Summen für fromme Stiftungen und Kirchenbauten, doch wurden protestantische Gemeinden kaum minder reichlich bedacht, als die

katholischen. Ludwig blieb bis an sein Ende ein streng religiöser Fürst, aber ein ausgesprochener Feind konfessionellen Haders. Als die Verwendung des Stiftungsvermögens der Blindenanstalt gehässigen Zwist hervorrief, schrieb Ludwig an den Cultusminister Koch (14. November 1865): „Mir scheint, daß in neuerer Zeit über Endzweck und Form jener Stiftungen, welche ich für arme Blinde mit meinen Urkunden vom 20. September 1826 und 25. August 1836 errichtet habe, Zweifel angeregt werden, und diese veranlassen mich, wiederholt auszusprechen, was ich als Stifter und Fundator gewollt habe und noch will. Für Blinde ohne Unterschied der Religion habe ich das Blindeninstitut gestiftet. An eine gewisse Verhältnißzahl derselben oder Parität zwischen Katholiken und Protestanten dachte ich auch nicht im Entferntesten, das darf auch in Zukunft nicht stattfinden. Ich weiß ferner, daß in Nürnberg ausschließlich für Protestanten ein Blindeninstitut errichtet wurde und ich finde es geeignet und gut, wenn die Confessionen getrennt werden. Aber einer Trennung des von mir gegebenen Stiftungsvermögens, wenn je eine solche beabsichtigt werden wollte, trete ich jetzo schon auf das Bestimmteste entgegen, es hat für immer unangetastet und untheilbar zu bleiben. Wenn Legate für Katholiken oder Protestanten ausschließlich gemacht werden, so müssen sie auch gewissenhaft dafür verwendet werden, auf meine Stiftungen aber erkenne ich keine anderen Ansprüche als Armuth und Würdigkeit." Als der durch seine Bemühungen zur Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen hochverdiente Erzbischof Diepenbrock zum Cardinal ernannt wurde, schrieb Ludwig an ihn (9. Oktober 1850): „Herr Cardinal! Es ist noch keine Viertelstunde, daß ich die Ernennung Ew. Eminenz zu dieser Würde erfuhr, zu welcher ich meinen Glückwunsch ausspreche. Den eine bekannte Parthey in Bayern nicht zum Bischof daselbst wollte, den wollte der verstorbene Papst zum Fürstbischofe des größten Sprengels, und der jetzige erhebt denselben zu der nach seiner eigenen höchsten Würde der Kirche. Das sind glänzende, große Genugthuungen" ..... Diepenbrock macht davon seinem Freunde Passavant Mittheilung und fährt fort (14. Oktober 1850): „In diesem Brief ist viel zwischen den Zeilen zu lesen; deßhalb hat mich auch dieser Brief mehr gefreut als Alles, was sich bisher an das Cardinalat geknüpft!" —

Wie viel Segensreiches hätte der kunstsinnige und wohlthätige Fürst erst ausführen können, wenn er nicht durch die Rückzahlung des an Griechenland geleisteten Darlehens an die Staatskasse über ein Drittheil seines ganzen Privatvermögens verloren hätte! War schon in den darauf bezüglichen Kammerdebatten die Hilfe, welche Ludwig dem jungen Hellenenstaate gewährt hatte, als staatsmännischer Mißgriff getadelt worden, so mußte er bald ein Ereigniß erleben, das diesen Vorwurf um so mehr gerechtfertigt erscheinen ließ.

Seit der Septemberrevolution 1843, welche den König Otto gezwungen hatte, allen Forderungen der Opposition sich zu fügen, spann sich, wenn auch unter gemäßigteren Formen, der Kampf gegen die „fremde Dynastie" in Griechenland fort. Der strengste Beurtheiler des bayrischen Regiments in Griechenland, K. Mendelssohn-Bartholdy, sagt: „Otto war ein achtbarer und wohldenkender deutscher Mann, der sich in die schwierigen griechischen Verhältnisse, soweit es ihm möglich war, einzuleben suchte und der den redlichen Willen hatte, sein griechisches Adoptivvaterland zu beglücken. Allein er hatte seine Aufgabe in Griechenland nicht besser begriffen, als ein für sichere und gemüthliche Verhältnisse auferzogener deutscher Prinz es konnte; er hatte keinen Einblick in die Gefahren des Regierungssystems, welches seine Vorgänger und insbesondere der Präsident Kapodistrias hinterlassen hatte." Otto konnte der durch seine übel angebrachte Nachgiebigkeit mehr und mehr gestärkten Parteibewegung nicht mehr Herr werden. Im Oktober 1862, noch im nämlichen Jahre, da die Eröffnung der Propyläen in München Anlaß zu festlicher Begehung der griechischen Erhebung gegeben hatte, kam der Sturm zum offenen Ausbruch. Am 22. Oktober brachte ein Telegramm dem Vater die Nachricht von dem bedauernswerthen Geschick Otto's. Während einer Rundreise des Königs brach in Athen der Aufstand los und die Verschworenen proklamirten die Absetzung ihres königlichen Herrn. Als das Schiff, auf welchem der König zurückkehrte, im Golf von Salamis vor Anker ging, stellten sich zu seinem Schutze ein französisches und ein englisches Schiff zur Seite, doch darauf beschränkte sich auch die ganze Hilfe der „garantirenden Schutzmächte". Otto wollte um jeden Preis Blutvergießen verhindern und war nicht zu bewegen, einen Versuch zur Bezwingung des Aufstandes zu wagen.

krank und im Innersten gebrochen verließ er das Land, wo das ärmliche Jetzt so düster absticht gegen das herrliche Einst, wo er vor dreißig Jahren als blühender Jüngling, den Busen voll schöner Hoffnungen, seinen Einzug gefeiert hatte.

Das Mißgeschick des Sohnes war für Ludwig ein schwerer Schlag. Wie er selbst später seinem vertrauten Sekretär erzählte, lenkte am Abend jenes Tages, welcher die trübe Nachricht brachte, bei der gewöhnlichen Spaziertour sein Kutscher absichtslos zu den Propyläen, — da zuckte der König zusammen und schloß die Augen. Tags darauf wurde Staatsrath von Maurer, der mit den griechischen Verhältnissen so wohl vertraut war, zur Tafel des Königs geladen, mit der Bemerkung, er solle eine halbe Stunde vor Tischzeit beim Könige vorsprechen. So wie er in das Gemach trat, fuhr der König von seinem Stuhl in die Höhe und ergoß sich in einer Fluth von Vorwürfen gegen diesen und jenen und von bittersten Selbstanklagen. Sobald Maurer anheben wollte, ihm Trost zuzusprechen, eilte der König ganz verstört im Zimmer umher, kehrte dann wieder zu ihm zurück und begann mit neuen Klagen. Dies wiederholte sich noch einigemal, bis zur Tafel gerufen wurde. Der König, der sonst bei Tisch mit frischester Laune die Unterhaltung beherrschte und seinen Gästen allerlei Anekdoten und Späße erzählte, saß diesmal ganz still und wortlos, sprang dann plötzlich auf und wollte sich entfernen. Da sich ihm aber ein Diener mit verlegener Miene näherte und herausstotterte, es sei ja noch gar nicht der Braten serwirt, mußte der König bei aller Niedergeschlagenheit lachen, setzte sich wieder und gewann allmälig seine heitere Gelassenheit.

Die griechische Revolution wurde von den europäischen Mächten als „vollendete Thatsache" betrachtet. Otto leistete zwar nicht Verzicht auf seine Krone, wollte aber auch nicht zu Gewaltmitteln zur Wiedergewinnung greifen. Nach wenigen Jahren (26. Juli 1867) sank er in ein frühes Grab. Bis zu seinem letzten Lebenstage nährte er die Hoffnung, seine Hellenen selbst würden ihn wieder in das Land zurückrufen, das ihm wie ein verlorenes Paradies erschien. Von ihm und seinem königlichen Vater gilt, was Haneberg in der Erinnerungsrede an Ludwig hervorhob: „Was der König von Bayern und sein Sohn dort im Süden vollführt hat, bleibt ein großes Werk der

Förderung der Humanität und Cultur. Viele gute Keime sind ausgesäet, nützliche Anstalten errichtet, schädliche Vorurtheile zerstreut, Vieles ist vorbereitet worden, woraus dem Volk dort ein neuer glücklicher Zustand kann verheißen werden. Dann vielleicht wird mancher gebildete und über die Blüthe seines Vaterlandes glückliche Hellene zum königlichen Sarkophag dieser Basilika dankbar wallfahrten." —

Glücklich, wer sich durch solch bittere Erfahrungen und Enttäuschungen den frischen Lebensmuth nicht verkümmern läßt und für Alles warme Empfindung sich bewahrt, was dem Vaterlande zu Wohl oder Weh gereicht.

Trotz mehrfacher Schwankungen der inneren und äußeren Politik wurde in Bayern seit Ludwig's Thronentsagung eine Reihe glücklicher Reformen durchgeführt, welche namentlich den konstitutionellen Charakter des Staates festigten. Die Verfassungsgesetzgebung machte bedeutsame Fortschritte, die Rechtspflege wurde in einheitlichem und freiheitlichem Sinn verbessert, die Schulverhältnisse wurden geregelt, die höheren Unterrichtsanstalten auf eine rühmliche Stufe gehoben, praktische Culturgesetze erlassen, die allgemeine Aufklärung über die öffentlichen Angelegenheiten gefördert. Vieles, was die neuere Legislatur mit sich brachte, war schon von Ludwig selbst angestrebt worden, so die Aufhebung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, Anbahnung der Gewerbefreiheit, größere Theilnahme des Volkes an der Verwaltung u. A. Aber die neue staatliche Entwicklung Bayerns schlug auch manche Wege ein, die von der durch Ludwig vorgezeichneten Bahn wesentlich abwichen. Daraus erklären sich manche mißbilligende und unwillige Privatäußerungen Ludwig's aus den letzten Jahren. Er enthielt sich aber jedes Eingreifens in den Gang der inneren oder äußeren Politik. Ludwig's Anschauung widerstrebte dem wahren Konstitutionalismus; auch der Presse wollte er nicht so ausgedehnte Freiheit eingeräumt wissen, ebensowenig entsprach die freie Entwicklung des Associationswesens seinen Intentionen. Auch manche Aenderungen, welche eine rein staatliche Politik da treffen mußte, wo früher eine halb kirchliche geübt worden, konnten an ihm keinen Lobredner finden. Manche Aeußerungen, welche bekannt wurden, bekundeten den bewährten praktischen Sinn. Als kurz vor seiner letzten Reise nach Nizza

der neue Schulgesetzentwurf die Politiker eifrig beschäftigte, sagte er zu einem vertrauten Diener: „Der Hauptfehler daran ist, daß man bei uns die Landschule und ihre Lehrer auf gleiche Stufe stellen will mit der Stadtschule. Auf dem Lande muß der Lehrer zufrieden sein, wenn er in sechs Jahren den Kindern Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus und biblische Geschichte beibringt. Aber in der Stadt verlangt man mehr. Da sind auch mehr Mittel gegeben, die Kinder aufgeweckter und bekommen Nachstunden. Deshalb muß auch die Bildung der Lehrer für die Stadt eine andere sein." Als ein Baron Weveld das Projekt einer Staats-Hagelversicherungsanstalt ausarbeitete, schrieb Ludwig an ihn (26. Jänner 1862): „Mit großer Aufmerksamkeit, welche dieser wichtige Gegenstand verdient, habe ich Ihre Schrift gelesen. Nützlich finde ich Ihren Vorschlag, aber wäre er auch gerecht? Mir scheint nicht, daß diejenigen, deren Besitzungen selten von Hagelschlag heimgesucht, gezwungen werden dürfen, den Schaden derer größtentheils zu tragen, deren Besitzungen ihrer Lage nach häufig davon getroffen werden. Mir scheint ein weit ausgedehnter freywilliger Hagelversicherungsverein das geeignetste, das Königreich Bayern aber nicht groß genug, einen solchen allein zu bilden."

Mit nicht minder warmer Theilnahme verfolgte Ludwig alle Entwicklungsphasen der deutschen Verhältnisse.

Als im Jahr 1846 Bayerns Monarch, der einst in richtiger Erkenntniß der Identität deutscher Interessen sagte: „Auch Bayerns Häfen liegen an der Wesermündung!" als dieser Monarch sich in der Schleswig-Holstein'schen Frage offen der deutschen Rechte annahm, da sang Zedlitz:

„Es hat uns nicht betrogen
Das Wittelsbacher Blut;
Er hat nicht scheu erwogen,
Er ist vorangezogen
Mit ritterlichem Muth ....

So klang's durch Berg und Auen
Wie Siegesjauchzen fort;
Da flog ein frisch Vertrauen
Durch alle deutschen Gauen:
Das war ein Königswort!"

Doch wie bei jener Verwicklung eine Lösung im deutschen Sinne durch die Eifersucht der Großmächte verhindert wurde, so ließ auch der weitere Verlauf im Jahr 1849 die deutsche Energie nicht in hellerem Lichte erscheinen. Schleswig-Holstein, sich selbst überlassen, mußte im Kampfe mit dem überlegenen Gegner verlieren, so muthig es ihn auch aufnahm.

Ludwig hatte kein Heer, das er den bei Idstedt Niedergeworfenen hätte zu Hilfe senden können, doch ließ er wenigstens keine Gelegenheit vorbeigehen, seiner Sympathie für den Bruderstamm Ausdruck zu geben. Er wies dem Freischaarenführer Obersten von der Tann 36,000 Gulden zu beliebiger Verwendung für die Herzogthümer an. Dem Münchner Comité für Schleswig-Holstein gab er 1000 Gulden. Er war der einzige deutsche Fürst, der nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs für Unterstützung hilfsbedürftiger Schleswig-Holsteinischer Offiziere eine bedeutende Summe schenkte. Als sich für Unterstützung der von den Dänen vertriebenen Geistlichen ein Comité in Erlangen bildete, schrieb Ludwig (6. September 1851): „Es ist ein ehrenwerthes Unternehmen, für diese vertriebenen Geistlichen, für diese Märtyrer teutscher Gesinnung Unterstützungen zu sammeln; für mich ist es eine Freude, unaufgefordert hiemit einen Beytrag von 500 Gulden zu geben." Die gleiche Summe übersandte er dem Frauenverein in Altona, seine Freude darüber aussprechend, „daß es noch teutsche Frauen giebt, die mit ächt teutscher Gesinnung ihren leidenden Brüdern zu helfen suchen." Als für die entlassenen Professoren in Kiel durch Professor R. Wagner eine Sammlung veranstaltet wurde, sprach Ludwig, um einen Beitrag gebeten, seine Genugthuung darüber aus, daß man an ihn als einen ehemaligen Göttinger Studenten gedacht habe, und gab wieder 500 Gulden, „freilich nur ein Tropfen, aber ich bin mit Ausgaben überhäuft." An Generalmajor von der Horst, der ihm eine Schrift über die Schlacht bei Idstedt überschickte, schrieb er (31. Oktober 1852): „Freundlich danke ich Ihnen für diese Zusendung; überflüssig wäre es, hier zu wiederholen, welchen Antheil ich an dem Geschicke Schleswig-Holsteins genommen und wie die Wendung, welche diese Angelegenheit genommen, mein teutsches Herz schmerzt." Auch der koburgische Regierungspräsident Francke widmete dem Könige seine „Erinnerungen an Schles-

wig-Holstein". Ihm antwortete Ludwig (22. April 1854): „An Schleswig-Holstein denkend blutet mein teutsches Herz!" —

Als der Neujahrsgruß des französischen Kaisers 1859 das deutsche Blut in Wallung brachte und die nationale Antipathie gegen den Uebermüthigen im deutschen Volke allen Parteihader zum Schweigen brachte, da stand auch der alte König mit seinen heißesten Wünschen auf Seite Oesterreichs. Er konnte nicht begreifen, warum nicht sogleich Alldeutschland gegen den Ruhestörer zu Felde ziehe:

„Das mit dem Lorbeer Hochbekränzte,
Das teutsch vor Allen sich gezeigt,
In dem Befreyungskampfe glänzte,
Nur dies ist stille, — Preußen schweigt?" —

Ludwig bekannte sich offen zu den Grundsätzen der großdeutschen Partei, welche Oesterreich von einer Neugestaltung Deutschlands nicht ausgeschlossen wissen wollte. Als Fürst Ludwig Oettingen-Wallerstein in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine Reihe von Artikeln gegen den preußisch-französischen Handelsvertrag, der eine Annäherung an Frankreich zu dokumentiren schien, veröffentlichte, sagte Ludwig dem Verfasser, mit welchem bisher jeder Verkehr abgebrochen war, brieflich Dank. Wie Fürst Wallerstein, so war auch Ludwig ein Gegner des Bundesstaats; er glaubte, daß die populären Wünsche durch geeignete Abänderungen und Zusätze zur Bundesakte befriedigt würden und zugleich auf diesem Wege der Bund eine positive Machtstellung gewinnen könne. Als Oesterreich auf dem Frankfurter Fürstentag 1863 eine Lösung der deutschen Verfassungsfrage im großdeutschen Sinne anbahnen wollte, gab er frohen Hoffnungen Raum. Als das Unternehmen resultatlos blieb, wollte er wenigstens soviel in seinen Kräften stand, zur Versöhnung der schroffen Gegensätze beitragen. Am Tage der Jubelfeier der Leipziger Schlacht 1863 eröffnete er die Befreiungshalle und rief vor dem Portale den um ihn versammelten Generalen aus den verschiedenen deutschen Landen zu: „Willkommen, tapfere Krieger des Befreiungskampfes, willkommen Alle! Es ist Teutschlands herrlichste Zeit, an sie wollen wir uns halten. Ich kann nur sagen, was ich hier in der Befreiungshalle geschrieben: Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie siegten."

Kurze Zeit darauf hatte er die Freude, daß wenigstens die Angelegenheit, die ihm so ernst am Herzen lag, in nationalem Sinne durchgefochten wurde. Deutsche Fahnen wehten wieder von den Düppeler Schanzen und am Alsener Strande und diesmal verdarben die „Schreiber", wie der alte Blücher zu sagen pflegte, nicht, was das deutsche Schwert gut gemacht hatte.

Doch es trat immer klarer zu Tage, daß der klaffende Dualismus eine politische Wiedergeburt Deutschlands unmöglich mache und daß es zwischen den beiden Mächten, an welche sich die deutsch-patriotischen Hoffnungen wechselweise geknüpft hatten, um die Suprematie zu ernstem Kampfe kommen müsse.

Klagend rief Ludwig, als er im Juli 1866 aus Aschaffenburg vor den Kriegsstürmen in die Pfalz flüchten mußte: „Ich hab' umsonst gelebt!"

Es zeigte sich, daß Oesterreichs Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten habe mit der jugendlichen Kraft Preußens und damit war die Frage der Führerschaft erledigt. Der deutsche Patriot konnte sich, ob freudig, ob nur den Umständen sich fügend, der Konsequenz dieser Thatsache nicht entziehen, wenn er überhaupt für Größe und Wohlfahrt seines Vaterlandes ein offenes Herz hatte.

Auch Ludwig fühlte dies und wollte treu an dem Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen festgehalten wissen. In diesem Sinne sprach er sich im Mai 1867 in einem Briefe an den damaligen Lenker der auswärtigen Politik Bayerns aus, betonte aber zugleich, er könne keine weiteren Verträge mit Preußen gutheißen, Bayerns Aufgabe sei noch immer, auf eine aufrichtige Versöhnung Oesterreichs mit Preußen hinzuwirken. Als daher im Herbst 1867 der Landtag über den Fortbestand des Zollvereins zu entscheiden hatte, gab er in einem Briefe an den Präsidenten des Reichsrathes zu erkennen, daß er auf Seite der Gegner einer engeren Verbindung mit Preußen stehe.

Doch nachdem der geniale Staatsmann an der Spitze der preußischen Regierung einen Bundesstaat geschaffen hatte, der in Wahrheit diesen Namen verdiente, konnte der Anschluß Süddeutschlands und das Fallen der unnatürlichen Schranke nur noch eine Frage der Zeit sein.

Leider erlebte Ludwig die glorreiche Zeit nicht mehr, welche die Lösung brachte!

Döllinger zog am Grabe Ludwig's im März 1868 für die Frage: Was wohl Ludwig I. zu unseren neuen Verhältnissen sagen würde? aus des Königs Schriften und aus so vielen früheren immer von der gleichen Grundanschauung getragenen Aeußerungen den Schluß, er rufe seinen Bayern zu: „Damit jenes vom fremden auf deutschen Nacken gelegte Joch der Knechtschaft nicht wiederkehre, so lasset euch die Opfer nicht verdrießen, die nun einmal zur Herstellung eines großen, einigen und mächtigen Deutschlands nothwendig sind!"

Es mag zweifelhaft sein, ob Ludwig schon in jener Zeit sich so opferwillig ausgesprochen hätte, aber im Jahre 1870 wäre gewiß auch nicht einmal ein Zweifel in ihm rege geworden. In keinem deutschen Fürsten würde in dem Augenblicke, da Frankreich wieder die Hände beutegierig gegen Deutschland ausstreckte, Rechts- und Selbstgefühl lebendiger erwacht sein, als in dem Erbauer der Befreiungshalle!

Während seines Aufenthaltes in der Pfalz im Sommer 1860 schreibt er an Riedl (17. Juni 1860): „Die Gesinnung in der Pfalz ist durchaus antifranzösisch und in Landau ist sie's geworden. Sehr gut!" Als bei Einweihung der Kehler Brücke 1861 ein deutscher Minister in Baden-Baden auf Napoleon III. „den Bezwinger der Revolution", einen Toast ausbrachte, konnte sich Ludwig nicht versagen, dem Souverän jenes Staatsmannes brieflich sein entschiedenes Mißfallen über solches Auftreten eines Deutschen auszusprechen.

Wie wäre es anders möglich gewesen, als daß dieser Fürst 1870 nicht blos die ruhmvollen Erfolge der deutschen Waffen freudig begrüßt, sondern auch die von Bayern geforderten Opfer gutgeheißen hätte, zumal durch dieselben so Herrliches ermöglicht wurde, die Gründung eines neuen Reiches, das mit voller Schonung der berechtigten Sonderinteressen ein einheitlicher, lebendiger Organismus ist, dem Deutschen ein Vaterhaus, für den Nachbar eine Schutz- oder Trutzburg.

Ludwig's Tod.

Ludwig erreichte ein Alter von nahezu 82 Jahren. Wenige ſeiner Vorfahren, von den Regenten Bayern's nur Ludwig im Bart und Wilhelm V. waren zu ſo hohen Tagen gekommen. Seine Geſundheit war namentlich im ſpäteren Alter ganz vortrefflich, nur über Migräne hatte er zuweilen zu klagen, die jedoch durch ſtrenge Diät ſtets alsbald gehoben wurde.

Nur einmal, im Dezember 1854, während eines Aufenthalts am Darmſtädter Hofe fiel er in ſchwere Krankheit. Er arbeitete wie gewöhnlich ſchon früh Morgens am Schreibtiſch, als er plötzlich in Ohnmacht fiel. Zwar kam er bald wieder zu ſich, aber ein heftiges Fieber ſtellte ſich ein. Hartnäckig weigerte er ſich, Arznei zu nehmen, nur die Bitten ſeiner Lieblingstochter, der Großherzogin, vermochten ihn endlich dazu. Die Ohnmachten wiederholten ſich, doch allmälig hob ſich das Fieber, und mit dem Nahen des Frühlings kehrten auch die alten Kräfte und die alte frohe Laune wieder. Als ſich zur Feier ſeiner Geneſung in München die beiden Kammern zu einem Feſtdiner verſammelten, ließ Ludwig telegraphiren, er fühle jetzt ſchon die wohlthätige Wirkung der auf ihn ausgebrachten Geſundheiten und danke der verſammelten Geſellſchaft herzlich dafür. Im März 1855 kehrte er nach München zurück, nachdem er in Nürnberg in gewohnter Weiſe rüſtig einen halben Tag dem Beſuche der Kunſtſchätze gewidmet. Die Münchner Künſtler brachten ihm einen Fackelzug und überreichten eine Adreſſe mit einer Zeichnung Genelli's; der Magiſtrat gab reichliche Geldſpenden an die Armen. Die Hamburger Künſtlerſchaft ſchickte

ein prächtiges Album mit Originalzeichnungen aller Mitglieder. Deputationen aus den bayerischen Städten brachten Glückwünsche, auch die Kölner sandten eine Huldigungsadresse. Solche Zeichen von Theilnahme und Anhänglichkeit, wie sie wohl niemals einem Privatmann zu Theil geworden, trugen nicht wenig dazu bei, daß der Genesene rasch die frühere körperliche und geistige Frische wieder gewann. Als er mit den Deputirten Köln's zu Tische saß und „mit Wein, am Rhein gewachsen" auf das Wohl ihrer Stadt trank und unermüdlich sich mit jedem Einzelnen seiner Gäste unterhielt, wer hätte da glauben mögen, einen erst seit Kurzem von dreimonatlicher Krankheit genesenen 70jährigen Greis vor sich zu haben?

Abnahme der Körperkräfte war erst seit dem Jahr 1861 bemerkbar. Er fing an, über Frost und über Steifheit der Beingelenke zu klagen. Seine Promenaden mußten abgekürzt werden, rasches Aufwärtsgehen benahm ihm den Athem. Er sagte zu seinen Aerzten: „Wenn ich nur nicht die Herzwassersucht bekomme, nur keine langwierige Krankheit!" Er wurde oft im Wagen und auch im Theater von festem Schlaf übermannt. Sein Geist aber blieb rege, nur machte sich eine Schwächung des Gedächtnisses durch öftere Wiederholung von Fragen und Erzählungen bemerkbar.

Gegen Ende Oktober 1867 verließ er München, um sich zum Winteraufenthalt nach Nizza zu begeben. Er nahm den Weg über Straßburg, wo er sein Geburtshaus besuchte, und Paris, wo er noch einige Tage angestrengte Aufmerksamkeit der Weltausstellung widmete, obwohl er sie schon im Sommer wiederholt besucht hatte. Diesmal hatte er seine Kräfte überschätzt. Ungewöhnlich abgespannt kam er in Nizza an. Er bewohnte dort den ersten Stock der Villa Diesbach, mit der Aussicht auf das Meer. Solange die Lüfte milde wehten, fühlte er freilich seine Lebensgeister wieder erstarken; als aber gegen Ende November kalte Witterung eintrat, stellten sich Athmungsbeschwerden ein, der Schlaf war unruhig, die Füße schwollen an. Noch einmal im Laufe des Januar 1867 trat eine günstige Wendung ein und sofort begann der König auch wieder mit seinen Promenaden und Besuchen, selbst von Abendgesellschaften. Und so fest war sein Glaube, daß er den Körper zur gewohnten Dienstbarkeit zwingen könne, daß selbst neue Krankheitssymptome ihn nicht zur Aenderung

seiner Tagesordnung bewogen, bis eine Entzündung des rechten Unterschenkels sich zeigte. Zur Verhütung des Brandes mußten wiederholt gefährliche Operationen vorgenommen werden. Er sträubte sich gegen Beiziehung eines Arztes aus Nizza: „Ich möchte nicht, daß ein Fremder mich etwa einen Schmerzensschrei ausstoßen hörte!" Chloroformiren ließ er sich nicht, er trug den Schmerz geduldig und standhaft und sagte nach Beendigung der Operation scherzweise zu seinen Aerzten „Ich danke Ihnen für den wohlthätigen Schmerz!"

Vorläufig war er gerettet, auch konnten die Aerzte auf längere Erhaltung Hoffnung geben, weil sämmtliche höhere Organe merkwürdig gesund waren. Sofort begann er wieder, eigenhändig Briefe an die Seinen zu schreiben, die er in herzlichster Weise über sein Befinden zu beruhigen suchte.

Es war aber nur ein letztes Aufflackern der Lebenskräfte.

Der Schwächezustand wurde bedenklicher. Am 24. Februar stellten sich Delirien ein. Die Prinzen Luitpold und Adalbert eilten an das Krankenlager des Vaters. Die Sterbsakramente wurden ihm — am Morgen des 26. Februar — gereicht. Am 27. erfolgte Blutung unter der Haut, und jetzt wußte der König, daß sein Ende nahe sei. „Glauben Sie ja nicht", sagte er zu dem Oberstabsarzt Cabrol, „daß ich den Tod fürchte, ich habe ihm während meines Lebens mehrmals in's Auge geschaut!" Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's IV. 1861 hatte er einmal geäußert: „In Preußen heißt es immer „der höchstselige König", ich bin froh, wenn ich nur selig werde. Ich fürchte den Tod nicht, aber ich lebe gerne und verlange mir gar nicht zu sterben. Denn man weiß, was man hat, aber nicht, was man bekommt und drüben hört aller Unterschied auf, da ist Alles gleich!" Am Abend des 27., da er von schweren Schmerzen gequält schien, sagte er: „Wenn ich heut Nacht sterbe, dann ist der König von seinen Leiden erlöst!" Später richtete er sich noch einmal auf und sprach mit fester Stimme: „Allen, Allen in München meinen Dank!" Nach Mitternacht erwachte er aus dem Delirium und rief: „Ein Uhr, und ich bin noch nicht todt!" — Es waren seine letzten Worte. Den ganzen 28. Februar über blieben seine Sinne umnachtet. Am folgenden Morgen trat Agonie ein, ohne schweren Todeskampf verschied er um 8 Uhr 35 Minuten.

In Italien ging er hinüber, wie er einſt gewünſcht hatte:

„Geiſtiger fühlen wir uns in euch, ihr ſüdlichen Fluren;
Ladet der Himmel zu ſich, ſchrecket das Sterben uns nicht.
Uebergehen zu beſſerem Leben, zu ewiger Liebe
Iſt's; die Zukunft hebt freudeerfüllend den Geiſt."

Die Einwohner Nizza's gaben bei ſeiner Krankheit und ſeinem Tode herzliche Theilnahme kund, als gälte es nicht einen Gaſt, ſondern einen eingebornen Fürſten oder den beſten Bürger zu betrauern. Auf Anordnung Napoleon's ſegelte eine Corvette von Toulon nach Nizza, um dort Trauerſalven zu geben.

Von München, wo um die Mittagſtunde des 29. die Bennoglocke das Hinſcheiden des Königs der Bürgerſchaft verkündete, ging eine Hofkommiſſion nach Nizza, um die Leiche des Königs in die Heimat zu geleiten. Inzwiſchen blieb ſie zu Nizza auf dem Paradebett ausgeſtellt. Das Antlitz des Todten war nicht entſtellt. Den Sarg umknieten nach Landesſitte acht liebliche Kinder, die als Engel mit goldenen Flügeln geſchmückt waren. Ein prächtiger Leichenkondukt brachte den Sarg vom Dom zum Bahnhof, eine große Menſchenmenge gab das letzte Geleite. In engem Todtenſchrein kehrte der Fürſt in die Stadt zurück, die er geſchaffen hatte.

Nicht bloß im Königsſchloße und in den Paläſten der Familie des Todten, in vielen Häuſern, in jeder Hütte rief der Tod des Königs die Trauer wach. Die großen Züge ſeines Charakters traten jetzt in hellerem Lichte hervor. Die Einen gedachten ſeiner Verdienſte um Stadt und Land, die Anderen empfanden ſchmerzlich den Verluſt des Wohlthäters.

Die Königsleiche wurde nach der Ankunft in München vorläufig in der Hofkapelle beigeſetzt. Der Verſtorbene ſelbſt hatte verfügt, daß ſeine ſterblichen Reſte an der Seite ſeiner ihm vorangegangenen Gemahlin Thereſe in der Bonifazinskirche beſtattet, ſein Herz aber zu denen ſeiner Ahnen nach Altötting gebracht werden ſollte; an Stelle des Herzens ſei ſein Trauring zu legen. Er hatte auch den Wunſch ausgeſprochen, daß ſeine Leiche an der Glyptothek vorbei durch die Propyläen geführt werde.

Am 9. März, als alle Glocken der Münchner Kirchen ſich zu gewaltigem Chor vereinten, ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung.

Außer der Militärgarniſon und den ſämmtlichen Staats- und Gemeindebeamten betheiligten ſich auch viele Abgeſandte fremder Höfe und Deputationen bayeriſcher Städte. Die Spitze des Zuges bildete ein Häuflein Veteranen, die einſt ihrem Kriegskameraden Kronprinz Ludwig in rühmlichen Kämpfen zur Seite geſtanden hatten. Dem Trauerwagen folgten die Söhne und Verwandten des Verlebten. Der Sarg war außer den königlichen und den Ordensinſignien mit zwei Lorbeerkränzen geſchmückt, deren einer von Schiller's Tochter, der andre von der Wiener Künſtlergeſellſchaft niedergelegt war. Langſam bewegte ſich der Trauerzug aus der Königsburg vorbei an der Feldherrnhalle und am Bazar mit ſeinen Bilderarkaden und lenkte dann in die Briennerſtraße, welche ebenfalls ihre Anlage und ihre monumentalen Zierden dem Könige dankt. Hier ſtehen Thorwaldſen's Statue des Kurfürſten Maximilian, der Wittelsbacher Palaſt, der eherne Obelisk, die Glyptothek, das Kunſtausſtellungsgebäude, und die Propyläen ſchließen die Straße mit ihren des alten Athen's würdigen Bauten ab. Die einfache Gruftkapelle der Baſilika nahm die Leiche auf, und dankbare Liebe ſchmückt dieſe Ruheſtätte noch heute mit friſchen Kränzen.

Die Künſtlerſchaft München's beſchloß, den großen Todten durch eine geſonderte Trauerfeier zu ehren. Die Künſtler in Düſſeldorf, Dresden, Wien, Nürnberg, Stuttgart, Weimar, Karlsruhe und Hamburg ordneten dazu Deputationen ab, um die gemeinſame Trauer über den Verluſt zu bekunden, den die deutſche Kunſt erlitten.

Mit Fackeln und umflorten Fahnen zogen am Abend des 12. März Hunderte von Künſtlern, darunter die bedeutendſten der Nation, auf den freien Platz vor die Glyptothek. Die Marmorfaçade des doriſchen Tempels glänzte im Flackerſchein bengaliſcher Flammen. Das Thor war geöffnet, im Atrium ſtand die Büſte des Königs, durch elektriſches Licht hell beleuchtet. Eine ernſt lauſchende Menſchenmenge drängte ſich auf dem Platz und in den umliegenden Straßen; die Theilnahme an dieſer Ovation überbot weit die offizielle Feier. „Mitten wir im Leben ſind vom Tod umfangen!“ ſtimmte ein Männerchor an. Der Sprecher der Münchner Künſtlerſchaft pries dann in gedrängter Rede die Verdienſte des Heimgegangenen. Als ſeine Büſte den verdienten Lorbeer erhielt und die Fahnen Derer, die er vor

Allen geehrt und geliebt, seine Siegesfahnen, das Marmorbild umrauschten, da konnte sich Niemand des überwältigenden Eindrucks erwehren: Nur ein großer Fürst und Mensch wird so geehrt. Es war eine Trauerfeier von erschütternder Romantik. —

Es ist charakteristisch für die Uebertreibungen der Volksmeinung, daß man von unermeßlichen Schätzen sprach, die der König hinterlassen habe, und deßhalb der Eröffnung des Testaments mit Spannung entgegensah. Wie es bei den großen Ausgaben Ludwig's für Kunst- und Wohlthätigkeitszwecke wohl hätte vermuthet werden können, ergab sich, daß der Nachlaß das Vermögen eines mäßig reichen Privatmannes nicht überstieg.

In dem Gedichte „Königsgefühl" hatte Ludwig die Hoffnung ausgesprochen:

„Einstens, wenn die Leidenschaften schweigen,
Wird, was er vollbracht hat, rein sich zeigen,
Wenn die Mitwelt längst im Grabe ruht!"

Carl Friedrich von Baden erließ 1756 eine Verfügung, „daß Jedermänniglich eines Urthels über die Handlungen hoher Fürsten ebenso als alles ohnzeitigen Raisonnirens ohnfehlbar sich enthalten solle." Die neue Zeit gab das Wort frei. Auch Könige verlangen nicht mehr, daß die Stimme der öffentlichen Meinung sich des Urtheils über ihre Regierung enthalte, wie etwa Häßliche dem Maler zumuthen, sich zum Schmeichler zu erniedrigen.

Freilich — ist die Zeit schon gekommen, um ein endgiltiges Urtheil über Ludwig zu fassen? Die Stimme der sogenannten öffentlichen Meinung ist eben nur Stimmung; das hat Niemand öfter erfahren als Ludwig selbst, und auch die schwerer wiegenden Urtheile über ihn sind heute noch vielfach in Widerspruch miteinander.

Bei der Durchsicht der Privatpapiere des Fürsten blickt uns daraus manches Janusantlitz entgegen. Neumann z. B., der in mehreren Aufsätzen in den Jahrbüchern für Politik und Literatur ein abschreckendes Bild des bayerischen Staatslebens unter Ludwig entwirft, schreibt 1859 an den König gelegentlich der Uebersendung von Schiltberger's Reisebeschreibung: „Ein so ächt deutscher König wie Ew. Majestät wird den vaterländischen Interessen nach allen Richtungen seine Aufmerksamkeit zuwenden wollen ꝛc." Der durch seine mehr

pikante als wahrheitsgetreue Schilderung bayerischer Verhältnisse bekannte Ritter v. Lang übersendet dem Könige 1830 sein Werk über Bayern's Gauen und nennt es „eine Frucht des Königlichen Willens und einer Regierung, unter welcher sich Kunst und Wissenschaft des glückseligsten Schutzes erfreuen ꝛc."

Nach Ludwig's Tod waren die Urtheile wenigstens darin ausnahmslos übereinstimmend, daß sie das Originelle und Große dieser königlichen Natur, die bedeutende Persönlichkeit anerkannten.

Von den offiziellen Gedächtnißreden ist namentlich Döllinger's Lebensbild von hervorragender Bedeutung, weil es wahr und rückhaltlos an der Hand der Geschichte das Streben des Fürsten, ein wahrer König zu sein, beleuchtet. Der Präsident der zweiten Kammer, Professor Pözl, hob vornehmlich den idealen Zug in Ludwig's Charakter hervor, der ihn über das Gewöhnliche erhob, und seine echt deutsche Gesinnung, um deren willen nicht blos der bayerische, sondern auch der deutsche Historiker seinen Namen in hohen Ehren nennen wird. Auch ein Nachruf in der Allgemeinen Zeitung giebt dieser Ueberzeugung Ausdruck: „Es war ein großer König, der von uns geschieden ist, ein Fürst, der Großes gewollt und Großes vollführt hat, und den nicht nur die Geschichte Bayern's, sondern auch die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes zu den größten Männern dieses Jahrhunderts zählen wird."

Doch nicht blos in München und in Bayern zollte man jetzt bereitwillig den Tribut, welchen Stadt und Land schuldeten, auch die gesammte europäische Presse beschäftigte sich mit dem großen Todten.

Wohl spricht sich der Parteien Gunst und Haß auch in diesen Urtheilen aus und mannigfaltige Empfindungen werden an die Geschichte seines Lebenslaufes geknüpft.

Wenn im Monde der „katholische Fürst" hoch gefeiert wird, nicht ohne gehässige Streiflichter auf die „Verirrungen" seiner Nachfolger, hebt Graf Reinhard, Präsident des institut historique, im Investigateur mit Recht hervor: „König Ludwig, wenn er auch während seines ganzen Lebens treu der katholischen Kirche anhing, ließ sich dennoch bei seinen Beziehungen mit Andersgläubigen nie von anderem

Geiſte als wahrer chriſtlicher Toleranz leiten." Die Times widmete dem Verſtorbenen, „der im wahren Sinn des Wortes ein König und mehr als ein König" einen ehrenvollen Nachruf. Auch in Griechenland wurden dankbare Stimmen laut. Die Himera feierte die Verdienſte „des größten der noch übrigen Philhellenen", der ſchon als Jüngling die Eingebungen ſeiner Muſe Griechenland gewidmet, auf den Thron berufen den Schutz der Griechen gegen Metternich muthig übernahm, München zum Mittelpunkt des deutſchen Philhellenismus erhob, die namhafteſten Summen opferte, die Kinder der Griechenhelden erziehen ließ, Brot den Familien, Pulver den Streitenden ſchaffte und München's Hallen mit Scenen des Befreiungskampfes ſchmückte. Auch die Elpis bezeugt, daß das Hinſcheiden Ludwig's in Hellas ſchmerzlichſten Eindruck machte. „Alles war vergeſſen", verſichert la Grèce, „nur die einzige Saite der nationalen Dankbarkeit hat bei der ſchmerzlichen Nachricht vom Tode des erhabenen Philhellenen erzittert." Die Salpinx ſchließt ihren ehrenvollen Nekrolog: „Wenn heute unſer Blatt aus Anlaß des Ablebens König Ludwig's in Trauer erſcheint, können wir nicht umhin, auch ſeines unglücklichen Sohnes uns zu erinnern, der dreißig volle Jahre mit Aufopferung Griechenland regierte. Otto beſchloß ſeine Tage in Bamberg: erſt heute können wir unſere tiefe Trauer über den Verluſt dieſes beſten aller unglücklichen Fürſten ausſprechen und eine Thräne auf ſein entferntes Grab weinen. Ward er auch des Königsthums enthoben, ſo wird doch kein Grieche ſein Andenken und ſeine Tugenden je vergeſſen." Die Ekklektike ſchreibt unterm 16. März 1871: „Unter den Freunden und Wohlthätern Griechenlands ſind unſeres Erachtens drei, welche die erſte Stelle in der Dankbarkeit aller Griechen einnehmen: der Erſte der große George Canning, der Zweite König Ludwig von Bayern, Vater unſres Königs Otto, und der Dritte der Verfaſſer unſrer Geſetzgebung, Maurer, der geachtetſte von den drei Mitgliedern der Regentſchaft unter König Otto."

Namentlich in Rom, wo Ludwig ſo gern verweilt und ſo viel gewirkt, rief die Todesnachricht ſchmerzliche Trauer wach. Die Künſtler, die den Lebenden ſo oft durch frohe Feſte ehrten und ergötzten, veranſtalteten eine erhebende Todtenfeier.

Darin äußerten ſich alle Stimmen einig, daß ſich Ludwig in

der Geschichte des Wiedererwachens der deutschen Kunst den ersten Ehrenplatz errungen habe.

„Seine Unternehmungen für Kunst und Wissenschaft", sagt eine Berner Zeitung, der Bund, „zeigen seine wahrhaft königliche Größe im ungetrübten Lichte und machen seinen Tod betrauerungswürdig für Alle."

„König Ludwig hat wohl gewußt", sagt die Neue freie Presse, „welch großer geistiger Fonds in dem Geistesschachte des deutschen Volkes ruht. Ehre ihm, der diesen Schatz zu heben verstand; Ehre jedem deutschen Fürsten, der ihm nachstrebt. Seine Schwächen, menschlich schöne und auch künstlerische, verschwinden mit der Zeit, sein Ruhm wird von Jahrzehend zu Jahrzehend größer werden.... Uebertroffen wurde er in der Pflege der Kunst gewiß von keinem seiner Zeitgenossen; ihm am nächsten dürfte Prinz Albert von England zu reihen sein." Bei Eröffnung der deutschen Künstlerversammlung in Wien am 31. August 1868 erhob sich der ungarische Maler Selleny und erinnerte an den Doppelverlust, den die deutsche Kunst seit Jahresfrist erlitten: „König Ludwig und Cornelius, Beide Fürsten im Reiche der Geister, die durch erhabenes Streben im Reiche der Kunst sich die Unsterblichkeit gesichert, der Eine ein großartiger deutscher Fürst, der Andere ein vollendeter deutscher Künstler, haben durch ihr Hinscheiden eine Lücke gelassen, welche nimmermehr ausgefüllt werden wird!" —

„Bayern kann ein zweites Bayern in sich selbst gewinnen!" sprach einst Fürst Ludwig Oettingen-Wallerstein in einer Kammerrede. Er hatte dabei die Förderung der Industrie und Landeskultur im Auge. Die Wahrheit des Ausspruchs gilt aber in erhöhtem Maße von geistiger Hebung dieses deutschen Stammes. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Ludwig I. für Förderung dieser Interessen rastlos thätig war, als Regent wie als Privatmann. Bedeutendes wurde erzielt, Bedeutendes angebahnt. Der thatkräftige Gebrauch seines reichen Vermächtnisses, Benützung des Geleisteten, Ausbildung und Fortführung des Begonnenen ist der beste Dank, den das Vaterland seinem genialen Fürsten zollen kann.

Ueber Quellen und Hilfsliteratur.

Ein Artikel des Testaments König Ludwig's I. verfügt, daß seine in sieben Koffern verwahrten Privatpapiere 50 Jahre lang im Hausarchive verschlossen bleiben, mithin erst im Jahre 1918 der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen; nur eine ebenfalls mit Dokumenten gefüllte Kiste darf schon nach 25 Jahren geöffnet werden.

Es lag offenbar seit langem in der Absicht Ludwig's, den Stoff für eine Biographie in möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Bei Gelegenheit des Umzugs aus der königlichen Residenz in den Wittelsbacher Palast wurden über das bis zu jener Zeit Angesammelte Verzeichnisse entworfen. Die sogenannte ältere, bis zum Jahr der Thronbesteigung reichende Registratur umfaßt Briefe des Kronprinzen Ludwig an seine Eltern und Geschwister, Korrespondenzen mit verschiedenen berühmten und bekannten Persönlichkeiten jener Periode, ein eigenhändig geschriebenes Rechnungsbuch des Kronprinzen, Dokumente über Kapitalsaufnahmen, ferner Packete mit den Ueberschriften: Ausgeführtes in Staatssachen, Einstige Staatssachen, Kriegswesen, Bemerkungen über Hofsachen, Reversion der Rheinpfalz betr., Curiosa, Miscellanea, sämmtlich eigenhändig so überschrieben. Die neuere Registratur enthält Briefe der Familienglieder, Briefe von Fürsten und Staatsmännern verschiedener Länder, Künstlern u. A. Ueberdies befinden sich unter diesem versiegelten Nachlaß nicht weniger als 246 eigenhändig geschriebene Tagebücher Ludwig's, die bis in das Jahr 1868 heraufreichen.

Welche Fülle interessanten Materials erwartet da den künftigen Biographen! Ihm wird es möglich sein, ein Charakterbild mit photographischer Treue zu schaffen, während ich nur einen Schattenriß zu bieten vermag.

Namentlich in Bezug auf die Tagebücher sind hochgespannte Erwartungen berechtigt. Der König selbst äußerte wiederholt, er habe darin sein Denken, Streben und Schaffen, sowie die Beziehungen seines Privatlebens unverhüllt dargelegt. „Gar Nichts habe ich verschwiegen, den ganzen Menschen muß man aus Memoiren kennen lernen!" Welches Interesse versprechen Mittheilungen eines Königs, der für alle Zeitfragen empfänglich, mit den merkwürdigsten Männern des Jahrhunderts in mündlichem und schriftlichem Verkehr stand, in den Entwicklungsgang des europäischen Staatswesens ebenso Einsicht hatte, wie in den des deutschen Kunstlebens.

Doch auch ohne diese noch nicht gehobenen Schätze kann der Biograph Ludwig's nicht über Mangel an Quellen klagen, sondern wird vielmehr durch Ueberfülle bedrängt und sieht sich nur zu bald außer Stande, eine erschöpfende Lese des Wichtigen und Bedeutsamen zu geben.

Das wichtigste Quellenmaterial wurde mir durch die allerhöchste Gnade des königlichen Enkels des verewigten Fürsten aufgeschlossen, indem mir unbeschränkte Einsicht in den gesammten schriftlichen Nachlaß Ludwig's I., so weit derselbe nicht versiegelt ist, gestattet wurde.

Er besteht aus mehreren Tausenden von Briefen von Zeitgenossen an den König nebst den Koncepten der Antwortschreiben. Obwohl die Mehrzahl der Schriftstücke, Gratulations-, Kondolenz-, Widmungsschreiben, Bittgesuche u. A. für unseren Zweck von keiner Bedeutung, so fanden sich doch auch viele interessante; es sei nur der für die Darstellung benützten Briefe von Eynard, Hormayr, Ludwig Fürst von Oettingen-Wallerstein, Hans v. Gagern, Sulpiz Boisserée, Thorwaldsen, Friedrich Halm, Friedrich Raumer, Closen, Rückert, Meyerbeer, Platen, Friedrich Schlegel, Rohmer, Görres u. A. gedacht.

Ferner lagen mir die Korrespondenzen Ludwig's mit seinen Kabinetssekretären von 1813—1862 vor, ebenfalls mehrere Tausende

von Briefen mit den verschiedenartigsten Aufträgen, Fragen und Nachrichten.

Wichtige Aufschlüsse boten die Privatakten des Königs über sämmtliche Kunstschöpfungen, Sammlungen und Wohlthätigkeitsstiftungen, welche außer dem blos Geschäftsmäßigen auch interessante Mittheilungen von Künstlern, Anweisungen des Königs u. A. enthalten.

Endlich standen zu Gebot die Rechnungen des königlichen Kabinets, die in einzelnen Fällen zu Rathe gezogen wurden.

Dieses Material fand erwünschte Ergänzung durch eine Reihe von Manuskripten, welche in Ludwig's Privatbibliothek aufbewahrt sind und deren Benützung von dem Erben, S. k. Hoheit dem Prinzen Luitpold, dem Verfasser gnädigst gestattet wurde. Vorzüglich einige staatsrechtliche Aufsätze des Kronprinzen sind für seine Charakteristik von Belang.

Die Herren Hofrath v. Hüther und Cabinetsrath v. Schels unterstützten mich bei Benützung des handschriftlichen Nachlasses in liberalster Weise.

Wichtige Ausbeute gewährten die im k. allgemeinen Reichsarchiv und im k. Archivkonservatorium München verwahrten Ministerialakten aus der Regierungsperiode Ludwig's I. Namentlich die Akten über die politische Bewegung und die daraus erwachsenen Prozesse und geheimen Verhandlungen der Bundeskommission ließen an Vollständigkeit und Reichhaltigkeit Nichts zu wünschen übrig, so daß auf Grundlage dieses authentischen Materials eine durchaus selbständige Behandlung des Stoffes ermöglicht war. Für die Darstellung der Feldzüge Ludwig's wurden die Akten des k. Kriegsministeriums benützt. Bei der kolossalen Masse der im k. Archivkonservatorium verwahrten Akten mußte selbstverständlich davon abgesehen werden, alle durchzuforschen, und es konnte nur auf diejenigen Rücksicht genommen werden, in welchen man eigenhändige Signate des Königs zu finden hoffen konnte. Dies war namentlich in den Staatsrathsprotokollen der Fall, ferner in den Personalakten derjenigen Staatsdiener, welche unter Ludwig's Regierung eine bedeutende Rolle spielten, sowie in den Bauakten. Den Herren Archivbeamten, welche mir zur Einsicht-

Digitized by Google

nahme dieser Quellen bereitwilligst Hilfe boten, spreche ich wärmsten Dank aus.

Eine erstaunliche Menge Originalbriefe des Königs sind in Privatbesitz zerstreut. Es gelang dem Verfasser, eine große Anzahl dieser wichtigen Hilfsmittel einzusehen, obwohl er hier leider nicht immer der gleichen Liberalität begegnete, welche ihm die öffentlichen Archive rückhaltlos aufschloß. Ich bin namentlich den Herren Regierungsrath von Schenk, Oberst v. Kleuze, Professor Halbig, Auditor Harlander, Bildhauer Schwanthaler, Architekturmaler Gärtner u. A. für bereitwillige Mittheilung der in ihrem Besitze befindlichen Korrespondenzen zu herzlichstem Danke verpflichtet. Es fand sich in diesen Briefen nicht blos viel interessantes Detail bezüglich der Thätigkeit des Monarchen auf verschiedenen Gebieten, sondern auch mancher Aufschluß über die Individualität des Briefschreibers. Der gewonnene archivalische Stoff gab sicheren Boden, um manche Widersprüche in diesen nur der Eingebung des Augenblicks folgenden Aeußerungen erkennen zu lassen.

Ueberaus reichhaltig ist die Memoirenliteratur, welche für unsere Zwecke benützt werden konnte; allerdings gilt dies mehr für die ältere Zeit, bei deren Darstellung ich mich auf das Nothwendigste beschränken mußte. Von hohem Werth für die Charakteristik der inneren Zustände Bayerns unter Max Joseph sind das Memoirenmanuskript des ehemaligen Galleriedirektors v. Mannlich und die Tagebücher des Generals Clerembault, ersteres in der k. Hof- und Staatsbibliothek, letztere im k. allgemeinen Reichsarchiv verwahrt. Für die jüngere Zeit konnten Memoirenfragmente des Generals v. Heydeck und Aufzeichnungen des Grafen Pocci benützt werden. Von der gedruckten Memoirenliteratur waren von Belang die Schriften von Sambuga, Lang, Hormayr, Platen, Jakobs, Atterbom, Sailer, Varnhagen, Andlaw, Lupin auf Illerfeld, Gans, Gagern, Metzger, Fahrmbacher u. A. Hieher sind anzureihen die Briefsammlungen von Goethe und S. Boisserée, Montgelas, Joh. Müller, Bunsen, Feuerbach, Jakobi, Böhmer, Thorwaldsen, Moll, Thiersch, Schelling, Wilh. v. Humboldt, Görres u. A. Bieten die darin zerstreuten Mittheilungen auch nicht immer objektive Wahrheit, so sind sie immerhin werthvoll als accessorische Zeugnisse.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß für die Geſchichte eines Fürſten, der bis vor wenigen Jahren noch in unſrer Mitte weilte, die Tradition nicht unberückſichtigt bleiben durfte. Ich gab mir redlich Mühe, von denjenigen Perſönlichkeiten, welche dem Könige im Leben nahe ſtanden, mündliche Mittheilungen einzuziehen. Es war dies der mühevollſte und peinlichſte Theil der Aufgabe, um ſo mehr, da in manchen Kreiſen nicht viel Sinn und Muth für die Oeffentlichkeit zu finden war. Die dabei gemachten Erfahrungen genügten wohl, um ein eigenes Kapitel anzufügen: Wie eine Königsbiographie geſchrieben wird! Auch drängte ſich immer mehr die Ueberzeugung auf, daß die Erzählungen ſelbſt unmittelbarer Theilnehmer an hiſtoriſchen Begebenheiten durchaus keine ſehr verläſſige Erkenntnißquelle. Mit Recht bemerkt Wachler: „Die Zeit der Thätigkeit in einer großen Handlung iſt nicht die Zeit der Unbefangenheit, und das wahre Weſen und der Gang der Begebenheit iſt dem, der mitten darin thätig iſt, oft mehr verſchloſſen, als dem, der durch Zeit und Raum entfernt davon geſtanden hat. Affekt und Leidenſchaft im Innern und die nur theilweiſe in die Erkenntniß fallende äußere Erſcheinung der Begebenheit ziehen auch dem ſcharfen und denkenden gleichzeitigen und theilnehmenden Beobachter einen Schleier vor die hiſtoriſche Wahrheit.“ Ich befolgte den Grundſatz, bei der Benützung mündlicher Mittheilungen entweder den Gewährsmann zu bezeichnen oder die Unſicherheit der Nachricht anzudeuten. Glücklicher Weiſe kann ich für diejenige Partie, bei welcher die Tradition in erſter Reihe als Grundlage dienen mußte, für die Darſtellung des Privatlebens des Königs Mittheilungen bieten, welche ich unbedenklich als authentiſch bezeichnen darf. Ich verdanke ſie den Herren Graf Pocci, Hofrath v. Hüther, ehemals Kabinetsſekretär Ludwigs I., Staatsrath v. Maurer, Akademiedirektor v. Kaulbach, Oberbibliothekar Föringer u. A.

Gleiche Vorſicht wurde bei Benützung von Zeitungsnachrichten beobachtet, obwohl namentlich für die Geſchichte der jüngſten Zeit von ſolchen nicht Umgang genommen werden konnte. Für dieſe Periode wurden auch den biographiſchen Arbeiten Sepp's und Schönchen's über Ludwig I. häufiger Mittheilungen entlehnt. Eine umfangreich angelegte Arbeit v. Ritter's „Beiträge zur Regierung Ludwigs I.“ umfaßt nur die beiden erſten Regierungsjahre 1825—1826. Wichtige

Quellen für die Regierungsgeſchichte ſind Döllinger's Verordnungenſammlung und vor Allem die Landtagsprotokolle.

Wo ſo viele neue Schöpfungen und Umwälzungen auf dem Gebiet des Staatslebens vorliegen, konnte es mir nur um einen Hinweis darauf, nicht um eine erſchöpfende Darlegung zu thun ſein, es könnte ja ſonſt überhaupt nicht ein Verfaſſer, ſondern nur ein Verein verſchiedener Fachkundiger den Verſuch wagen, Landesgeſchichte zu ſchreiben. Es wurde auf die einzelnen Erſcheinungen, z. B. auf die Bemühungen um Landeskultur, Schulweſen u. A., nur inſoweit Rückſicht genommen, als dieſe Verhältniſſe durch Wollen und Handeln des Fürſten ſelbſt geſchaffen wurden oder Umwandlung erfuhren.

Von einer genauen Aufzählung, ja ſelbſt von einer überſichtlichen Charakteriſtik der Hilfsliteratur, muß ich der überaus großen Zahl des Benützten und Durchmuſterten wegen Abſtand nehmen. Welche Fluth von Broſchüren und Flugblättern wurde nur durch die Ereigniſſe der Jahre 1847—1848 hervorgerufen! Auch die kirchliche Bewegung der vorausgegangenen Jahre ließ ſich nur durch Prüfung einer großen Anzahl polemiſcher Schriften beurtheilen. Bedeutendere Schriften, wie z. B. über dieſe Kirchenfrage diejenigen Thierſch's, Strodl's, Rohmer's ꝛc. wurden in der Regel im Text namentlich aufgeführt.

Für die Geſchichte der Kunſtbeſtrebungen Ludwig's gewährte neben den oben genannten Kabinetsakten auch das Archiv der königlichen Kunſtſammlungen dankenswerthe Aufſchlüſſe.

Was auf dieſem Gebiet geleiſtet und geſchaffen wurde, ſteht vor Aller Augen aufgerichtet und ich gab mir redlich Mühe, durch Autopſie von Allem möglichſt genaue Kenntniß mir anzueignen. Doch es liegt noch eine weite Kluft zwiſchen genügender Kenntniß des Laien und gründlicher Erkenntniß des Künſtlers. Kritiſche Prüfung des Geleiſteten lag weder in meinem Vermögen, noch in meiner Abſicht und ich muß auch nach dieſer Richtung betonen, daß die vorliegende Arbeit nicht für den Gelehrten oder Fachmann beſtimmt iſt, ſondern für den weiteſten Kreis Aller, die mit Leben und Beiſpiel eines großen Fürſten ſich vertraut machen wollen.

Deſſenungeachtet laſtet das trübe Bewußtſein ſchwer auf mir, nur Unfertiges bieten zu können und für die Beurtheilung ſo wichtiger und folgenreicher Ereigniſſe nicht das gereifte Urtheil mitzubringen,

das allein zum Biographen Ludwigs befähigt. Für viele Lücken des Inhalts und Mängel in der Verbindung und Beurtheilung des Erforschten werde ich die gütige Nachsicht des Lesers in Anspruch zu nehmen haben. „Was aber immer tröstet", schreibt Böhmer einmal an Hennes, „ist: Gearbeitet zu haben!"

Zuſätze und Berichtigungen.

Zu Seite 1. Das deutſchpatriotiſche Wort Ludwig's zu Straßburg wurde zuerſt 1841 von Hormayr in ſeiner Biographie des Grafen Münſter veröffentlicht. Hormayr bemerkt darüber in einem an König Ludwig gerichteten Briefe: „Graf Münſter hegte bis an ſeinen Tod, ohne eine denkbare egoiſtiſche Nebenabſicht, innige Verehrung und rein menſchliche Liebe gegen Ew. Königliche Majeſtät und citirte mir wie oft in dem ſchönen Dernburg jene prächtige Anekdote als den Anlaß ſeiner, wie er hinzufügte, in Wien und London noch geſteigerten Geſinnung. Ich bin eben daran, einen friſchen Kranz auf das Grab meines ſeligen Freundes zu legen, hocherfreut, daß Ew. Königliche Majeſtät es nicht ungnädig aufnehmen, daß ich jenes ächt teutoniſchen Kraftſpruches einfach ohne paneghriſche Salbaderei, die hier höchſt überflüſſig wäre, mit treuer wörtlicher Anführung meiner Quellen und der bonapartiſchen Incartaden erwähne, die für ſich ſelbſt das eloquenteſte Lob ſind.... Wer ein ganzes langes Leben dem Geſchichtſtudium, inſonderheit ſeiner Vedette, ſeinem edelſten Kerne, der Biographie, gewidmet hat, dem kann es unmöglich gleichgiltig ſein, zumal unſere Zeit um einen wahrhaft Plutarchiſchen Zug reicher zu wiſſen und ihn der Nachwelt überliefern zu dürfen. Die fraglichen Worte auf den Lippen eines kaum neunzehnjährigen Fürſtenjünglings, deſſen ganze große Zukunft in eben dem Augenblick auf Schwerterſpitzen ruhte, iſt ein ganz anderes monumentum aere perennius als 20 Becker'ſche Rheinlieder". Ludwig erwiderte (12. April

1844): „Es war mir angenehm zu erfahren, daß ich die Aeußerung, von welcher ich keine Gewißheit hatte, wenn auch meinen Gesinnungen entsprechend, auch wirklich gemacht habe, und ich habe nichts dawider, daß Sie sie auch drucken laßen."

Zu Seite 9. Die Akademie der Wissenschaften verdankt dem Kronprinzen einen der wichtigsten Bestandtheile ihrer Sammlungen, die sogenannte Cobresische Naturaliensammlung und Bibliothek, die er mit großen Opfern erwarb. Schlichtegroll, der im Auftrage der Akademie dankte, schreibt (November 1808) an Freiherrn von Moll: „Der Kronprinz war unbeschreiblich liebenswürdig. Er müsse, sagte er, jetzt selbst noch etwas borgen, um die ersten 6000 Gulden sogleich zahlen zu können, aber das halte ihn nicht ab, etwas zu thun, was man nicht versäumen dürfe. Da es nicht seine Lieblingsfächer, Alterthümer, Münzen ꝛc. betreffe, so sey es ein reines Opfer, das er den Wissenschaften bringe.... Ich fühle mich durch diese schöne Handlungsart des Kronprinzen ordentlich in meinem Eifer für unser großes, schönes und rühmliches Institut bestärkt."

Zu Seite 37. Zu Enthusiasmus geneigt theilte auch Ludwig die patriotische Täuschung, die einen „Sieg" der Bayern bei Hanau feiern ließ. Er schreibt an Heydeck (17. Jänner 1814): „Bald wie nur immer thunlich, wünschte ich von Ihnen die Hanauer Schlacht dargestellt zu erhalten, wie sich der Sieg für uns entschied. Daß man die ganze Schlachtordnung sehe! Wäre dieses nicht möglich, doch eines ansehnlichen Theils, nicht aber einer Gruppe nur. Solch künstlich vollendete Darstellung, wie die jüngst überschickte, erfordert mehr Muße, als Sie jezo haben können, also nur Skizzen, aber auf das strengste wahr, wie es in jenem Augenblick gewesen, so die Gegend und die Witterung. Sehr angenehm für mich, illuminierten Sie, aber auch in diesem Fall bemerken Sie mir auf ein Nebenblättchen vermöge mit der Zeichnung korrespondirender Zahlen die Namen der Regimenter und Oerter und die der im Vorder- oder im Mittelgrund deutlich zu sehenden Offiziere, wenn Sie sich der Namen besinnen. Bald wie thunlich, ich wiederhohle es, diese Darstellung zu bekommen, wünsche ich besonders lebhaft, auf daß Kobell dann sogleich mit dem Gemälde beginne."

Auch Heydeck, Adjutant des Feldmarschalls Fürst Wrede, bestätigt (in einem Briefe an General Graf Guiot du Ponteil), daß der Fürst vor Beginn der Schlacht des Glaubens war, man habe es nur mit höchstens 20,000 Franzosen zu thun. Eine Kosackenabtheilung unter Kaisaroff, welche die französische Armee seit der Schlacht bei Leipzig beobachtete und mehrmals durchschnitt, hatte die Meldung gebracht, Napoleon habe mit dem Gros der Armee die Straße nach Giessen eingeschlagen. Der österreichische Oberst Scheibler berichtete zwar am Tage vor der Schlacht, daß das ganze französische Heer sich gegen Hanau bewege, doch Wrede schenkte der russischen Meldung Glauben. Als von seinem Generalstabe eine Aufstellung auf dem linken Kinzigufer vorgeschlagen wurde, erwiderte Wrede: „Eine solche Aufstellung sähe aus, als ob es uns mit dem Schlagen nicht Ernst wäre und als ob wir dem Feinde das Loch offen lassen wollten; schlagen und den Feind aufzuhalten suchen, müssen wir um jeden Preis! Wir sind zu neue Freunde, um nicht unseren guten Willen mit blutigstem Ernst zu bethätigen." Erst das Vive l'empereur der französischen Truppen nach Beginn des Gefechts brachte vollständige Aufklärung über die Sachlage. Auf diese Meldung hin sagte Wrede: „Jetzt ist nichts mehr zu ändern, wir müssen als brave Soldaten unser Möglichstes thun."

Zu Seite 38. In dem Gedichte „Teutschlands Heerführer im Befreyungskampf" sagt Ludwig von Wrede:

„Wenn noch Andere berathend zagen,
Hat die Feinde Wrede schon geschlagen,
Sein ist der Zernichtungsmarsch, ist *sein*!"

und fügt in einer Anmerkung bei: „Daß nach der Schlacht von Arcis sur Aube der Marsch nach Paris, welcher Napoleons Herrschaft zernichtet, ausgeführt werde, setzte *Wrede* durch."

Diese Behauptung findet wenigstens theilweise Bestätigung durch die Erzählung einer Campagne-Episode nach dem Treffen bei Arcis, welche Heydeck in einem Memoirenfragment überliefert hat.

Heydeck wurde von Marschall Wrede an General Frimont abgeschickt, um ihm die Meldung zu überbringen, daß die Cavallerie ihren Marsch gegen La Fère Champenoise beschleunige. Während des Rittes gewahrte er in einer Niederung einen Trupp von etwa

20 Reitern, welche er für fouragierende Offiziersbediente hielt. Da er zu einem Dorfe gelangte, hielt er einen jungen Bauer an, um sich nach dem Namen des Ortes zu erkundigen. Der Franzose hielt den Adjutanten in seinem einfachen dunkelblauen Mantelkragen für einen Landsmann und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, in dessen Verlauf er auch jene Reiter als Franzosen bezeichnete, die eine andere Richtung einschlügen, weil das nahe Dorf Domartin von den Oesterreichern besetzt sei. Heydeck wandte sich dahin und auf seine Bitten wurde Forgatsch, Adjutant des General Frimont, mit einer Abtheilung Szeckler Husaren zur Verfolgung jener Reiter auf der Straße von Vitry nachgeschickt. Sie wurden eingeholt und gefangen in das Hauptquartier gebracht und es fand sich, daß es keine Fourageurs, sondern zwei Gouvernementskuriere mit Eskorte waren, welche von Paris kommend den Kaiser Napoleon zu erreichen suchten. Bei der Durchsuchung ihrer Briefschaften fanden sich keine eigentlichen offiziellen Depeschen. Ein Husar wurde deshalb auf dem nämlichen Wege zurückgeschickt, um zu untersuchen, ob nicht etwa von den Kurieren Briefe unterwegs weggeworfen worden wären. Wirklich fand sich unter einem Zaun ein Packet Briefe, unter denen einige der Kaiserin waren, worin sie ihrem Gemahl über die Lage der Dinge und die Stimmung in Paris Nachricht gab und ihn beschwor, in seine Hauptstadt zu kommen.

„Diese Briefe bestimmten den Feldmarschall, mit aller Kraft in den Kaiser Alexander zu dringen, daß er das Heer nach Paris führen möge.

Es hatte diese für das Schicksal des Krieges und der Welt so entscheidende Unterredung am folgenden Tage auf einer kleinen Anhöhe seitwärts der Straße und unweit von Vitry le français statt.

Fürst Schwarzenberg wollte durchaus zurückgehen, um seine Operationslinien nicht bloszustellen, allein Feldmarschall Wrede drang mit gewaltiger Energie, die aufgefangenen Briefe in der Hand, auf den Marsch nach Paris.

Ich war kaum funfzehn Schritte davon entfernt und da Kaiser Alexander bekanntlich ein dumpfes Gehör hatte und man sehr laut mit ihm reden mußte, so konnte ich deutlich vernehmen, wie Wrede, auf unser soeben unter dem Hügel vorbeimarschirendes, stark zusam-

mengeschmolzenes Armeecorps deutend, sagte: „Je n'ai pas plus de 15,000 hommes, mais avec ceux-là-seuls je m'engage à marcher sur Paris, si votre majesté y consent.“

Bekanntlich drang dieser kluge und kräftige Rath durch. Ob wir Paris nehmen würden, war zwar nicht bestimmt vorherzusagen, doch war unbezweifelt, daß bey dem Zustand unsres Heeres und bey dem Geiste, der in den Provinzen hinter uns spuckte, ein Rückzug zu unberechenbarem Unheil geführt und uns um die Früchte des ganzen zwar keineswegs musterhaft geführten — aber von Gott mit Glück gesegneten Feldzuges gebracht hätte.

Hätte das Bäuerlein von l'Estrée mich nicht für einen Landsmann gehalten und mir nicht jenen Reitertrupp als Franzosen designirt, so wären wahrscheinlich die Kuriere zu Napoleon gelangt, Marie Louisens inhaltsschwere Briefe nicht in unsere Hände gekommen, und Feldmarschall Wrede hätte nicht dieses entscheidende Argument für den Marsch auf Paris in die schwankende Waagschale werfen können.“

Zu Seite 38. Interessant ist das Widmungsschreiben Meyerbeer's an den König (Paris, 30. Aug. 1829): „Schüchtern nur wage ich es, mich dem Throne Eurer Majestät mit der Bitte zu nahen, die Widmung einer Tondichtung gnädigst annehmen zu wollen, die ihre Entstehung der mächtigen Inspiration verdankt, welche mich bei Lesung eines Liedes ergriff, aus dem mit wahrhaft poetischer Gluth hoher Enthusiasmus für deutsche Freiheit und deutsches Recht, glühender Haß gegen Druck und Tyrannei spricht.

Wie fänden solche Gefühle nicht ein Echo in jedes wahren Künstlers Gemüth? und wie viel mächtiger regten sie mich an, aus dem Munde eines großen Fürsten tönend, dem das Geschick auch Macht und Herrschaft und Scepter über Völker verlieh, und dessen Genius doch solche begeisterte Laute für Menschenrecht, solche Indignation gegen Tyrannei entströmen.

Unwiderstehlich drängte es mich, in Töne die hochherzigen edlen Worte zu kleiden, und es würde mir nach Lesung des Gedichts unmöglich gewesen sein, die Komposition desselben zu unterlassen.

Möge es Eure Majestät nur nicht zu kühn finden, daß ich dem

Monarchen die Frucht der Begeiſterung darbringe, welche ich dem Dichter verdanke, und dem prüfenden Blick des königlichen Dichters die Tonſetzung des bayeriſchen Schützenmarſches zu unterwerfen wage. Der Beifall Eurer Majeſtät iſt ein zu ſchönes, edles Ziel, um nicht für das Streben darnach Verzeihung zu hoffen.

Mögen mir noch einige Worte zur Rechtfertigung der muſikaliſchen Auffaſſung der Dichtung vergönnt ſein.

Obgleich das Gedicht des bayeriſchen Schützenmarſches der äußeren Form nach ſich dem Liede anzuſchließen ſcheint, ſo gehört es doch der Weſenheit nach einer Gattung an, die mehr muſikaliſche Ausführung bedingt.

Ich konnte mich daher auch nur theilweiſe der Liederform bedienen; aber auch wo dieſes geſchah, mußte ſtets des Königs Lied wie ein königliches Lied behandelt und in Großartigkeit der Form bis an die äußerſte Grenze der Liederform gerückt werden, z. B. der Chor als Repräſentant des königlichen Sängers genommen und überhaupt von der Coupe nur dasjenige beibehalten werden, was in der Muſik (bei glücklicher Wahl) dem Liede Volksthümlichkeit verleiht, d. h. der Refrain.

Obgleich alſo das Gedicht durchkomponirt iſt, ſo liegt dennoch dem letzten Verſe jeder Strophe derſelbe Refrain zum Grunde. Zu dieſem Refrain habe ich die Melodie eines original bayeriſchen Scharfſchützenmarſches gewählt, den ich in Aſchaffenburg von den königlich bayeriſchen Truppen hörte, und habe außerdem auch dieſe Melodie als einleitendes Vorſpiel des Ganzen benutzt.

Nur bei den Schlußverſen der vierten und fünften Strophe ſchien mir die Wiederkehr des Refrain unſtatthaft, indem der Ausdruck von Unzufriedenheit und Unmuth in derſelben nicht zu der fröhlichen, kriegeriſchen Melodie des Marſches gepaßt hätte. Außerdem herrſcht in dieſem Theil der Dichtung ein Treiben und Drängen nach vorwärts, wodurch die nothwendige Worte-Wiederholung des Refrains ſchleppend geworden ſein würde. Tranſitoriſch, drängend und treibend alſo wie die Dichtung mußte die Muſik durch die fünfte und ſechſte Strophe eilen, bis zu den Schlußverſen:

„Bis der Welt den Frieden wir gegeben,
Bis das große Werk durch uns vollbracht.“

Hier tritt der Refrain des Marsches wieder ein, aber rauscht nicht mehr wie bisher in seiner kriegerischen Einfachheit vorüber, sondern wird stetig und breitet sich zu derjenigen Form aus, welche die größte Entwicklung und Durchführung des einzelnen musikalischen Gedankens darbietet, der Fuge. Denn auch die Dichtung hat hier die höchste Steigerung erreicht, und das Ziel des Sehnens und Hoffens ist konzentrisch in den beiden Schlußversen ausgesprochen.

Hier schien mir Verweilen und Wiederhohlung erlaubt, ja zweckmäßig, denn dieser deutsche Wille und Vorsatz, der in den Schlußversen liegt, ward durch Ausdauer That und Erfüllung.

Zur Instrumentalbegleitung habe ich mir nur die bei den Schützen bräuchlichen Blechinstrumente erlaubt. Solange die Liederform vorwaltet, schweigen die Instrumente ganz und treten immer nur bei dem Refrain mit der Melodie dieses Marsches ein. Bei der Fuge aber wird die Instrumental-Begleitung stetig.

Mögen Ew. Majestät dieses Werk einer Aufführung würdig finden, und mir vielleicht dadurch das schönste Ziel meiner Wünsche, die Zufriedenheit Ew. Majestät mit der Tondichtung des bayerischen Schützenmarsches, zu Theil werden.

In tiefster Devotion ersterbe ich, E. K. Majestät allerunterthänigster Giacomo Meyerbeer."

Zu Seite 64. Das in jüngster Zeit in die neue Pinakothek gekommene Gemälde Heinrich Heß' „Bildniß einer vornehmen Florentinerin in der Tracht der 20er Jahre" ist das Porträt der Marquesa Florenzi.

Zu Seite 84. Graf Platen, k. bayr. Lieutenant, übersandte die Ode am 9. Dezember 1825 an den König. „Ich schätze mich mehr als glücklich", schreibt er, „vor ganz Deutschland die Gesinnungen aussprechen zu dürfen, die mich und vielleicht jeden Gutgesinnten beseelen, wie unvollkommen auch der Ausdruck derselben in diesen Versen seyn mag."

Zu Seite 90. Luden empfing von Ludwig seit seiner Thronbesteigung ein Jahresgehalt zur Vollendung seiner deutschen Geschichte. Am 20. Februar 1832 schreibt der Historiker an Ludwig: „Ew. Majestät haben die allerhöchste Gnade gehabt, die fünf ersten Bände

meiner Geschichte des teutschen Volkes mit Königlicher Huld und Nachsicht aufzunehmen. Deswegen wage ich, auch den sechsten Band, wenn auch nicht ohne Schüchternheit, vor dem Thron Ew. Majestät in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit niederzulegen. Allergnädigster Herr! Die Zeiten sind nicht ermunternd für eine so große und schwierige Arbeit. Ich biete Alles auf, was meine Kräfte vermögen, die Ungunst dieser Zeiten zu überwinden, damit wenigstens die Nachwelt dem Buche nicht ansehen soll, daß es in unheilvollen Tagen und unter mannigfaltigem Kummer geschrieben worden ist; denn den Glauben halte ich fest, daß dieses Werk, welches Ew. Majestät erhabenen Namen auf der Stirne trägt, auf die Nachwelt kommen soll. Aber der Mensch bedarf der Theilnahme, er bedarf der Ermunterung bey seinem Ringen und Streben, wenn er nicht ermüden soll. Und wo wären jene zu finden, woher diese zu erwarten in solcher Zeit? Wohl ist mir häufig der Gedanke gekommen, daß es besser sein möchte, in die verworrene Zeit hineinzureden, um unter den wilden Leidenschaften zur Mäßigung und zur Besonnenheit zurückzurufen und die Lehren der Geschichte geltend zu machen für unsere Tage; theils aber schien mir der Augenblick noch nicht gekommen, der Erfolg versprach, und theils schien es rathsamer, in der Erforschung und Darstellung alter Zeiten die Gegenwart zu vergessen oder doch für dieselbe Trost zu suchen."

Zu Seite 91. Die Unterhandlungen mit Frhrn. v. Hormayr wegen seiner Uebersiedlung nach München wurden im Auftrage des Königs durch den Ministerialrath v. Schenk geführt und es entspann sich daraus ein Briefwechsel, der für die inneren Zustände Bayerns und Oesterreichs großes Interesse bietet. Eine Anstellung als akademischer Lehrer lehnte Hormayr ab. „Dann gestehe ich", schreibt er an Schenk (22. April 1826), „eine Schwachheit, die ich gegen den Kanzelvortrag habe, ein erbärmliches Vorurtheil, aber ein bereits historisch gewordenes, das wenigstens zeigt, wie wenig ich ein niveleur, ein ultra liberal bin, ich glaubte dadurch meinen Töchtern die opinion ihrer Abkunft zu verderben, denn, leider, kennen wir Deutsche Niemanden vom alten Adel, von der Noblesse d'épée, der sich in dieser Weise dem Lehrstande widmete." Er will mittelbar durch literarische Thätigkeit auf die geistige Hebung des bayerischen Volkes

und auf die Förderung des bayerischen Staatskredits nach Außen wirken. Denn „Bayern steht jetzo, wo bei Friedrichs II. Regierungsantritt Preußen, ja vortheilhafter als dieses in seiner damaligen Wespengestalt und noch weit größeren Zerrissenheit.... Lassen Sie mich, den wahrlich weder ein unedler, wenn auch noch so natürlicher Rachedurst, noch überreitzte Empfindlichkeit beseelt, davon schweigen, welch leichtes Spiel Oesterreich gehabt hätte, in und nach dem großen Befreiungskampfe an der Spitze alles germanischen Volkes die geistige Kaiserkrone der Meinung auf sein Haupt zu setzen? Preußen hat dies köstliche Heft nie de bonne foi, immer nur aus Eifersucht ergriffen und mit dieser fallen laßen.... Wem stände also das mächtige Steuer vor Gott und Recht füglicher als dem Könige Ludwig zur Hand? Wenn Ihn uns die Vorsicht durch 15—20 Jahre schenkt, sehe ich durch ihn auch den contrecoup der Reformation ausgeführt, die Vereinigung oder mindestens Versöhnung der Gemüther — und das siegende Uebergewicht der katholischen Sache in Deutschland! Keinem aufmerksamen Beobachter der Zeit kann es entgangen sein, wie das bonapartistische Fremdlingsjoch den Norden und Süden Deutschlands genähert, wie der große Kampf viele alte Rittertugend, viele Erhebung der Seele, viel mehr Wärme — und in einem dem Verständniß des Mittelalters aufgeschlossenen Sinne, in den aus dem ewigen Rom herübergewehten Kunstblüthen, zahllose befruchtende Keime des Katholicism ausgebreitet habe! Die protestantischen Historiker sind in Ton und Farbe, vielleicht unbewußt, aber in dem Grade mehr katholisch, als Gluth und Darstellungsgabe in ihnen ist, Raumer, Ranke, Menzel u. A.... Alle meine Gedanken und mein letzter Blutstropfen sollen dem edlen und großen Regentenleben Ludwig's geweiht sein, das die ewige Vorsehung in ihrem unerforschlichen aber anbethungswürdigen Rathschluß gerade jetzt am jetzigen gewitterschwülen Nachthimmel als einen Stern des Trostes heraufgehen ließ, den schmählich verunglimpften Leumund des deutschen Volks zu retten und mancher schönen Kraft desselben einen Hort darzubieten, unter dessen Schirm es möglich wird zu zeigen, was ein gelehrter Kirchenschreiber sagte: non opus esse ecclesiae nostrae sanctis commentitiis neque pietatem ignorantiae filiam esse, — und der Thron habe keine nachhaltigere, keine unzerstörbarere Stütze als Wissenschaft und Kunst."

Zu Seite 92. Wie eingehend sich Ludwig mit der Universitätsfrage beschäftigte, erhellt aus Briefen an Schenk. Von Colombella aus schreibt er (25. Mai 1827): „Die mir seyende Muße benützend habe ich nebst anderem auch Tirsch über die Universitäten gelesen, ein Heft, das folgende wird es gleichfalls von mir werden. Viel Gutes fand ich darinnen, und ungesäumt, was bereits von mir ausgesprochen, soll sich die Münchner Universität daran machen, ihre Statuten zu durchsehen und die nützlichen Abänderungen vorzuschlagen. Dabey soll sie jene der Georgia Augusta in Erwägung ziehen, namentlich was die Studenten betrifft, denen dort nicht vorgeschrieben ist, welche Collegien sie hören müssen. Diese in Göttingen bestehende Satzungen, sowohl was das Verhältniß zwischen der Hochschule und der Regierung betrifft, als die Einrichtung von ersterer, sowohl der Lehranstalt als was die Studierenden betrifft, sollen mir alsdann zugleich vorgelegt werden, und wenn es nicht in München, sie kommen zu laßen. Es wäre sehr traurig, wenn nicht vor Beginn des nächsten Semesters die erforderlichen Veränderungen bereits ausgesprochen wären, um mit denselben zugleich einzutreten." An denselben schreibt er (10. Oktober 1827): „Verbesserungen enthält der mir von Ihnen zugekommene Entwurf zu Veränderungen der Universitätssatzungen, aber keine Hebung des Uebels, gewährt nicht das, was ich will. Den Weg, auf welchem die Georgia Augusta im Gebiethe der Wissenschaften so ruhmvoll vorgeschritten, finde ich in diesem Entwurfe nicht. Zu Salzburg und Berchtesgaden las ich solchen, den ich kurz vor meiner Abreise dahin erst empfangen hatte, schickte ihn (es ist dieses nun meine Art, auch Andere außer den Antragsteller zu vernehmen) an Tirsch, in dessen Werk über Universitäten mich vieles ansprach (nicht in jenem, die Akademie betreffend), ihn auffordernd zu seiner Aeußerung, welche ich Ihnen hier mittheile, der ich von Eduard v. Schenk überzeugt bin, daß er das Gute will, von wannen es auch immer komme. Das quinquennium academicum, die Trennung der allgemeinen Wissenschaften von den speziellen, der Collegienzwang, dieses schädliche trifolium hat in dem neuen mir zukommenden wegzubleiben. Die Vorschrift, inländische Hochschulen zu besuchen, hätte ich gerne, wenigstens gegen jene Länder, in denen bayerische zu beziehen nicht verbothen, aufgehoben, aber es stände zu

Digitized by Google

befürchten, daß die meisten Studierenden des Rheinkreises näher gelegene ausländische Universitäten vorziehen dürften, um die Reisekosten zu den bayerischen zu vermeiden."

Zu Seite 93. Friedrich von Schlegel begrüßte enthusiastisch die Schritte, welche Ludwig für Pflege der Wissenschaft unternahm. Er schreibt (16. Juni 1826) an den König: „Eine neue Aera der deutschen Wissenschaft beginnt mit Eurer Majestät den schlummernden Geist des Vaterlandes mit voller Lebenskraft erweckendem Scepter. Es ist schon ein Zeichen des Erwachens, daß dieser neue Lebensaufschwung in der öffentlichen Stimme so allgemein anerkannt, so dankbar empfunden wird.

Das Wesentliche und Beste von dem, was ich für meine Person in dieser verhängnißvollen Zeit noch wissenschaftlich vollenden möchte oder was ich, nach dem eigenen Gefühl von meinem Beruf, noch an die im Kampf der Geburt ringende Welt zu bestellen habe, wünsche ich ganz vorzüglich dem aufmerksamen Auge und hohem Schutze Ew. Majestät empfohlen zu wissen.

Litterarisch ausgesprochen ist es die „christliche Philosophie", deren Verkündigung ich das übrige Leben mit aller Kraft zu widmen entschlossen bin. Ich verstehe darunter aber wohl noch etwas anderes, als es sonst meystens gemeint wird: nicht bloß ein geistreiches, wissenschaftliches Gedankenspiel mit religiösen Begriffen oder Gefühlen, sondern eine die antichristlichen Bestrebungen aller Art siegreich überwindende Kraft oder eine die Räthsel der Zeit und die Verwirrung der Partheyen welthistorisch lösende, entscheidende und ordnende Macht. Eine Wissenschaft mehr für Männer, für die Ersten in Kirche und Staat, für selbstwaltende Regenten, als für wißbegierige Jünglinge. Der erste Kampf dieser unsrer wunderbaren Zeit ist nun schon lange vorüber; der schon herannahende zweite Akt desselben aber wird weit mehr mit dem Schwerte des Geistes durchgefochten werden müssen als mit materiellen Kräften; wiewohl es in jeder Hinsicht einer rüstigen Ordnung bedarf. Wie glücklich würde ich mich schätzen, dem durchdringenden Blick Ew. Majestät einige dieser Ideen näher darlegen zu dürfen." —

Zu Seite 95. Die Geschichte des räthselhaften „Kindes von

Europa" spielt in der neueren Literatur eine ähnliche Rolle, wie in der Tagespresse die immer wieder auftauchende Mythe von der großen Seeschlange. Die Literatur über Hauser ist zu einer kleinen Bibliothek angewachsen, namentlich in den Reaktionstagen der dreißiger Jahre, da die Erörterung politischer Fragen als Noli me tangere galt, war die Geschichte des Nürnberger Findlings ein beliebtes Thema. Doch befindet man sich bei der Lektüre jener Schriften auf schlüpfrigem Boden; es ist nicht in Abrede zu stellen, daß ihre Glaubwürdigkeit in vielen Fällen nicht gar hoch anzuschlagen ist. In der jüngsten Zeit veröffentlichte daher Julius Mayer „authentische Mittheilungen über Kaspar Hauser", aus den Akten des Monstreprozesses selbst gezogen. Er spricht darin die Ansicht aus, mit seinen Mittheilungen dürften wohl die Akten über Hauser als geschlossen zu betrachten sein. Daß er damit im Irrthum, zeigte eine Reihe von Artikeln in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, in welchen der Oberappellrath v. Tucher, der ehemalige Vormund Kaspar Hauser's, gegen die Ausführungen Mayer's scharf zu Felde zieht und den Beweis zu liefern sich bemüht, daß Hauser fälschlich als Betrüger bezeichnet werde, und auch der Pflegevater Hauser's, Professor Daumer, veröffentlichte neue Mittheilungen und stellte weitere in Aussicht.

Auch nach Kenntnißnahme dieser jüngsten Bekanntmachungen bleiben wir bei unserem Urtheile über den Findling. Wir können uns nicht zur Ansicht neigen, daß der ganzen Erscheinung nur ein Betrug zu Grunde liegt, ohne jedoch mit Tucher und Daumer völlig übereinzustimmen. So lange das Dunkel über Hauser's Stand und Herkunft nicht gehoben wird, bleibt in erster Reihe die Annahme naheliegend, daß er wirklich das Opfer von Familienrücksichten und daß das „Verbrechen an seinem Seelenleben" nicht gänzlich in das Reich der Fabel zu verweisen sei. Einzelne Unwahrheiten, die sich in Hauser's Erzählung von seiner Gefangenhaltung aufspüren lassen, können auch auf die verkehrte Verhörsmethode zurückgeführt werden, denn was läßt sich nicht aus einem Kinde oder einem geistig zurückgebliebenen Erwachsenen herausfragen! Es wäre doch eine seltsame Erscheinung, daß ein Bauernjunge ganz aus freiem Antrieb eine Rolle übernähme, wie sie Hauser bei seinem Auftreten in Nürnberg spielte, und so viele Beobachter zu täuschen verstände. Dagegen

Digitized by Google

erscheint es gar nicht so unglaublich, daß ein lange Jahre hindurch schlimm behandelter Bursche, der offenbar gute Naturanlagen besaß, durch die Bewunderung, die ihm fast von allen Seiten gezollt wurde und die ihm eine behagliche Lebensstellung verschaffte, verleitet wurde, den Roman seines Lebens phantastisch fortzuspinnen. Fiktion waren demnach unsres Erachtens seine Aussagen über seine wunderbaren Empfindungen und Seelenerscheinungen, seine Ahnungen und Träume u. s. f. Als er sah, daß das Interesse der Umgebung für den „Prätendenten" zu erkalten beginne, suchte er durch das Märchen geheimnißvoller Verfolgung wieder die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und verfiel endlich, um seine Aussagen glaublicher zu machen, auf den Plan einer Selbstverwundung, der jedoch für ihn so unglücklichen Ausgang nahm.

Aber dies ist eben auch nur ein Urtheil, kein positives Resultat. Feuerbach sagt am Schluß seines Memoire's: „Wenn nun aber die Neu- und Wißbegier des Lesers noch mehr von mir zu vernehmen wünscht, wenn er mich nach den Ergebnissen der gepflogenen gerichtlichen Untersuchung fragt, wenn er gern wissen möchte, nach welchen Richtungen hin jene Spuren geführt haben, an welchen Orten die Wünschelruthe wirklich angeschlagen hat und was dann weiter geschehen und erfolgt sei: so bin ich im Falle antworten zu müssen, daß nach den Gesetzen wie nach der Natur der Sache ich dem Schriftsteller nicht erlauben darf, öffentlich von Dingen zu reden, welche vor der Hand nur noch dem Staatsmann zu wissen oder zu vermuthen erlaubt sind." Aber auch aus dem authentischen Aktenmaterial ist eine wirkliche Lösung des Räthsels nicht zu erholen, die Wünschelruthe, die den positiven Sachverhalt zu Tage förderte, ist noch nicht gefunden.

Zu Seite 99. In Bezug auf die Armeeverhältnisse schreibt Ludwig (19. Juni 1829) an Grandauer: „Kriegsminister soll einen kurzen Aufsatz einrichten, daß er von mir fremden Regierungen mitgetheilt werden kann, um ihre Ansicht zu berichtigen: wie ich das Heer nicht vernachläßigt, was zur Vervollkommnung desselben bereits geschehen, daß demnach gerade das Gegentheil von dem, was Einzelne ausprengten, geschehen ist, nehmlich statt es sinken zu laßen, ich es gehoben habe; daß obgleich zwar der Friedensstand der Infanterie geringer ist, dennoch ebenso Viele present sind, demnach weniger in

Urlaub sich befindende geübter sind, daß die Offiziere und Unteroffiziere alle vorhanden sind, in sechs Wochen die Armee auf den Kriegsstand schlagfertig gebracht werden kann, denn ausgehoben ist bereits die ganze Mannschaft und nur sechs Wochen bedarf es zu ihrer Ausbildung, in welcher Zeit 50,000 Bayern im Feld stehen können; daß, was unter der vorigen Regierung nicht der Fall, die ganze Reiterey bey mir immer unter den Waffen steht." —

Zu Seite 99. Die Briefe des Königs an Eduard v. Schenk gelegentlich der Uebertragung des Ministerpostens sowie der Enthebung davon sind für die Regierungsprinzipien des Königs so charakteristisch, daß wir sie, da sie für die Darstellung nicht mehr benützt werden konnten, hier unverändert wiedergeben.

I.

Berchtesgaden, 14. September 1828.

Bereits hatte ich vor Ihnen zu schreiben, als ich Ihren Brief vom 9ten bekam, diesen Ihre mir so werthen Gesinnungen von neuem ausdrückenden. Bleibe Schenk der alte, der Minister ändere ihn nicht. Ein religiöser Geist, ein von Kunst und Wissenschaft durchdrungener, lebe in dem Ministerium des Innern, in allem Uebrigen herrsche der bisherige fortwährend; sollten jedoch Ungerechtigkeiten vorgefallen seyn, so erwarte Anträge zu deren Beseitigung. Auch nicht wähnen können soll die Opposition des letzten Landtages, daß sie mich zum Ministerwechsel gebracht. daß die Grundsätze der Staatsregierung nach ihrem Sinne sich geändert. — Ausgezeichnete Künstler und Gelehrte sind bey uns zu niedergehalten, ausgeschloßen von den Adlichen Gesellschaften (wie anders in Ansehung der ersteren in Rom, in Berlin beyder). Schenk's Erhebung zum Minister, hoffe ich, wird auch die gute Folge haben, daß sie in der Gesellschaft erhoben werden. Wenn der Minister weniger Umgang mit dem durch Talent und Benehmen ausgezeichneten Israeliten Michael Beer haben sollte als der Ministerialrath gehabt, würde auf mich unangenehmen Eindruck hervorbringen. Eduard von Schenk berathe mit Gott und sey selbstständig, gebe keinen Congregationischen Einflüsterungen Gehör, fern sey aller Jesuitismus. Nie war ich für die Jesuiten, obgleich mein verehrter Religionslehrer Sambuga sich zu ihnen neigte; ich kenne

die Geschichte dafür zu gut, und offen sind gegen alle Seiten meine Augen, bin wachsam. Sind Sie sicher, daß Berks religiös und nicht jesuitisch ist? Sonderbar: ich meinte, Grandauer's Stelle wäre schon lang wieder besetzt im Studienrathe, die des Vorstandes soll es nicht werden; da Eduard von Schenk Minister des Innern, bedarf es keinen. Metten und St. Jakob in Regensburg, an beyden liegt mir viel, was wäre beförderlich? — In dem ersten Bande, aber nicht an deßen Ende sollen die Distichen an die Geliebte kommen. Sehr wünsche ich, daß beyde Bände zugleich erscheinen. — Daß Ihr Herz immer für mich schlage, wünsche ich sehr, der ich auf Anhänglichkeit an mich viel halte, was bey Staatsdienern in unsren Tagen seltener Fall ist, wie anders war es vor Alters! Wenn ich frage, Wahrheit, unvermischte, verlange ich streng. Mir werde geglaubt, daß man beßer dabey befahre, um vieles beßer, sollte es gleich geschehen, daß im ersten Augenblick ich ungehalten würde. Schenk's sehr gewogener Ludwig.

II.

München, 6. May 1831.

Muth! Muth! werther Schenk! streiten Sie tapfer den Kampf in der Kammer aus, Sie stehen auf dem Boden des Rechts! Vertrauen Sie auf den gesunden Sinn der Mehrheit und glauben Sie, daß Closen's leidenschaftlich heftige Rede Ihnen mehr nützt als schadet. Nur nicht niedergeschlagen in der Kammer, nicht capitulierend, sondern fortgefahren mit männlichem Ernst und entschiedener Festigkeit. Dieses erwidert auf Ihr gestriges Schreiben der Ihre Anhänglichkeit zu schätzen wissende Ludwig.

III.

München, 24. May 1831.

Schwer ging ich daran, den Entschluß zu faßen, Ihr Gesuch, Sie der Ministerstelle zu entheben, bewilligen zu wollen; einen Mann von solcher Anhänglichkeit und Treue entbehre ich hart an der Spitze eines Ministeriums, doch gebe ich Ihren Gründen nach und ernenne Sie mit dem ersten des nächsten Monats zum Staatsrath in außerordentlichem Dienst und zum Generalkreiscommissär in Regensburg. Daß ich verhabe, Link nach Beendigung dieses Landtags in einem

anderen Kreis zum Generalkreiscommiſſär zu ernennen, das ſchreiben Sie ihm, daß er bis dahin jedoch nicht in Quiescenz geſetzt werden würde, ſondern nebſt dem Standes- auch den Dienſtgehalt fortbeziehen ſoll, jedoch das Tafelgeld fällt weg. Unmittelbar oder mittelbar auf eine Art, daß es keine nachtheilige Wirkung auf ſeine Geſundheit hervorbringe, darum auch daß zu einer hiezu geeigneten Zeit er dieſe Nachricht erhalte. Ich wünſche, daß Sie gleich die Abgeordneten Faßmann und Fahrnbacher kommen ließen, denſelben ſagend, daß Sie ſelbſt dieſes Geſuch geſtellt und deßen Gewährung mir ſchmerzlich gefallen, ſie ſich nicht entmuthigen, ſondern im engen Verein für die Staatsregierung feſt beharren ſollen, desgleichen zu trachten, ihn zu vermehren. Graf Karl Seinsheim, Rudhart, auch Abgeordneten der katholiſchen Geiſtlichkeit und welchen Sie es zu ſagen für gut finden, theilen Sie dieſes mit, keinem nach Tiſche, ſondern eine Stunde zuvor. Bis zu dieſem Augenblick habe ich noch Niemanden dieſen mir ſchmerzlichen Entſchluß mitgetheilt. Rudharten ſagen Sie in's Beſondere, auch Andern, wenn Sie wollen, daß ich erſt nach beendigtem Landtage einen Miniſter des Innern zu ernennen vorhabe. Edel iſt Ihr Benehmen, um ſo härter iſt es darum, das Opfer, was Sie bringen, anzunehmen. Der ſeines Schenk's Werth erkennende

Ludwig.

Zu Seite 99. Die Majorität der Feſtungsbaukommiſſion entſchied ſich für die Befeſtigung Regensburg's, doch kam dieſer Plan nicht zur Ausführung, weil Fürſt Wrede dafür hielt, daß eine Befeſtigung jener Stadt offenſiv gegen Oeſterreich erſcheine.

Das Hauptfort Tilly am rechten Donauufer bei Ingolſtadt ſollte urſprünglich nach Streiter's Plan mit Albrecht Dürer'ſchen Thürmen ꝛc. verſehen werden, der Kunſtſinn des Königs begünſtigte dieſes Projekt. Nach Heydeck's Rückkehr aus Griechenland verlangte jedoch Ludwig von dieſem ein offenes Urtheil über die bereits in Angriff genommene Befeſtigung des Brückenkopfs und als Heydeck ſich ungünſtig äußerte, wurde eine neue Kommiſſion berufen, welche das Streiter'ſche Projekt verwarf. Da nun aber gerade die Landſtände verſammelt waren und die Genehmigung des für den Feſtungsbau nöthigen Kredits poſtulirt werden mußte, zeichnete Heydeck nach eigenen Ideen einen

neuen Entwurf, bei welchem hauptsächlich die Cavaliere mit ihren Hörnern, die Verengerung des Hauptgrabens ꝛc. Neuerungen waren. Heydeck's Entwurf wurde auch im Wesentlichen bei der Ausführung zu Grunde gelegt. Als Ludwig mehrere Jahre später zufällig diese Thatsache erfuhr, schrieb er an den General (15. Sept. 1842): „Wegen dem ausgezeichneten Verdienste, das Sie sich um Ingolstadt's Befestigung in Betreff der Cavaliere erwarben, benenne ich einen nach Ihnen und angebracht wird Ihr Brustbild daran."

Zu Seite 106. Die Angabe, es sei schon 1810 der Platz bei Regensburg für die Walhalla bestimmt worden, ist unrichtig. Vom Hofgarteninteudanten F. L. v. Sckell wurde (14. Juli 1811) dem Kronprinzen Ludwig ein Plan zu neuen Anlagen für einen Theil des englischen Gartens in München vorgelegt, nach welchem zwischen Biederstein und dem See ein Lustschloß aufgeführt werden sollte. Ludwig erwiderte (Salzburg, 21. August 1811): „Auf die Stelle, wo ein zu erbauendes Lustschloß in diesem Plane angezeigt, die vorzüglichste in der Gegend, kömmt Walhalla. Mit den zu vollführen angegebenen Anlagen völlig einverstanden, daß sie es einst werden sollen."

Zu Seite 115. Für die Bauten und Kunstanschaffungen des Königs wurden aus den Kabinetsfonds nach den Kassajournalen folgende Summen geleistet:

	fl.	kr.	pf.
Verschönerung der Hofgartenbögen	71,920	—	2
Glyptothek:			
a) Für den Bau	191,690	4	3
b) Giebelfeld und Bildsäulen	136,689	56	—
c) Unterhalt	82,319	7	3
d) Brandschaden	3,358	47	—
e) Anbau für die assyrischen Bildwerke . .	12,505	25	—
	426,563	20	2
Dazu für Baukosten und Skulpturen vor dem November 1825	829,565	55	1
sohin im Ganzen	1,256,129	15	3

	fl.	kr.	pf.
Walhalla			
a) Für den Bau	2,143,671	52	—
b) Hauptreparaturen	46,000	—	—
c) Unterhalt	88,163	49	—
im Ganzen	2,277,835	41	—
Grund- und Bodenerwerb	363,769	8	3
Saalbau	1,004,639	47	1
Königsbau	2,157,428	35	2
Allerheiligen Hofkirche	481,499	43	—
St. Bonifaziuskirche	739,882	48	2
St. Bonifaziusabtei	337,130	46	—
Kunstausstellungsgebäude	346,159	49	—
Restauration des Isarthors	25,858	—	—
Jonischer Tempel im englischen Garten . . .	42,000	—	—
Bemalung des k. Hoftheaters	21,877	27	2
Feldherrnhalle	246,257	30	2
Bayern's Ruhmeshalle:			
a) Für den Bau	915,117	24	2
b) Unterhalt	25,103	48	3
c) Brandschaden	1,437	34	—
im Ganzen	941,658	47	1
Brunnen am Universitätsplatz	174,434	47	2
Pompejanisches Haus			
a) Für den Bau	253,757	59	3
b) Unterhalt	18,716	13	1
im Ganzen	272,474	13	—
Familienbegräbniß	91	26	—
Befreiungshalle:			
a) Für den Bau	2,144,507	4	—
b) Unterhalt	10,319	29	2
im Ganzen	2,154,826	33	2

	fl.	kr.	pf.
Siegesthor	420,580	57	2
Pinakothek, alte, deren Vollendung	494,623	18	3
Pinakothek, neue:			
a) Für den Bau	473,270	28	—
b) Unterhalt	44,678	29	2
c) Regeneration der Gemälde	5,600	—	—
im Ganzen	525,548	57	2
Bemalung des Speierer Doms	138,520	9	—
Ludwigshöhe:			
a) Bau und Einrichtung	402,153	18	—
b) Unterhalt	42,960	25	—
im Ganzen	445,113	43	—
Honorare für Bauführung	51,300	—	—
Landhaus an der Schwabinger Landstraße . .	90,000	—	—
Propyläen:			
a) Für den Bau	625,852	3	2
b) Für die Giebelfelder	102,800	—	—
	728,652	3	2
Leopoldskron	76,528	4	2
Giardino di Malta	35,826	7	—
Monopteros in Nymphenburg	38,406	—	—
Park in Schönbusch	13,833	56	—
Schloß zu Schleißheim	95,656	2	1
Für Glasmalereien	371,705	26	—
Für Kunstanschaffungen verschiedener Art . .	1,450,819	35	2
Gesammtsumme	17,889,988	41	—

Zu Seite 125. Selten wird ein Kauf bei Käufer und Verkäufer von so edlen Motiven getragen werden, wie derjenige der Boisserée'schen Sammlung. Nach Melchior Boisserée's Tod schrieb sein Bruder Sulpiz an Ludwig (20. Juni 1851): „Durch die Abberufung meines lieben einzigen Bruders Melchior aus diesem Leben fühle ich mich verpflichtet, die Gesinnungen der treuesten Dankbarkeit

und Anhänglichkeit, womit derſelbe Ew. Majeſtät ergeben war, ehrfurchtsvollſt zu wiederholen. Ich würde dieſe Pflicht ſchon längſt erfüllt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, Ihre Rückkehr nach Bayern abwarten zu müſſen. Nun aber eile ich, Ihnen, meinem gnädigſten Herrn und Beſchützer, zu verſichern, daß mein lieber Bruder, ſowie ich und unſer ſeliger Freund Bertram ſtets dankbar der thatſächlichen Anerkennung gedacht haben, welche Ew. Majeſtät unſeren Beſtrebungen für die beſſere Würdigung der altdeutſchen Kunſt bewieſen. Wir haben dadurch, daß Sie unſere Gemäldeſammlung mit den Schätzen von Bayern vereinigt, erſt das Werk unſres Lebens für die Nachwelt geſichert geſehen und haben uns immer zur hohen Ehre gerechnet, daß derſelbe königliche Herr, der durch ſeine großartigen Aufgaben und ſeine edelmüthige Unterſtützung die deutſche Kunſt neu belebt, ja über die aller anderen Völker der Gegenwart erhoben, auch unſeren den Denkmalen vaterländiſcher Vergangenheit gewidmeten Bemühungen Beifall und bleibenden Schutz gewährt hat. Bei dem Gedächtniß meines lieben Bruders finde ich mich um ſo mehr gedrungen, dies Zeugniß zu geben, als er es hauptſächlich geweſen, der die Gemäldeſammlung zu Stande gebracht hat. Unſere ganze Wirkſamkeit für das deutſche Kunſt-Alterthum war zwar eine vielverſchlungene gemeinſchaftliche, aber ohne Melchior's Beharrlichkeit und perſönliches Glück hätte die Sammlung nie den Umfang, nie den Reichthum und die Auswahl werthvoller Stücke erreicht, wodurch ſie ſich ſo ſehr auszeichnet."

Zu Seite 128. Adolf Thiers ſchrieb (Baden 12. juillet 1863) an Klenze: „Je me suis fait conduir (à Munich) de nouveau devant la Pinacotheque et je reste convaincu que c'est le plus bel édifice élevé en Europe depuis le 17. siècle."

Zu Seite 131. Am Morgen des 30. Dezember ſchrieb Ludwig ein Billet an Schenk: „Es iſt doch gut, über eine Sache zu ſchlafen, ſo kam mir aufwachend der Gedanke, daß, wenn auf die Bürgerſchaft widrigen Eindruck der Univerſität Schließung hervorbringen würde, ich aus Rückſicht ihres trefflichen Benehmens, wenn nicht durch einzelne Gewerbe, ſondern durch die Stadtobrigkeit eine Bitte dagegen mir eingereicht würde, ich ohne mich zu kompromittiren, um einen Beweis

meiner Gesinnungen für die Stadt zu geben, die Ausführung gedachter Maßregel verschieben könnte, mit Ausnahme der (weder verhafteten noch kranken) Mitglieder der Germania, jedoch mit der Versicherung, daß bey der ersten Zusammenrottung von Studierenden oder wenn von Studierenden Neckereyen oder gar Beleidigungen gegen Soldaten stattfinden sollten, ohne weiteres der Befehl in Vollzug käme." Gegen die Germanen wurde er aufs Neue aufgebracht durch den Ton einer Beschwerde dieser Gesellschaft. Es heißt darin u. A.: „Gegen die Gerüchte, welche über die Veranlassung zu der allerhöchsten Verfügung verbreitet sind, eine Vertheidigung zu versuchen, wäre ein zweckloser Kampf, denn sie sind so abgeschmackt, daß wir sie in das Reich der Fabel verweisen, so unwürdig, daß sie nur die Phantasie des niedrigsten Pöbels beschäftigen, so ungereimt, daß sie nur in Lissabon oder Konstantinopel geglaubt werden können." Als Minister Schenk Bedenken über die Gesetzlichkeit der Relegation der Germanen äußerte, erwiderte Ludwig (7. Jänner 1831): „Die wegen der dahier durch Studierende veranlaßten Unruhen ergriffenen Maßregeln können als polizeyliche durch die Umstände gebothene Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe nicht nach den auf den gewöhnlichen Gang der Dinge berechneten Satzungen bemessen werden, auch habe ich nirgends eine Relegation der Germania, sondern einstweilige Entfernung ihrer Glieder nicht als Strafe, sondern als Sicherheitsmaßregel verfügt. Ergiebt die Untersuchung gegen den einen oder den anderen der Hinweggewiesenen etwas Strafbares, dann erst finden die §§ 56, 59 und 60 der Satzungen eine Anwendung und ich werde keinen Schuldigen seinem Richter entziehen. Die Untersuchung, nicht blos die gerichtliche gegen die Verhafteten, sondern, soweit es nöthig ist, auch eine polizeyliche gegen die Verbindung Germania ist schleunig fortzusetzen und wird ergeben, ob und wen eine Strafe zu treffen hat, bis dahin hat die Sicherheitsmaaßregel zu bestehen, und ich erwarte seiner Zeit das Ergebniß. Uebrigens muß es mir sehr auffallen, daß das Ministerium erst nach sechs Tagen mit Einwendungen hervortritt, die, wenn doch dasselbe solche machen zu müssen glaubte, sogleich vorzubringen die Pflicht erfodert hätte." Am 10. Jänner wurde jedoch auch die Ausweisung der Germanen zurückgenommen.

Zu Seite 156. Heydeck charakterisirt die griechischen Zustände in jener Periode in einem Briefe an Feldmarschall Gneisenau (21. August 1829) folgendermaßen: „Ich hätte gewünscht, das begonnene Werk zur Vollendung in die Hände eines Scharnhorst (Major v. Scharnhorst kam mit einem Empfehlungsschreiben Gneisenau's 1829 zu Heydeck nach Hellas) übergeben zu können, denn manche neue Schöpfung, die der Pflege noch bedarf, um Frucht zu tragen, hat mir am Herzen gelegen, unter diesen in technischer Hinsicht obenan das Zeughaus, in allgemeiner militärischer Beziehung die Bestungen, welche der bestehenden beizubehalten, welche nicht; welche neue Punkte zu befestigen und wie überhaupt Bewaffnung und Dienst in innerer und äußerer Beziehung zu regeln seien, die Lage des jungen Hellas ermessend, die noch mit sehr beschränkten Mitteln ihr Inneres zu befestigen und die Möglichkeit eines kräftigen Widerstandes gegen feindlichen Andrang — wo er auch herkomme — zu erschaffen suchen muß, wenn es als Staat unabhängig bestehen will. An Wirkung nach Außen ist vor der Hand nicht zu denken. Es hat genug gethan und Gott war mit ihm, denn daß es besteht, ist ein Wunder. Wer den Jammer in der Nähe sah, wie ich, und seine Tiefe zu ermessen im Stande war, wird daran glauben. Major v. Scharnhorst kann Ew. Exzellenz alle Details mittheilen und Sie auf den Punkt stellen, von dem aus die Dinge in Griechenland richtig gesehen und beurtheilt werden können; denn man muß da gewesen sein, um die Widersprüche zu erklären, die wirklich vorhanden sind, dem Fernen ein Räthsel, dessen Lösung Kenntniß der Oertlichkeiten und Personen und des politischen und moralischen Zustandes der Nation bedingt, denn bis jetzt ist nicht ein Hellas, wohl aber ein tolles Conglomerat von Morea, Rumelien, Hydra, Spezzia, Ipsala ꝛc. und unter diesen wieder lokale, Familien- und persönliche Interessen ins Endlose und schädlicher Einfluß von Außen. Aber das Volk wird bestehen und gut und glücklich werden, wenn man es gewähren läßt und eine feste, redliche Hand am Steuer steht. Doch ist kaum Tugend genug im Lande, um als Freistaat kräftig und glücklich zu sein. Ein Fürst ist nöthig, dessen Erhabenheit dem Ehrgeize der Einzelnen imponirt und dessen Macht die etwaigen Anmaßungen der Primas niederhält. Das Volk, d. h. Bürger und Bauer, wünscht Ruhe, Sicherheit der

Perſon und des Eigenthums, Gleichheit vor dem Geſetze; es wird jede Regierung kräftigſt unterſtützen, die ihm dieſe Güter ſchafft. Der Beweis davon liegt in dem Reſultat der jüngſten Nationalverſammlung. Die Sehnſucht nach ſolchem Zuſtande iſt ſo naturgemäß, wie der Trieb des Kindes nach der Bruſt der Mutter; den braucht keine Intrigue zu wecken; man ſoll ſie nur frei ſchalten laſſen, ein ſo kluges Volk wie das der Hellenen, wenn auch ohne Bildung, weiß, was ihm frommt."

Zu Seite 164. In einem Brief an Eduard v. Schenk (Athen, 31. Dezember 1835) ſind dieſe griechiſchen Reiſeeindrücke geſchildert: „Werther Schenk! In München, in Bayern überhaupt mangelt mir faſt immer die Zeit, Ihnen eigenhändig ſchreiben zu können, der ich, hier Muße dazu habend, einige Zeilen an Sie richten will, bevor der nun täglich von München erwartete Curier mich in Geſchäfte hineinverſetzt. — Meinen Sohn Otto fand ich ſehr wohl ausſehend, an Körper etwas, an den Wangen viel ſtärker geworden, in beſter Geſundheit und in ihm daſſelbe kindliche Gemüth gegen mich, das er im Vaterhaus hatte. Er iſt faſt ſo groß wie ich. — Von Athen's Alterthümern ward im letzten Kriege keines zerſtört, z. Th. nur das Erechtheum auf der Akropolis, wo Alterthümer und ſie nicht allein mehr oder minder beſchädigt wurden. Wenige Häuſer der Stadt, ſogar wenige Bäume der vielen Gärten, welche ſie früher enthielt, ſind verſchont geblieben, im Zernichten ſind die Türken Meiſter. Auffallend ſchnell erhebt ſie ſich wieder. Hat man Urſache, mit der quantitaet der Häuſer zufrieden zu ſeyn, ſo ſieht es dagegen ganz anders aus, was die qualitaet betrifft. Athen bietet jetzt einen ganz eignen Anblick dar. Europäer faſt jeden Landes, Teutſche faſt jeden Stammes, Bayern jeden Kreiſes ſind da neben einander, nebſt Amerikanern, Türken und Mohren und den Griechen, dabey giebt's Kamelle und Palmen (einige wenige ſind übrig). In der Hermesſtraße (die Hauptſtraße), welche, von Pflaſter keine Rede, ärger als ein Feldweg, nicht geebnet, durchriſſen, finden Sie ein Gaſthaus, auf deſſen Schild die Aufſchrift in Griechiſcher, Teutſcher und Franzöſiſcher Sprache iſt: Magazin von Frank und Bernau aus München. So vieles, und nun gar mich bey meinem Sohne wohnend, was in die Heimath verſetzt, und dann

wieder eine ganz fremde Welt und in ihr Trümmer der griechischen und römischen, es ist etwas Einziges! — Wie Raphaels Gemälde, je mehr sie betrachtet werden, desto mehr gefallen, so des Parthenons Vorderseite, vor der ich anstaunend stehe, schon aus meinen Fenstern sehe ich es und den Theseustempel. Zuweilen friert's in der Nacht, aber wir genießen auch die schönsten Frühlingstage, wie der gestrige und vorgestrige. Schwitzend, obgleich nur einen Gehrock anhabend, kam ich vom Spaziergang zurück. Blumen blühen in freyer Erde unter freyem Himmel und erst seit einigen Tagen sehe ich kein grünes Weinlaub mehr im Rebengarten vor unserer Wohnung. Wind weht hier fast immer. —

Das griechische Volk gewann sehr in meiner Meinung, seit ich mich unter demselben befinde. Das Griechenland, wie es wirklich, ist sehr verschieden von dem, wie es die Allgemeine Zeitung bis jetzt dargestellt; auch weder nach der Smyrnaer, noch nach hiesigen Zeitungen darf geurtheilt werden. Die Finanzen, kein Zweck, aber Grundlage des Staatsgebäudes, sind geordnet. Freundliches Ihrer Gemahlin und Regensburgs würdigem Bischof von dem Ihnen wohlgewogenen Ludwig."

Zu Seite 165. Fallmerayer, damals Lycealprofessor in Landshut, übersandte seine Geschichte der Halbinsel Morea, sowie die Geschichte des Kaiserthums Trapezunt (10. Nov. 1830) an den König In dem Begleitschreiben heißt es: „Von den beiden Druckschriften, die der unterthänigst Unterzeichnete Ew. Majestät in der Anlage übersendet, enthält die größere eine von der k. dänischen Akademie der Wiss. zu Kopenhagen cum eminentia gekrönte Preisschrift über das Kaiserthum Trapezunt, deren Inhalt dem Verfasser in englischen, französischen, deutschen und skandinavischen Literaturblättern nicht gemeines Lob, in Bayern aber die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften erworben hat.

Die kleinere ist der erste Theil einer Untersuchung über ein Land, an dessen Schicksalen kein König der Christenheit innigeren Antheil nimmt, als Ew. Majestät. Beide Schriften zusammen, die Frucht langer Studien, sollen den Beweis liefern,

1) daß der Verfasser zu Landshut nicht müßig lebt,

2) daß er in seinem Fache kein Neuling ist und

3) daß er zum literarischen Ruhme des bayerschen Volkes etwas beizutragen vermag."

Im Sommer des nächsten Jahres bat er um Urlaub und Unterstützung zu einer Reise nach Griechenland, „da es sich um die Enthüllung der Schicksale eines Volkes handelt, dessen Thaten und Leiden unter allen Königen der Christenheit zuerst in den hohen Gesinnungen Ew. K. Majestät einen Anklang gefunden haben." Ein einjähriger Urlaub wurde bewilligt, ebenso die Verlängerung auf ein weiteres Jahr, doch bemerkte der König dazu: „Fallmerayer zugleich zu verweisen, daß er, obgleich sein Urlaub nur nach Italien und Griechenland lautete, nach Aegypten ohne Erlaubniß gereist sey." 1834 beantragte die Regierung des Isarkreises, „daß es bei den bekannten besonders in religiöser Hinsicht für das Lehrfach nicht geeigneten Gesinnungen des Professor Fallmerayer sehr wünschenswerth wäre, daß derselbe vom Lehramt fern gehalten und auf eine andere seinen ausgezeichneten Kenntnissen und umfassenden Gelehrsamkeit angemessenen Weise bei einer Bibliothek oder sonstigen literarischen Anstalt verwendet werde." Als Fallmerayer in die Heimat zurückkehrte, (er überschritt den Urlaub um ein Jahr) war über seine Stelle verfügt. Er wandte sich deshalb (30. Nov. 1834) an Ludwig mit der Bitte um „Ertheilung irgend einer nützlichen und angemessenen literarischen Beschäftigung" und bemerkt dabei: „Ein Ausfluß der königlichen Gnade, dieser unversiegbaren Quelle der Glückseligkeit, hatte ihm (dem Unterzeichneten) die Mittel gebracht, neben Italien und dem neu aufblühenden Griechischen Reiche die schönsten Länder des Orients zu sehen und durch einen Jahre lang dauernden Aufenthalt daselbst seinem eigenen Bildungsgange neue Schwungkraft einzuhauchen. Nicht nur hat er Materialien für manche literarische Arbeit gesammelt, wichtiger noch und segensreicher muß die Wirkung bleiben, welche der Anblick und das Spiel eines so vielfach bewegten und gegliederten Völkerlebens, die Beobachtung und Vergleichung der Sitten, der öffentlichen Moral und des Maaßes bürgerlicher Glückseligkeit im Gemüthe des Wanderers hervorgebracht haben. Oder hat man nicht von jeher die Reisen in entfernte Himmelsstriche und zu auswärtigen Nationen als die große Weltschule betrachtet, in welcher das Einseitige

der Schultheorien und das Mangelhafte der Büchergelehrsamkeit ergänzt, gesichtet, abgeschleift, auf seinen wahren Gehalt zurückgeführt, und schiefe politische Ansichten häufig auf jene Grundlagen zurückgebracht werden, die sich im Drange der Zeiten von jeher als die allein heilsamen und erhaltenden bewährt haben. In vielfacher Beziehung gleichsam umgewandelt und neu gekräftigt, an Erfahrung reicher und weniger verblendet von Trugbildern falscher Glückseligkeit ist derselbe nach einer dreyjährigen Wanderschaft wieder in das Abendland zurückgekommen, um auf seiner vorigen Stelle als Lehrer am königlichen Lyceum in Landshut die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen." Trotz der Betonung der Umkehr „auf jene Grundlagen, die sich im Drange der Zeiten als die allein heilsamen und erhaltenden bewährt haben", wurde F. nicht reaktivirt, bezog jedoch sein Gehalt fort. Die Verwerthung der „gesammelten Materialien" war nicht nach Ludwig's Sinn. Als F. 1845, „um statt unbedingt dem Rufe eines neuen Brodherrn (nach Freiburg) nachzuziehen, lieber unter der ruhm- und glanzvollen Herrschaft Ew. Majestät noch ferner fortzuleben", um Erhöhung seines Gehalts aus den Fonds der Akademie nachsuchte, signirte Ludwig (20. Mai 1845): „Nach der von mir getroffenen, seit einer Reihe von Jahren getroffenen Verfügung werden keine neuen Besoldungen an der Akademie der Wissenschaften ertheilt, wodurch die Nichtgewährung dieses Gesuches ausgesprochen ist. Ich will Professor Fallmerayer, dessen ausgezeichnete Gelehrsamkeit mir bekannt ist, nicht hinderlich seyn an der Annahme einer Professur in Freyburg." Nach dem Umschwunge der inneren Politik Bayern's wurde jedoch endlich (durch Signat vom 23. Februar 1848) der vorzüglichste bayerische Historiker an die Münchener Universität berufen.

Zu Seite 165. Die Darstellungen aus dem griechischen Befreiungskampfe sind von Peter Heß entworfen und von Nilson al fresco ausgeführt.

Zu Seite 175. Ueber seine Stellung zum Landtag schreibt Ludwig (13. Sept. 1837) an den Regierungspräsidenten v. Schenk: „Goldene Worte sind's: „„Jetzt ist's noch Zeit, — jetzt oder vielleicht niemals mehr kann von früheren nicht verfaßungsmäßigen Beschlüßen oder Zugeständnissen wieder eingelenkt und das Recht der Krone

gerettet werden, ehe seine Schmälerung zur Observanz wird."" Ich hoffe, daß dieses von der Kammer der Reichsräthe geschieht, und sollte, was traurig wäre, sie's nicht, so hat der König vor, allein in die Schranken zu treten. Wie die Felswände an dem See ragen, unerschütterlich, so bin ich."

Zu Seite 224. Es wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß bei Verwendung der Staatseinnahmen, wenn man den heute zur Geltung gekommenen konstitutionellen Maßstab anlegt, Ungebührlichkeiten zu Tage traten, es sei nur an das Darlehen für Griechenland erinnert. Dagegen läßt sich die unausgesetzte Sorge für Ordnung des Staatshaushalts und Hebung des Finanzstandes nicht verkennen. Unter dem Ministerium Montgelas wurden zwar Anstalten zur Tilgung der verhältnißmäßig sehr großen Schuldenlast getroffen, man kam aber nicht über verdienstvolle Anfänge hinaus, die Ungewißheit der Größe der Verbindlichkeiten hinderte einen günstigeren Fortgang ebenso wie die widrigen Zeitverhältnisse. Eine feste Grundlage sowohl für Herstellung des Gleichgewichts zwischen den laufenden Einnahmen und Ausgaben als auch für allmälige Ablösung der Schuldenlast wurde erst geschaffen durch die von der Volksvertretung übernommene Garantie aller Staatsschulden und die eingeführten Controlmaßregeln bezüglich der Verwaltung derselben. Dessenungeachtet entzifferte, wie wir Stockar's statistischen Belegen entnehmen, die Staatsschuld am 1. Oktober 1824 eine Steigerung gegenüber dem Stande von 1819, indem die Gesammtziffer mit 110 Millionen abschloß. Auch der Abschluß für die zweite Finanzperiode weist in Folge der Unterstützung der Pensionsamortisations-Kasse, der Realisirung der Creditvoten ꝛc. eine Erhöhung auf 132 Millionen auf. Die glücklichen Operationen der Staatsschuldentilgungs-Anstalt hatten aber so günstigen Erfolg, daß selbst die 3½%igen Staatspapiere während der nächsten Finanzperioden meistens über al pari standen. Am Ende der dritten Finanzperiode belief sich der Gesammtschuldenstand nur noch auf 128, am Schluß der vierten Periode auf 127 und zur Zeit der Thronentsagung Ludwig's trotz großer Ausgaben auf Festungsbauten, Anlage des Ludwigskanals ꝛc. auf 126 Millionen. Der strengste Kritiker der Regierungsmaßregeln Ludwig's, der ehemalige Minister Graf

Montgelas, sagt (24. Juli 1837) in einem Briefe an Frau v. Zerzog: „Trotz großer Kosten für das Bauwesen wird an dem sparsamen Regierungssystem, das hie und da fast sogar an Härte streift, konsequent festgehalten, so daß ohne wenigstens direkt neue Opfer von den Steuerpflichtigen zu fordern, die Kassen immer gefüllt sind und daß man, ohne zu schmeicheln, sagen kann: Die Finanzverwaltung ist unseres Staates glänzendste Seite."

Zu Seite 234. Fürst Wallerstein charakterisirt die kirchlichen Zustände unter Abel folgendermaßen: „Was mußten wir nicht seit 1837 erleben? Wir haben in mehr denn einer Diöceſe düstren Sinn an der Stelle früherer Glaubensfreudigkeit; junge Priester ascetischen Gepräges, fernstehend den Herzen ihrer Heerden, mehr Verdammniß drohend als Rath gebend, als kräftigend und mild ins Leben greifend; Schullehrerseminarisien gleichen Geistes; Controverspredigten, gemacht, die heftigsten Leidenschaften anzufachen, und eine vorgerückt katholische Parthei, gebildet aus vier Kategorien, aus Leuten tiefer Ueberzeugung, geehrt von Jedermann, aus Personen, welche sich die Richtung aufgeimpft, ohne eben von ihr durchdrungen zu sein, aus solchen, denen katholischer Formalism als der beste Regierungsbehelf, als das sicherste Mittel gilt, die geringeren Klassen fügsam zu erhalten, und deren Rigorismus häufig eben nicht in despotische Strenge gegen die eigenen Sitten ausartet; aus einer Unzahl von Leuten endlich, die ohne alles innere Gefühl der vermeintlichen Regierungstendenz huldigen als einer Quelle der Gunst und der Beförderung, bereit, das erborgte Gewand bei dem ersten Windwechsel meilenweit von sich zu schleudern....

Sind gewisse Zustände in Bayern zu beklagen, so kommen sie nicht aus der höchsten Region. Obwohl dieser nicht mehr so nahestehend als früher, weiß ich doch gewiß, daß das gekrönte Centrum der Gewalt in unsrem Staate Kopfhängerei und Jesuitism nie wollte und nicht will. Ich weiß, daß dort gleicher Schutz allen Bekenntnissen zugedacht, daß dort der gute freundlich Andersglaubende mit christlicher Liebe beurtheilende und behandelnde Katholizism Zweck und Ideal ist."

Zu Seite 243. Im Jahr 1828 bemühte sich Spontini, der sich von Seite des Berliner Publikums zurückgesetzt glaubte, die Stelle eines Dirigenten der Münchener Oper zu erhalten, und bot dem

Könige von Bayern in einem Briefe seine Dienste an. Zugleich übersandte er die Partitur der „Olympia", die zuerst unter seiner Direktion in München aufgeführt werden sollte. Ein Gutachten des Intendanten des k. Hoftheaters, Freiherrn v. Poißl, sprach sich jedoch gegen eine solche Berufung aus. Gegen Spontini's Talent und Kenntnisse sei zwar kein Einwand zu erheben, aber es sei auch erforderlich, daß der Dirigent „ein billig denkender und besonnener Mann sei, welcher die bestehenden Verhältnisse zu beachten und sich mit jener bescheidenen Rücksicht auf dieselben zu benehmen wisse, welche nothwendig ist, wenn Ew. Königlichen Majestät ein für allemal bestehende Anordnungen in Bezug auf den Gang des Instituts vollzogen, den Verpflichtungen gegen die Abonnenten Genüge geleistet und einem neu einzustudierenden Werke zu Liebe nicht alles übrige vernachlässigt und momentan gelähmt werden soll." Spontini nun werde der Ruf dieser Eigenschaften nirgendwo zugestanden, „vielmehr besteht die allgemeine Klage gegen ihn, daß ihm nicht leicht eine Darstellung seiner Werke prächtig und großartig genug gemacht werden könne, und daß er gewohnt sei, durchaus nicht die mindeste Rücksicht auf anderweitige Verhältnisse zu nehmen, ja vielmehr zu fordern, daß da, wo er wirke (sei es für immer oder nur momentan) alles Uebrige ins Dunkel trete und nur er und sein Werk glänze." (31. März 1828.) Ludwig lehnte deshalb dankend das Anerbieten des Komponisten ab.

Zu Seite 270. Eine 1847 bei Hoffmann & Campe erschienene Schrift „Lola Montez und die Jesuiten" von Paul Erdmann feiert enthusiastisch die spanische Abenteurerin, die der liberalen Richtung in Bayern den Sieg, dem Protestantismus die Freiheit wiedererrungen habe. Sie beginnt mit einem „Prolog über die Sittlichkeit": „Die Welt ist noch keineswegs darüber im Reinen, was denn eigentlich Sittlichkeit sei" u. s. f. Die Frivolität des ganzen Machwerks berührt noch unangenehmer als die Brutalitäten Venedey's u. A.

Da die Angabe, daß unter dem Namen Erdmann der 1847 zum Justizminister erhobene Staatsrath v. Maurer verborgen sei, immer wieder in geschichtlichen Darstellungen jener Periode auftaucht, so glauben wir den Manen eines verdienstvollen Ehrenmannes die Mittheilung zu schulden, daß Maurer selbst uns auf Ehrenwort versicherte,

zu der fraglichen Broschüre in keinerlei Beziehung gestanden zu haben. Für Diejenigen, welche die Schrift gelesen und Staatsrath v. Maurer gekannt haben, konnte darüber ohnehin kein Zweifel möglich sein.

Zu Seite 277. Nach den Münchner Ereignissen begab sich Lola Montez in die Schweiz, kehrte aber nach kurzem Aufenthalt nach England zurück, wo sie sich mit einem Offizier Namens Heald verheirathete. Von König Ludwig wurde ihr reiche Unterstützung zu Theil, bis er durch Erpressungsversuche, indem die Dame mit Verkauf der Briefe des Königs drohte, über ihren wahren Charakter vollends aufgeklärt wurde. Im Pariser Journal Le Pays veröffentlichte sie ihre Memoiren, die jedoch in Bezug auf die Münchner Erlebnisse nicht viel Neues enthielten; auch gefälschte Memoiren erschienen unter ihrem Namen. Von Heald geschieden, begab sie sich 1852 nach Nordamerika, wo sie als Schauspielerin und Tänzerin ihr abenteuerliches Leben fortsetzte. Die Münchner Ereignisse wurden unter ihrer Mitwirkung zu einem Spektakelstück verarbeitet, das mit einer brillanten Feuerwerkscene, der glücklichen Flucht Lola's aus dem brennenden Palast, schloß. Der Humbug erregte namentlich in Kalifornien ungeheures Aufsehen, eine Reihe kecker Streiche gewann ihr großen Anhang; in einigen Orten, wo die katholische Bevölkerung gegen sie aufgewiegelt war, kam es ihretwegen zu förmlichen Straßenkämpfen. Wiederholt verheirathet trennte sie sich immer wieder bald von ihren Gatten, da sie nicht die Kraft hatte, ihrem Hang nach Abwechslung und Abenteuern zu entsagen. Als die theatralischen Vorstellungen an Anziehungskraft verloren, ergriff sie ein neues Fach, sie hielt über social-politische Fragen öffentliche Vorlesungen, die in Amerika und Australien viel Anklang fanden. Sie gab auch mehrere Essay's über die Emanzipation der Frauen, über berühmte Frauen der alten und neuen Geschichte ꝛc. in Druck heraus. In New-York im Juni 1860 wurde sie durch einen Nervenschlag gelähmt; am 17. Januar 1861 endete ihr bewegtes Leben.

Zu Seite 330. Herr Regierungsrath von Schenk hatte die Güte, mir Einsichtnahme des in seinem Besitz befindlichen Planes des von

Ludwig projektirten Kanals zu gewähren. In der Nähe des englischen Gartens an der Isar sollte ein geräumiger Hafen angelegt werden. Von dort aus sollte der Kanal mit Benützung des Türkengrabens über Feldmoching geleitet werden, bei Hebertshausen über die Amper, bei Aspach über die Glonn gehen, Reichertshausen und Pfaffenhofen berühren, dann eine große Strecke längs der Ilm an Königsfeld und Engelbrechtsmünster vorbeifließen, unweit Ilmendorf über die Ilm setzen und unterhalb Vohburg in die Donau münden.

Die Schwierigkeiten, welche bei Anlage des Ludwigsdonaumain-Kanales hervortraten, und die überaus bedeutenden Kosten, welche bei diesem Unternehmen erwuchsen, hauptsächlich aber die großartigen Fortschritte, welche inzwischen das Eisenbahnwesen machte, ließen von dem Projekte — glücklicher Weise rechtzeitig — abstehen.

4GEN

Orts- und Personen-Register.

Abel 161, 175, 200 ꝛc., 221 ꝛc., 257 ꝛc.
Adam, Albrecht 113, 117, 306, 311.
Adam, Benno 306.
Adam, Franz 306.
Adalbert, Prinz von Bayern, 371.
Ainmüller 113, 119.
Alexander I., Kaiser von Rußland, 388.
Algier 353.
Altötting 214, 372.
Altona 365.
Amalie, Großherzogin von Baden, 5.
Amberg 9.
Anapbe 164.
Andlaw, v. 215.
Ansbach 322.
Anschütz 302.
Anstetten, v. 81.
D'Antraigues 3.
Arcis an der Aube 38, 387.
Aretin, Chr. v. 12.
Armansperg, Graf 88, 103, 138, 158, 161, 162, 166.
Arndts 209.
Arnhofen 28.
Arnim, Bettina v. 29.
Aschaffenburg 46, 341, 352, 367, 402.
Athen 160, 162, 163, 165, 306, 361, 407.
Atterbom 51.
Au 219, 335, 336.
Aufseß, v. 356, 357.
Augsburg 105, 174, 322.
Augusta, Herzogin von Zweibrücken, 2, 6.
Austerlitz 21.

Baade 307.
Baader, Franz v. 72, 91.
Baader, Joseph v. 171, 172, 330.
Bamberg 322, 344.
Bamberger 307.
Bandel 196.
Bar an der Aube 38.
Barth 39.
Bauer 236.
Bayer, Rechtsgelehrter, 209.
Bayer, Sänger, 243.
Becker, Nikl. 194.
Beer, Michel, 245, 398.
Behr 78, 145, 146 ꝛc., 269.
Beisler 197, 272.
Belle-Alliance 42.
Berchtesgaden 352.
Berks 272, 274, 280, 281, 282, 349, 399.
Berlin 22, 23, 311.
Berthier 24.
Besnard 5.
Biederstein 401.
Blittersdorf 187.
Blücher 42.

Blumenbach 10.
Böhmer 47, 125, 209, 264.
Boisserée, Melchior 403.
Boisserée, Sulpiz 93, 101, 120, 121, 125, 132, 192, 210, 211, 318, 331, 355, 403.
Bologna 126, 340.
Bopp 252.
Bornstädt 146.
Boisaris, Demetrius 151, 152.
Botsaris, Markus 80, 158.
Braunau 323.
Breyer 8, 11.
Brienne 38.
Brückenau 83, 104, 144.
Brugger 319, 327.
Bubna 3, 30.
Bürkel 113, 117, 288, 306, 311.
Bunsen 48, 49, 335.
Byron 340.

Cabrol 371.
Canova 15, 17, 316.
Carl, Prinz von Bayern, 38, 197, 282.
Carl, Erzherzog von Oesterreich, 27, 352.
Carl August, Großherzog von Weimar, 105, 323.
Carl August, Herzog von Zweibrücken, 1, 4.
Carl Theodor, Kurfürst von Pfalz-Bayern, 1, 7, 8.
Carli 44.
Caroline, Königin von Bayern, 215.
Catel 50, 288, 311.
Christ 26.
Clerembault 22.
Closen, v. 134, 136, 140, 225, 399.
Colombella, Villa 289.
Consalvi 42, 57.
Cornelius 47, 48, 53, 60, 69, 115, 116, 117, 128, 211, 295, 302, 303, 307, 333, 377.
Cotta, v. 97.
Custine 4.

Dahn 243.
Dalberg, Emmerich v. 5, 195.
Darmstadt 3, 4, 369.
Dawkins 161.
Delacroix 302.
Delos 164.
Denzinger 346.
Deutinger 209.
Diepenbrock 202, 233, 258, 360.
Diesterweg 208.
Diez 243.
Dillis 24, 46, 125, 126, 127, 253, 289, 358.
Dinkelsbühl 323.
Döderlein 209.
Döllinger 204, 209, 235, 375.
Dollmann 209.
Donaustauf 106.
Dorner 113, 307.
Dresch 92.
Dresden 352, 373.
Düsseldorf 125, 373.

Eberhard 41, 48, 49, 113, 289, 316.
Edenkoben 328, 352.
Eggmühl 28, 305.
Egloffsheim 28.
Eichendorff 201.
Eisenmann 102, 140, 145, 146 ꝛc., 269.
Enhuber 113, 306.
Erlangen 223, 322, 365.
Ernst August, König von Hannover, 187.
Eschenmayer 91.
Eßlair 243, 244, 245.
Eugen, Vicekönig von Italien, 30, 118.
Eynard 161, 190, 191, 340.

Fahrmbacher, Kabinetssekretär, 289.
Fahrmbacher, Abgeordneter, 400.
Fallmerayer 157, 165, 209, 272, 408.
Faßmann 400.
Fernbach 301, 302.
Ferntorn 319.
Feßmaier 10.
Feuerbach, Anselm 2, 10, 27, 36, 72, 74, 89, 95, 397.
Fischer, J. A. 192, 303, 336.
Florenz 289, 295.
Florenzi, Marquesa, 64, 289, 391.

Flüggen 306.
Förſter, Ernſt 116, 219, 249, 293, 309, 323.
Förſter, Friedrich 193, 249.
Forſt 243.
Francke 365.
Frank 119.
Frankfurt 145, 366.
Franz I., Kaiſer von Oeſterreich, 39, 89.
Fraunhofer 170.
Freiburg 410.
Freiſing 100.
Frey 292.
Freyberg, v. 270.
Friedland 23.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, 189, 190, 192, 196, 204, 209, 284, 303, 332.
Friedrich, Großherzog von Baden, 95.
Friedrich, Prinz der Niederlande, 156.
Frimont 387.
Fuchs 301.
Fürth 172.

Gärtner 49, 59, 196, 289, 303, 306, 321, 334, 335, 340, 341, 342, 343.
Gagern, Hans v. 36, 155, 162, 186, 238.
Gaibach 145.
Gail 306, 311.
Gallait 314.
Geißel 190.
Genelli 304, 319, 369.
Gérard 302.
Germersheim 195.
Geyer 306.
Gieſe, v. 138, 158.
Glodocyn 23.
Gneiſenau 406.
Gönner 10, 91.
Görres 84, 90, 136, 140, 188, 200, 217, 232, 235, 260, 261, 275.
Goethe 13, 101, 104, 105, 120, 121, 122, 137, 255, 293, 299, 328.
Göttingen 10, 394.
Gomorow 23.
Grandauer 397.
Gregor XVI., Pabſt, 215, 241.
Greiner 161.
Große 143.
Guizot 259.
Gumppenberg, v. 228, 251.
Gutenſohn 333.

Häffelin 72.
Härtinger 243.
Hagn 243.
Halbig 319, 320, 321, 327, 335.
Halbreiter 306.
Hallberg, v. 137, 330.
Haller von Hallerſtein 41, 55, 58, 164.
Hambach 142 ꝛc.
Hamburg 197, 369, 370, 373.
Hanau 35, 37, 386.
Haneberg 209.
Harlaching 351.
Harleß 209.
Haspinger 31.
Hauſer 95, 396.
Haushofer 113, 117, 397.
Heidelberg 73, 322.
Heinlein 117, 307.
Heinß 286.
Heres 272.
Herz, Henriette 50.
Heß, Heinrich 117, 119, 127, 289, 302, 303, 307, 313, 317, 333, 337, 391.
Heß, Peter 117, 160, 306, 410.
Heydeck 86, 150, 151 ꝛc., 158, 164, 251, 291, 305, 340, 386, 387, 400, 406.
Heydenkamp 171.
Hildegard, Großherzogin von Heſſen, 250, 369.
Hiltensperger 302.
Hochdörfer 140.
Höfler 234, 235.
Hörmann 264.
Hofer 31.
Hohenlohe, Alexander Fürſt von 72.
Hohenhauſen 68, 265.
Hormayr, v. 91, 219, 263, 385, 392.
Hornthal 225.

Horst 365.
Hübsch 323, 345.
Hydra 165.

Idstedt 365.
Ingelheim, Graf 46.
Ingelstadt 400.
Ingres 302.
Innsbruck 25, 31, 32, 289.
Ischia 288, 297.
Isel 31.
Jacobi, Friedr. Heinr. 10, 12.
Jahn 358.
Jakobs 12.
Jarke 208, 214.
Jellalich 28.
Jena 22.
Johannisberg 94.
Jost 243.
Jung-Stilling 1.

Käser 21.
Kaisaroff 387.
Kaiserslautern 106.
Kapodistria 150, 154, 156.
Karlsruhe 323, 373.
Kassel 12, 323.
Katharina, Großfürstin von Rußland, 21.
Kaufmann, Angelika 17.
Kaulbach 117, 240, 308, 309, 310, 311, 314, 315
Kelheim 196, 343, 346, 366, 402.
Kerner 323.
Kirchgeßner 286.
Kirchner 306.
Kirner 117, 306, 311.
Kirschbaum 7, 9, 15.
Kissingen 218.
Klein 307.
Klenze 55, 60, 107, 114, 115, 124, 162, 172, 197, 289, 294, 304, 306, 308, 313, 321, 327, 332, 333, 338, 339, 340, 342, 343, 353, 404.
Kobell, Mitglied der griech. Regentschaft, 161.
Kobell, Maler, 38, 41, 305.
Koch, v., Kultusminister 360.
Koch, Appellgerichtspräsident 142.
Koch, Maler 17, 48, 291, 292, 313.
Köln 191, 192, 354, 355, 356 370.
Körner 323.
Kolb 159.
Koletti 157.
Koliopulos 158.
Kolokotroni 151, 160.
Kranzberger 306.
Kreitmayr 323.
Kreling 315.
Kreuzer 155, 162, 213, 251, 342.
Krüdener 72.
Küstner 243.
Kulmann 135, 136, 141.
Kurowsky 145.

Lachner 243.
La Fere Champenoise 387.
La Garde 38.
Lamennais 260.
Landau 106. 368.
Landsberg 101, 174.
Landshut 9, 28, 205, 332, 408.
Lang, v. 75, 375.
Lange 307.
Langer 313, 317.
Lasaulx 209, 266.
Leeb 113.
Lefebvre 27, 29, 30.
Lehmaier 160.
Leiningen, Fürst v. 280, 281.
Leipzig 36, 43.
Leopold, Prinz von Coburg, 155, 156.
Leopoldskron 352, 403.
Lerchenfeld, v., Minister, 88.
Lerchenfeld, Gust. v., Abgeordneter, 233.
Lesseps 353.
Lichtenheld 307.
Lichtenthaler 56, 66, 68.
Link 399.
Linz 21.
Löffler 307.
Löble 243.
London 38.
Luden 90, 391.

Ludwig XVI., König von Frankreich, 1, 2, 4.
Ludwig Philipp, König von Frankreich, 195.
Ludwigshöhe 403.
Ludwigslust 323.
Luegpaß 29, 30.
Luitpold, Prinz von Bayern, 371.
Lupin, v. 178.

Mac Iver 65.
Mainbernheim 145.
Manfredini 324.
Mannheim 3, 4, 41, 42, 73, 74, 95, 125, 322, 359.
Mannlich 5.
Marie Louise, Kaiserin von Frankreich, 388.
Marie, Königin von Bayern, 196.
Martin 344.
Martius 91, 209.
Maurer, v. 91, 135, 158, 160, 161, 237, 238, 239, 264 ꝛc., 291, 362, 376, 413.
Max I. Joseph, König von Bayern, 1, 2, 5, 7, 9, 19, 25, 27, 33, 35, 70, 83, 113, 120, 317, 320.
Maximilian II., König von Bayern, 10, 65, 68, 185, 196, 222, 269, 286, 287, 290, 358.
Meles 164.
Menzel 393.
Merey-Argenteau, Graf, 33, 35, 43, 71.
Metten 100, 399.
Metternich, Fürst 73, 77, 88, 94, 130, 166.
Metzger 41, 335.
Metzger-Bespermann 243, 246.
Meyerbeer 38, 389.
Miaulis 158.
Milbiller 10.
Miller 324, 325, 326, 335.
Mittermaier 90.
Möhler 201, 209.
Montez, Lola 257 ꝛc., 413, 414.
Montgelas, Graf 8, 9, 19, 35, 69, 71, 90, 133, 135, 161, 168, 172, 411.
Moreau 9.
Morgenstern 117, 307.
Müller, Joh., Geschichtschreiber, 3, 4, 6, 11, 12, 23, 26, 109, 322, 323.
Müller, Maler in Rom, 17.
Müller, Moritz, Genremaler 306.
Müller, Philologe 209.
Münch 103.
Münch-Bellingbausen, v. 256.
München 1, 7, 25, 27, 32, 46, 100, 122 f., 131, 155, 157, 169, 257 ꝛc., 272 ꝛc., 299 ꝛc., 321, 329 ꝛc., 358, 359, 369, 371, 372, 373, 401, 402, 403, 404, 414.
Münster, Graf 385.

Nägelsbach 209.
Napoleon I., Kaiser von Frankreich 3, 20, 21, 25, 27, 33, 388.
Napoleon III., Kaiser von Frankreich, 353, 366.
Nauplia 157, 159, 160, 162, 323.
Neapel 297.
Neckar-Elz 5.
Neher 306, 337.
Neuburg a. d. D. 205, 222.
Neumann 189, 375.
Neumayer 88.
Neureuther 113, 117, 300.
Neustadt a. H. 106.
Neveu 114.
Ney 24.
Niebuhr 49.
Nikolaus, Kaiser von Rußland, 94, 155.
Nilson 309.
Nizza 353, 370, 372.
Nürnberg 105, 118, 126, 172, 179, 278, 309, 356 ꝛc., 369, 373, 396.
Nymphenburg 26, 342, 403.

Oberammergau 100.
Oeblenschläger 255.
Oettingen-Wallerstein, Carl Fürst v., 238.
Oettingen-Wallerstein, Ludwig Fürst v. 138, 139 ꝛc., 168 ꝛc., 175, 181, 200, 225, 234, 265, 272 ꝛc., 366, 377, 412.
Oggersheim 3.

Ohlmüller 49, 335, 336.
Olen 90, 91, 146.
Otto, König von Griechenland, 149 ꝛc., 306, 361, 362, 363, 376, 407.
Overbeck 49, 117, 303, 308.

Palermo 337.
Palm 323.
Pappenheim, Graf 251.
Paris 21, 38, 42, 452, 353, 370, 388, 389.
Paros 164.
Passavant 202.
Pechmann 171.
Pellegrini 233.
Perraibos 165.
Petersen 96.
Pettenkofer 209.
Philipps 266.
Pilotz 314, 315.
Pius VIII., Pabst 293.
Platen, Graf 63, 84, 107, 297, 322, 391.
Pocci, Graf 289.
Pözl 375.
Poißl, v. 413.
Polozk 34.
Pommersfelden 358.
Pompeji 297, 302, 341.
Posch, v. 21.
Poverti 295.
Prantl 209.
Pultusk 22, 23.

Quaglio 112, 256, 306, 311.

Radowitz 197.
Raglovich 189.
Rahel Levin 38.
Raisach, Graf, Kreisdirektor 40, 70.
Raisach, Graf, Bischof von Eichstädt, 190.
Ranke 393.
Rauch 24, 41, 109, 317, 319, 332.
Raumer 90, 185, 393.
Rechberg, Graf 77, 78, 88, 349.
Regensburg 106, 119, 322, 346, 347, 399, 400, 401, 402.
Reichenbach 170, 330.
Reinhard, Graf v. 375.
Reinhard, Maler 17, 53, 291, 292.
Rhomberg 117, 306, 311.
Richter 209.
Ried 35, 46.
Riedl, Bischof von Regensburg 216.
Riedel, August, Maler 127, 291, 292.
Rietschel 317, 319, 323, 324.
Ringelmann 355.
Ringseis 29, 46, 52.
Rohmer 217, 235, 261.
Rohrbach 5.
Rom 16, 118, 288 ꝛc., 335, 376, 403.
Roß 164.
Roth 174.
Rothmund 209.
Rothschild 350.
Rotteck 103, 146.
Rottmann 118, 256, 288, 306.
Ruben 336.
Rudhart 134, 136, 138, 166, 169, 400.
Rückert 52, 209, 210, 255.

Sailer 6, 10, 91, 99, 216, 322.
Salfeld 146.
Salzburg 32, 36, 43, 46, 323.
Sambuga 6, 7, 9.
Saphir 102, 244.
Schell 401.
Schadow 11, 22, 22, 41, 46.
Scharnhorst 406.
Schechner 243.
Scheibler 387.
Schelling 56, 90, 91, 102, 209, 211, 352.
Schenk, v. 99, 102, 107, 131, 134, 135, 200, 245, 246, 255, 293, 330, 331, 333, 394, 393, 399, 404, 407, 410.
Scheyern 213, 216, 337.
Schiller 13, 322, 323.
Schinkel 109, 124.
Schlegel, Friedr. 395.
Schleich 307.
Schleißheim 309, 342, 403.
Schlözer 10.

Schlosser 222.
Schlotthauer 301, 302.
Schmeller 91, 209.
Schmid 323.
Schmidtlein 78, 91.
Schneidawind 22.
Schnorr 49, 51, 117, 302, 307, 317, 333.
Schön 313.
Schönborn, Graf 145.
Schönbusch 403.
Schönlaub 336.
Schönlein 146, 209.
Schöpf 297.
Schorn 91, 311.
Schrank 10.
Schraudolph, Claudius 306.
Schraudolph, Johann 305, 308, 336, 344, 345.
Schrenk, v. 260.
Schröder, Sophie 243, 245, 349, 353.
Schubert 90, 91, 253, 320.
Schüler 141.
Schwäbl 200.
Schwanthaler, Ludwig 109, 113, 118, 289, 308, 317, 318, 319, 324, 325, 327, 339, 340.
Schwanthaler, Xaver 308, 340.
Schwarzmann 345.
Schwetzingen 250.
Schwind 117, 304, 309.
Seinsheim, Graf 15, 26, 46, 138, 289, 295, 400.
Selleny 377.
Seuffert 135, 146.
Siebenpfeiffer 140, 142, 143, 144.
Sigl-Vespermann 243.
Smets 193.
Speier 100, 106, 310, 343 ꝛc., 403.
Spontini 412.
Stadion, Graf 29.
Stahl 208, 209.
Staudacher 243.
Steffan 307.
Stein, Frhr. v. 24, 36, 40, 41.
Steinle 303.
Stengel, General 30.
Stengel, Kabinetssekretär, 160.
Stieler 117, 258, 305, 313.
Stiglmayr 113.
Straßburg 1, 3, 370, 385.
Strauß 201.
Streber 54.
Streiter 400.
Strodl 211, 212, 216, 263.
Struve 289.
Stürmer 138.
Stürzer 91.
Stunz 38, 110, 243.
Stuttgart 373.
Sugenheim 188.

Tann, von der 218.
Taufkirchen, Graf 99.
Theodelinde, Prinzessin von Bayern, 65.
Therese, Königin von Bayern, 32, 63, 246, 372.
Thibaut 90.
Thierry 27.
Thiers 195, 404.
Thiersch 12, 13, 82, 89, 91, 92, 102, 137, 155, 156, 157, 158, 165, 173, 204, 208, 209, 273, 276, 394.
Thon-Dittmer 221, 228, 285, 286.
Thorwaldsen 17, 47, 50, 54, 59, 115, 118, 119, 219, 291, 294, 316, 317, 322, 326.
Thürheim, Graf 88.
Tieck, Schriftsteller 90.
Tieck, Bildhauer 24.
Traunstein 359.

Uhland 146.
Urban 243.

Varnhagen 71, 104, 149.
Veit 49, 51.
Venedig 25.
Vitry 388.
Visconti 294.
Völderndorff, v. 96.
Vohburg 415.
Voit 309, 326, 341.
Voltz 261, 182.
Vowinkel 96.

Wagenbauer 113, 311.
Wagner 17, 41, 54 ꝛc., 109, 113, 252, 290, 291, 297, 319, 320, 335, 341, 348, 349.
Wagram, Elisabeth Prinzessin v. 349.
Walther 209.
Warschau 22.
Washington, v. 26.
Weimar 104, 323, 322.
Weinrich 138.
Weinsberg 323.
Welcker 146.
Westenrieder 323.
Weveld, v. 364.
Widnmann 303, 319, 327.
Wien 38, 342, 352, 373, 377.
Willich 236.
Winterhalter 305.
Wirschinger 138.
Wirth 140, 141, 143, 144.
Wittmer 291, 292.
Wörgl 27.
Wolf 295.
Wrede, Carl Fürst, 233, 234, 281.
Wrede, Carl Fürst, Feldmarschall 36, 71, 94, 144, 224, 225, 321, 322, 335, 387, 388, 389, 400.
Würzburg 46, 144, 322, 341.
Wustlich 120.

Ypsilanti 80.

Zatory 23.
Zenetti 265.
Zentner 96, 103, 132, 138.
Ziebland 113, 333, 336, 337.
Zimmermann, Albert 307.
Zimmermann, Clemens 313, 358.
Zimmermann, Max 307.
Zimmermann, Reinh. Seb. 306.
Zimmermann, Richard 307.
Zu Rhein, v., Justizminister, 138, 144.
Zu Rhein, v., Minister des Innern, 265, 268 ꝛc.
Zweibrücken 125.
Zwengauer 307.

326.8.07

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Aus meinem Leben.

Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte

von

Maximilian I., Kaiser von Mexico.

2. Auflage. 7 Bände. 8. Eleg. brosch. 9 Thlr. 10 Sgr.; geb. 11 Thlr.

Mein erster Ausflug.

Wanderungen in Griechenland

von

Maximilian I., Kaiser von Mexico.

Mit dem Portrait des Verfassers.

8. Eleg. brosch. 1 Thlr. 6 Sgr.; geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Geschichte Wallensteins.

Von

Leopold von Ranke.

Zweite Auflage. gr. 8. Eleg. brosch. 3⅔ Thlr.; geb. 4 Thlr. 8 Sgr.

Kleine Schriften

von

Johannes Huber.

gr. 8. Eleg. brosch. 2 Thlr. 12 Sgr.; geb. 2 Thlr. 27½ Sgr.

Inhalt: Lamennais. — Jacob Böhme. — Spinoza. — Communismus und Socialismus. — Die Kehrseiten von London. — Deutsches Studentenleben.

Die römischen Päpste,

ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert.

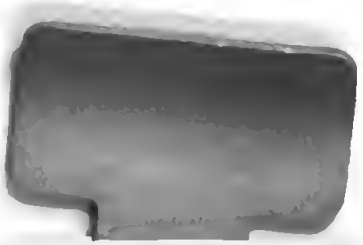
Von

Leopold von Ranke.

Fünfte Auflage. 3 Bde. gr. 8. Eleg. brosch. 8 Thlr.; geb. 9½ Thlr.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

ORESTE PAGNI
Legatore di Li
FIRENZE



Digitized by Google